Meyer's Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswertesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Fünfter Band.

Hildburghausen und New York.

Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut

1838

Zusätzlich versehen mit Abbildungen von Personen, Ereignissen und Artefakten,

bearbeitet und herausgegeben

von

Rudolf Kreutner

2. völlig überarbeitete und ergänzte Auflage.

Schweinfurt

2022

Inhalt

Vorbemerkung des Herausgebers

Ein ausführliches Vorwort steht dem Ersten Band voran. Ein Literaturverzeichnis für alle Bände bildet den Abschluß von Band III der „Pracht-Ausgabe".

Die Texterfassung erfolgte auf der Grundlage der von Herrn Peter Ketsch (Berlin) auf seiner Internetplattform „Enzyklothek"[1] zur Verfügung gestellten „Universum"-Ausgaben, die fast sämtliche Bände als PDF-Dateien mit unterlegtem OCR-Text umfaßt, was die mühselige Arbeit des Abtippens zum größten Teil ersparte. Der aus der PDF-Vorlage kopierte im Antiqua-Format vorliegende Text erforderte nun ‚nur' noch entsprechende Korrektur- und Formatierungsdurchgänge, wofür – bis auf das für das „Universum" charakteristische Querformat der Seiten – den Vorgaben Meyers möglichst genau Folge geleistet wurde.

Hauptquelle für die Erläuterungen bildeten die verschiedensprachigen Portale von Wikipedia, ergänzt durch weitreichende eigene Internet-, Lexikon-, Wörterbuch- und Literaturrecherchen. Im Falle eines direkten Bezuges zu einer Internetquelle wurde diese als Link in der jeweiligen Anmerkung angeführt.

Für die prosopographischen Einlassungen wurde neben Wikipedia auch auf das von der DFG über das Leibnitz-Informationszentrum Wirtschaft zur Verfügung gestellte „World Biographical Information System" zurückgegriffen.

Allgemein bekannte historische Persönlichkeiten wurden jeweils nur einmal kurz erläutert.

Literaturzitate wurden anhand des reichhaltigen Angebots der entsprechenden Portale wie Deutsches Text-Archiv (DTA), Google Books, Archive.org, HathiTrust, Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) sowie eigener Bibliotheksbestände autoptisch überprüft.

Da die Anmerkungen alle relevanten bibliographischen Angaben für Zitate bzw. Verweise enthalten, wird auf ein gesondertes Literaturverzeichnis verzichtet.

Die für die großen Städte zusammengestellten Artikel finden sich alle im Band der ersten Erwähnung. Residenzstädten wie Coburg, Innsbruck, London, München oder Paris etc. wurden zumeist auch die in der näheren Umgebung befindlichen Schloßanlagen hinzugefügt.

Bei Meyers freier Zitierweise muß leider davon ausgegangen werden, daß so mancher Literaturnachweis „durch die Lappen" gegangen sein dürfte.

Nicht wenige der Örtlichkeiten wurden mit Hilfe von Google Maps überprüft und damit zweifelsfrei identifiziert.

Auf Ortsnamen wurde in der Regel nur dann näher eingegangen, wenn sich deren Schreibweise geändert hat.

Auf Artikel, die wegen der thematischen Anordnung im selben Band an andere Stelle stehen, wird nicht eigens verwiesen.

Gebäude aus dem Mittelalter, deren Baugeschichte sich oftmals über Jahrhunderte hinzog, blieben bis auf wenige Ausnahmen bei den Erläuterungen unberücksichtigt.

Transliterationen aus dem Osmanischen wurden im Wesentlichen nach der Istanbuler İslâm Ansiklopedisi (İA) vorgenommen; die Umschrift einzelner Begriffe wurde zumindest teilweise aus den untengenannten Wörter- bzw. Lehrbüchern rekonstruiert.

Als Quellen für die osmanische Schreibweise dienten:

- Hindoğlu, Artin [(1780-1840?)]: Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.
- Frashëri, Sami [(1850–1904)]: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.
- Redhouse, James W. [(1811–1892)]: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: A. H. Boyajian 1890.

Die Transliterationen aus dem Arabischen erfolgten durchgängig nach dem Regelwerk der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), die der kyrillisch geschriebenen slavischen Sprachen

[1] https://www.enzyklothek.de/einheitstitel/meyers-universum.

nach der einschlägigen Tabelle[2] der Universität zu Köln. Für das Hebräische wurde nach Möglichkeit auf die Vorgaben der „Deutschen Bibel-Gesellschaft“[3] zurückgegriffen.

Die Sprachbezeichnung „griech.“ bezieht sich der Regel auf altgriechisch (bei „hebr.“ auf biblisch-hebräisch). Wo es für das Textverständnis angebracht erschien, wurde in den Anmerkungen eigens zwischen alt-, mittel- und neugriechisch unterschieden.

Da bei Meyer oftmals nicht ersichtlich ist, welche Längen- bzw. Streckenmaße er gerade verwendet, möge man sich an folgenden ungefähren Vergleichs- bzw. Richtwerten orientieren:

- 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.
- Der Pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinische Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) und der engl. zu 30,48 cm.
- Die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geographische zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km und die engl. Meile zu 1,6093 km.

Der Herausgeber verfügt über die Bildrechte an sämtlichen hier präsentierten Abbildungen.

Mein aufrichtiger Dank für wertvolle Hinweise und tatkräftige Unterstützung gilt Herrn Peter Ketsch (Berlin), Frau Elfriede Kreutner (Schweinfurt), Herrn Martin Kreutner (Schweinfurt), Frau Dr. Karin Rhein (Schweinfurt), Frau Kyoko Shibasaki M. A. (柴﨑香子) (Düsseldorf) und Frau Prof. Dr. Claudia Wiener (München). Ihnen sind Herausgeber und Leser zu herzlichem Dank verpflichtet.

Dr. phil. h. c. Rudolf Kreutner, M. A.

P. S.: Eine erste, autobiographisch geprägte Teilbearbeitung von „Meyer Universum“ kann eingesehen werden unter:

http://d-nb.info/1202736416
bzw.
https://archive.org/details/Begegnungen_im_Universum

[2] http://slavistik.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/slavistik/Mitarbeiter/Buncic/translit.pdf.

[3] https://www.bibelwissenschaft.de/startseite/.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. [3]-7 u. 37f.

CLXXXIX. Der Dom zu Burgos.

Der rohe Mensch ist der Sklave der Natur; der Künstler macht sie sich unterthan. Indem er ihr blos Objektivität einräumt, behauptet er ihr gegenüber, als Erscheinung, seine Selbstständigkeit, als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seinen Gott. Die Gespensterlarve nimmt er ihm ab, welche den rohen Menschen ängstigt. Die finstere Höhle, welche der Indianer einem Gott-Ungeheuer gräbt, das mit der Stärke und dem Schrecken des Raubthiers die Welt verwaltet: in schöne Contouren zieht sie sich zusammen vor der griechischen Phantasie, und vor der christlichen Kunst verklärt sie sich zum Höchsten der Form, zum Symbole des Unendlichen und Unkörperlichen.

Es gibt keine erhabneren Aeußerungen der Herrschaft des menschlichen Geistes über die Materie, als die Wunder der gothisch-christlichen Baukunst. Alles an derselben hat eine symbolische, hieroglyphische Beredtsamkeit und Bedeutung. Hoch ragen die schlanken Säulenbüschel auf, immer mehre sich fest aneinander schmiegend, gleich den Säulen der heiligen Haine; und wie der Dom zum Himmel hinstrebt – in's All, in das Unendliche, so soll der Geist des Menschen im Dome zum Allmächtigen sich erheben und durch Gebet und Betrachtung die Weihe zum höhern Leben empfangen. Keine Verzierung, weder eine innere, noch äußere, ist zufälliger Schmuck. Bis auf das Monstranzhäuschen, welches, von kostbarem Metall, den Tempel im Kleinen wiederholt, ist Alles religiöse Bildersprache – Alles Heiligthum.

Betrachte diese Kathedrale. Sie ist der Triumph der christlichen Kunst, und schon der Blick auf das kleine Bild erfüllt dich mit Bewunderung und Ehrfurcht; fordert dich auf, dein Gemüth zu sammeln aus der Zerstreuung des Irdischen, und dich zu bereiten zu Gebet und Andacht. Sie ist wahrhaftig ein Haus des Allerhöchsten. Ganz Spanien, das an schönen Kirchen so überreiche, besitzt keinen herrlicheren Tempel. Schon zur Zeit des Columbus[4] sang ein spanischer Dichter:

> Burgos ist der Städte Krone,
> Burgos' Cid[5] die Kron' der Ritter,
> Burgos' Dom die Kron' der Kirchen.[6]

Armes Burgos! Was damals dich zierte und ehrte, ist auch heute noch dein Schmuck und dein Ruhm! aber du selbst, du alte Hauptstadt Kastiliens! bist nur noch ein Schatten von Ehedem, ein Bettler, der im Königsmantel einhergeht. – Nichts Erhabneres, als der Anblick von Burgos aus der Ferne, dieses Waldes von prachtvollen gothischcn Thürmen, die der Stadt das Ansehen geben, als wäre sie ein großer Pallast des lebendigen Gottes. Aber kömmt man in die Stadt selbst, wie grell ist der Gegensatz! Die Straßen sind unregelmäßig, größtentheils enge, schmutzig; viele sind ohne Pflaster; die Entvölkerung (von den 80,000 Einwohnern in den Tagen ihres Glanzes sind 7000 übrig!) fällt mit allen ihren Merkzeichen sogleich in die Augen. Selten begegnet man einem Vorübergehenden, und in den Hauptstraßen wächst Gras! Es gibt eine königliche Kammer für Manufakturen und Handel; aber der größere Verkehr und die Fabriken haben hier längst aufgehört, und jene mit Richtern und Assessoren reichlich versehenen Collegien füttern nichtsthuende Sinekuristen[7]. Für das ewige Heil der Hand voll Bewohner wird

[4] Christoph Kolumbus (ital. Cristoforo Colombo, span. Cristóbal Colón; ca. 1451–1506).

[5] El Cid (eigentl. Rodrigo Díaz de Vivar; ca. 1045–1099), kastilischer Ritter und Söldnerführer aus der Zeit der Reconquista, der in der Neuzeit zum spanischen Nationalhelden avancierte.

[6] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[7] Sinekure (verkürzt aus lat. „sine cura animarum", „ohne Sorge für die Seelen", d. h. ohne Verpflichtung zur Seelsorge) bezeichnet ein Amt, mit dem Einkünfte, aber keine Amtspflichten verbunden sind.

durch 24 Kirchen und durch 22 Klöster und Abteien gesorgt! Die Klöster nehmen ganze Straßen ein, und die öftere Wiederkehr ihrer unabsehlich langen Fronten mit vergitterten und verschlossenen Fenstern und Thüren, in welchen, seit Aufhebung der religiösen Orden[8], keine Menschliche Seele mehr haust, vermehrt die Einsamkeit. Vor der Unterdrückung der geistlichen Corporationen zählte Burgos über 900 Mönche. Man konnte sagen: die ganze Stadt sey ein großes Kloster. –

Tief haben die priesterlichen Sitten hier Wurzel geschlagen und noch ist ihr Gepräge unverwischt. – Du siehst keine lachende Miene auf den Gesichtern der Vorübergehenden; die meisten haben den Ausdruck eines stupiden Ernstes, der die Langeweile und Gedankenlosigkeit als Gott verehrt. Hier ist keine der Vergnügungen zu finden, an die der Fremde in jeder größern Stadt gewöhnt ist. Zu Burgos gibt es keine Bälle, keine Salons, keine Unterhaltung und keine Intelligenz. Bleich und matt schleichen die Nachkommen des großen Cid durch ein Leben, dessen Thatenlosigkeit den Namen schändet, auf den sie stolz sind. Sie haben die Erinnerung an’s Große nicht verloren; aber der Sinn und die Begeisterung dafür scheinen ausgestorben zu seyn.

Doch, wenden wir das Auge weg von dem Nachtgemälde der Stadt und kehren es der Kathedrale zu, die uns an diesem Orte wie eine himmlische Erscheinung vorkommt! Dieser wundervolle Bau, durch dessen hohe Pforten die Bevölkerung von Burgos sich wie das Blut durch das Herz bewegt, ist zugleich der Centralpunkt des hiesigen Lebens.

Die Zeit der Erbauung der Basilika fällt in das 13., 14. und 15. Jahrhundert. 250 Jahre unermeßlichen Fleißes und überschwenglicher Kunst reichten hin, ein Werk harmonisch zu vollenden, dessen liefe Zweckmäßigkeit und hoher Ernst des Plans; dessen kühne und wohlverstandene Anordnung und unendlicher Ideenreichthum in Schmuck und Verzierung, eben so sehr mit Bewunderung erfüllen, als die Größe der Masse Erstaunen abnöthigt. Der Wunderbau, welcher aussieht, als wäre er von der Hand eines Benvenuti Cellini[9] aus leichter Filagränarbeit zusammengefügt, bildet doch eine Steinmasse so groß, daß sie nur von wenigen christlichen Kirchen übertroffen wird. Des Doms Länge mißt 320 Fuß[10], die Breite 216, und die Höhe der beiden das Portal überragenden Thürme ist nicht weniger als 170 Ellen[11]. Auf der Mitte des Kreuzes erhebt sich der Hauptthurm mit acht Pyramiden. Ueber den zwei Eingängen des Kreuzarms ist, 120 Fuß über dem Boden, eine Gallerie zwischen zwei, mit hohen durchbrochenen Pyramiden dekorirten Pfeilern, so daß das ganze Gebäude eigentlich zwölf Thürme zählt. Sie sind alle ohne Kern und jeder wird von acht schmalen, sich im Knopfe vereinigenden und schließenden Rippen gebildet, welche wieder durch leichte, in Zweigen, Blumen und tiefsinnigen Verzierungen ausgebreiteten Horizontalrippen mit einander verbunden sind. Aus jedem Knopfe tritt eine Blume. Sinniger Gedanke des Meisters, mit den Symbolen der Unschuld sey das Gotteshaus zu krönen!

Das Innere des Doms, obschon der Dünkel der neuern Kunst und des verdorbenen Geschmacks[12] manches verändert und entstellt hat, ist des grandiosen Aeußern würdig. Keine Hand breit Raum ist ohne Verzierung, und doch ist dieser unendliche Reichthum keineswegs ermüdend, oder läßt den Gedanken an Ueberladung zu. Die Mannigfaltigkeit in den Formen, sowohl des Schnitzwerks von Holz, als der Figuren von Stein, ist so groß als die Zartheit ihrer Ausführung. Auf eine wunderliche, oft rührende Weise mischt sich das Groteske in die Darstellungen der ernstesten Gegenstände der Religion und des Lebens, eine Eigenthümlichkeit, der man, als Element der mittelalterlichen christlichen Kunst, in den bedeutendern Schöpfungen derselben allwärts begegnet.

---

[8] Im Zuge der ab 1798 begonnenen „Desamortización“ zur Sanierung der Staatsfinanzen. Nach anfangs eher zaghaften Enteignungsmaßnahmen kirchl. Güter wurden durch königl. Erlasse (9. Juni 1809, 23. Juli 1814 u. 25. Juli 1835) und auf Beschluß des span. Parlaments, der Cortes, vom 25. Oktober 1820 zunehmend ganze Ordensniederlassungen aufgelöst, und ihr gesamtes Vermögen der Staatskasse zugeführt. Die „Desamortización“ wurde mit unterschiedlichem Erfolg bis 1860 fortgesetzt und nachträglich vom Hl. Stuhl (1860) vertraglich gebilligt.

[9] Der ital. Goldschmied und Bildhauer Benvenuto Cellini (1500–1571).

[10] Es ist nicht ersichtlich, ob er hier den pariser Fuß zu 32,48 cm, den rheinischen Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) oder gar den englischen zu 30,48 cm meint.

[11] Dt. Längenmaß um die 60 cm.

[12] Des Barocks, der vom prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.

Ich schweige von den Schätzen, welche in diesem Gebäude bewahrt liegen; von den Heiligen-Bildsäulen aus Silber, den mit Edelsteinen verzierten goldnen Kirchengefäßen, Meßgewändern, Kleidern der Madonna und ihrer heiligen Frauen etc. etc. – Der Erzbischof, der, nach dem von Toledo, die erste geistliche Würde im Reiche verwaltet, ist der Hüter des Schatzes: – aber was das Dekret der Cortes[13] nicht vermochte, den todten Schatz heben, das wird die Anarchie, sobald sie, der wenigen Fesseln baar, ihre höllische Mission in dem unglücklichen Lande vollendet.

Nicht so groß als der Reichthum an Juwelen, Gold und Silber, ist der an Malereien in dieser Basilika. Doch enthält sie einige Hauptwerke der Kunst: eine Magdalena von Raphael[14] und ein wunderschönes Bild von Michel Angelo[15], – die heilige Jungfrau in Lebensgröße, – in deren Darstellung dieser große Maler des Riesigen, Geisterhaften und Furchtbar-Erhabenen gezeigt hat, daß dem wahren Genie nichts mißlingen kann, auch wenn es Gegensatze wagt.

Von spanischen Meistern ersten Ranges ist wenig hier zu finden.

Doch ist's nicht die Kunst, auch nicht der nur an den Gallatagen der Kirche sichtbare Juwelenschatz ist's, welcher die Bevölkerung von Burgos täglich in der Kathedrale versammelt. Eine Handvoll Asche und ein Häuflein Knochen, solche sind's, welche die magnetische Kraft verbergen, die die schwerbewegliche Masse herbeizieht. Keine Kirche in Spanien rühmt sich eines größern Reliquienschatzes, als der Dom von Burgos: und keine Bevölkerung hängt fester am Glauben ihrer wunderthätigen Kraft. Es ist dieser Glaube so mit ihren Vorstellungen verwachsen, daß selbst unbedeutende Geschäfte des Lebens ohne Gebet zu einem Arm- oder Wirbelknochen eines Heiligen nicht verrichtet werden können. Deshalb trifft man in der Kathedrale täglich ganz Burgos an. Man muß zu allen Stunden hineingehen; denn zu allen Tageszeiten bietet sie neue und unerwartete Scenen dar. Die Kirche ist so groß, daß in acht der Kapellen (jeder Heilige hat eine besondere) zugleich Kirchendienst gehalten werden kann, ohne daß einer den andern im mindesten durch vernehmbares Geräusch störe. – Der frühe Morgen gehört dem Pomp der Messe an, der mit einem Luxus gefeiert wird, welcher mit der Pracht des Orts übereinstimmt. Scharf stechen die rothen. und weißen Kleider der amtirenden Priester gegen die schwarzen, imposanten Kleider der Kanonici ab, und wenn man die lange, von 12 Chorknaben getragene Schleppe des Erzbischofs sieht, denkt man gewiß eher an einen Fürsten dieser Welt, als an den Jünger des Weisen, welcher nicht so viel sein nannte auf Erden, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Gegen Abend, wenn die Strahlen der sinkenden Sonne den buntbemalten Scheiben der hohen Fenster einen goldnen Lokalton verleihen, der ein verklärtes Licht über den ganzen Raum verbreitet, naht die Lieblingsstunde des einsamen Gebets. Frauen, in ihre Mäntel eingehüllt, kommen und entfernen sich leisen Trittes, und vor den entlegensten Altären knieen die schlanken, verschleierten Gestalten und vergießen die Thränen geheimen Schmerzes zu den Füßen der wunderthätigen Schreine und Bildsäulen. Sobald die Dämmerung in's Dunkel sich verliert, ändert sich abermals die Scene. Das Kommen und Gehen wird unruhiger; die schwankenden, bald zu süßer Wehmuth stimmenden, bald feierlich rührenden Flötentöne der Orgel scheinen zugleich zum Gebet und zur Liebe zu rufen. Dieß ist die Stunde der Intrigue und in das Schluchzen der Rührung mischen sich oft die Seufzer des Verlangens. –

Von der Gallerie des großen, mittlern Glockenthurms übersieht man die ganze Stadt und das umliegende Land. Burgos hat nicht den kahlen, öden Anblick der Städte in Aragonien und Neukastilien, die man von dem Genius der Wüste erbaut glauben sollte. Malerisch liegt es am Fuße eines in pittoresker Masse sich erhebenden Felsenhügels, den die uralte Königsburg der Beherrscher Altkastiliens krönt. Der klare Arlanzon[16] trennt die eigentliche, von Mauern und Gräben umgebene Stadt von den Vorstädten. So weit das Auge reicht, ist eine lachende Gegend, Reichthum an Grün, kraftvolle Vegetation und – ein seltener Anblick in Spanien – majestätischer Baumwuchs. Sorgfältige Kultur darf man freilich nicht erwarten; aber auch nicht deren widrige Wirkung. Denn blickt die Hand des Menschen, welche

[13] Das span. Parlament, deren Mitglieder nach der Verfassung von 1812 in einem gestuften, indirekten Wahlverfahren von allen männlichen Personen über 25 Jahren gewählt werden sollten; ein Einkommens- oder Bildungszensus war nicht vorgesehen.

[14] Raffaello Sanzio da Urbino (1483–1520).

[15] Michelangelo Buonarroti (eigentl. Michelangelo di Lodovico Buonarroti Simoni; 1475–1564).

[16] Span. Rio Arlanzón.

die Natur der Kegel unterwirft, zu sehr hervor, dann ist's um einen Theil des Malerischen einer Landschaft schon geschehen. Die phantastische Freiheit in Spanien steht ihr immer besser an, als ihr geschmigeltes [sic!] Wesen in Holland. – Die Dörfer liegen weit aus einander; dichter zusammen aber rücken Klöster und Villas, meistens ansehnliche Gebäude, in reizender, eine freie Aussicht beherrschender Lage. Ihre weißen Giebel und die hohen, schön geformten Glockenthürme durchbrechen und überragen die dunkelgrünen Blättermassen, mit denen sie, wie von heiligen Hainen umgeben sind; hie und da breiten sich einige einzelnstehende, riesengroße Kiefern fächerartig aus, wie Palmen des Südens. Die Aussicht reicht gegen Abend hin, durch das breite Flußthal, bis zum 20 Stunden[17] fernen Valenzia; nordöstlich aber ist sie beschränkt und geschlossen durch die nahe Sierra, die Wasserscheide zwischen Ebro und Duero, von welchen Strömen jener sein Wasser dem mittelländischen, dieser dem atlantischen Ocean zusendet.

Wendet man den Blick von der Gegend auf die Stadt zurück, so verliert sich das Auge in einem Labyrinthe enger Straßen und Häusergiebel und Thürme, deren Zahl unglaublich ist. Selten ruhen die Glocken: – und wenn an Sonn- oder Festtagen das gellende Geläute aller zugleich die Gläubigen zur Messe ruft und die Klöster der Nachbarschaft in den Chorus mit einfallen, dann wird's eine Musik, die kein menschliches Ohr ertragen kann. Schweigen sie aber, – dann ist's Todtenstille in diesen Höhen, kein dumpfes Gesumse, Leben und fröhlich schaffende Thätigkeit verrathend, dringt aus dem Chaos herauf und die Ruhe der Seligen scheint über Stadt und Gegend gebreitet. –

[17] 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12703 Fuß (bayr.) = 3707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.


CLXXXIX
Die CATHÉDRALE in BURGOS
in Spanien
Aus der Kunstanst. des Bibliogr. Inst. in Hildbghsn.
Eigenthum der Verleger



ANSICHT VON BURGOS
in Spanien

CCI. Burgos in Spanien.

[„]Es war ein schwüler Nachmittag; heiß brannte uns die kastilianische Sonne auf die Scheitel. Die fast erschöpften, trägen, stolpernden Maulthiere trugen uns langsam auf schroffen Pfaden zum Plateau der Sierra. Plötzlich hielt der voraustrabende Führer, und abendwärts deutend rief er aus: „Dort liegt Burgos mit seinen Thürmen!“ Schnell eilten wir nach. Welch eine Aussicht! Ein ferner, hoher Berggürtel, der sich rund um die Gegend, in deren Mittelpunkt die Stadt lag, herzog, schien bis in die Mitte mit schwarzem, silberumsäumtem Gewölk umzogen, in dem Blitze zuckten, und aus welchem ein unheimliches Getöse herüber drang, wie aus einer ungeheuern Werkstatt. Die Stadt selbst dagegen erschien hell und klar. Ihre glatten und weißen Mauern warfen die glänzenden Strahlen der Sonne zurück, und das vortreffliche Ebenmaß, der edle Styl aller Gebäude, ihre schöne Zusammenstellung kamen auf das vortheilhafteste zum Vorschein. Silberne Blumen schimmerten von den Thurmspitzen, und güldene Kreuze funkelten und leuchteten, wie dreifache Flammen.

Rasch trabten wir hinab in die Ebene. Als wir in die alte Königsstadt einritten, war die Nacht schon eingebrochen. Hie und da eine Figur, die zur Kirche wandelte; dann und wann der Klang einer Meßglocke: sonst Todtenstille in den öden, finstern Gassen. Da fingen die schlanken, bunten Fenster in den Kirchen und die obern in den Pallästen an hell zu werden; der Vollmond war heraufgestiegen, und sein bleiches Licht fiel auf die hohen Gebäude. Die gewaltigen Säulen, Mauern und unabsehlichen Façaden der verschlossenen Kloster erhellten sich allmählich ganz, bis sie im reinsten, silberfarbenen Schimmer standen und mit den sanftesten Farben spielten. Jeder Gegenstand war nun deutlich sichtbar, und der Widerschein der Heiligenstatuen von den Portalgesimsen der Kirchen und Palläste, von den wunderlichen Arabesken in den durchbrochenen Thürmen und den reichen, phantastischen Verzierungen an den Häusern malte die Straßen geisterhaft. Ich dachte an Cid, den Ritter ohne Furcht und Tadel, und augenblicklich schuf meine Phantasie aus den leblosen Schatten ein lebendiges Getümmel von Rittern und Knappen, und Spießen und Schwertern, und Schildern und Helmen, die sich nach dem Balkon des alten Königspallastes zu neigen schienen, auf welchem ich ein gekröntes Paar auf goldenem Sitze, von Rittern und Edeldamen umgeben, zu erkennen glaubte. Noch träumte ich fort, als wir durch das Thor eines sehr großen Gebäudes einritten. In der Mitte des Hofes spiegelte sich der Mond in den Wellen eines Marmorbassins, in das die Silberstrahlen des Wassers plätschernd herabfielen. War mir es doch, als gehörte ich selbst mit zum Ritterzuge, der dem Könige zu huldigen kam. Erst als wir abgestiegen und in die öde, weite Wirthsstube getreten waren, aus der uns ein ekelhafter Gestank, das Wahrzeichen des Schmutzes, dieser Pest der spanischen Wirthshäuser, entgegen duftete, merkte ich, daß wir uns in einem spanischen Wirthshause befanden, dem besten in Burgos, aber schlechter als das schlechteste in Deutschland.“[18] –

So weit das Bild von Burgos, wie es die Feder eines deutschen Reisenden skizzirt hat. – Ich habe bereits bei einer frühern Veranlassung*)[19] eine Beschreibung von der alten Hauptstadt Castiliens gegeben, auf welche ich, um Wiederholung zu vermeiden, verweise.

---

[18] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[19] *) Im 1ten Hefte vom 5ten Bande des Universums.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 92f.

CCLXVIII. Die Prachtruine der Karmeliter in Burgos[20].

Längst schon in Trümmer und Schutt verfielen die Hallen des Tempels;
Aber die Pforte noch steht, Wunderwerk heiliger Kunst.
Hohe Apostelgestalten umstrahlet der Nimbus und über
Betende strecken die Hand segenausspendend sie hin.
Aber vor Allen bezaubert die himmlische Jungfrau,
Mutter des Heilands, voll Huld, rein auch und heilig wie er.[21]

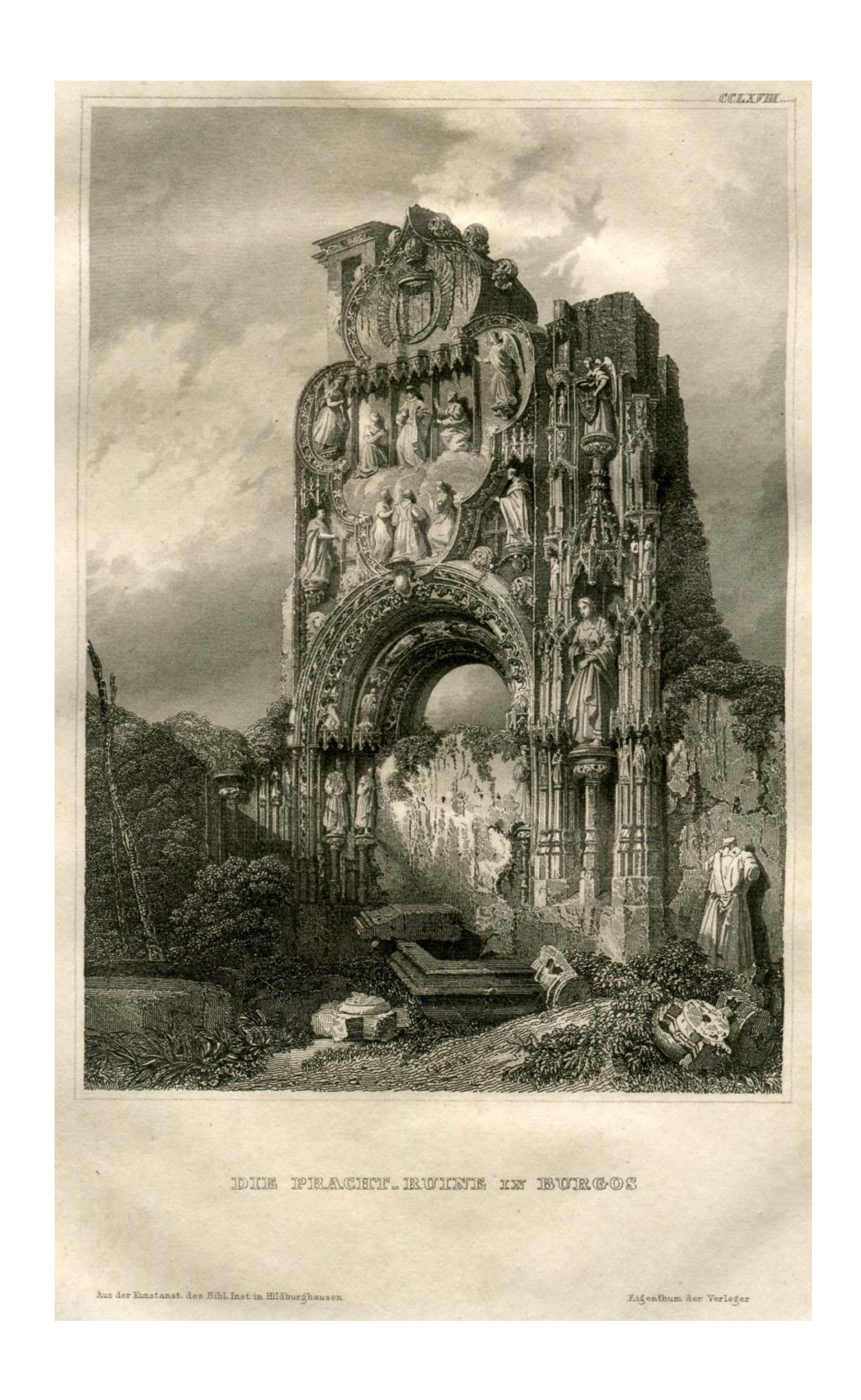
Wir haben schon früher die herrlichsten Werke gothischer Baukunst in der Stadt des Cid betrachtet. Blos das Schönste sahen wir noch nicht – die Ruine der Karmeliter. Nichts ist von diesem Wunderwerke noch übrig, als ein Thorgewölbe und das niedrige Gemäuer eines Kreuzgangs, der die eingesunkenen Gräber und Grabsteine des Klosterkirchhofs umschließt. Ein Gnadenbild der heil. Jungfrau machte einst dieß Kloster durch die ganze Christenheit berühmt. Wer in diese Zeit zurück sich denkt, im Geiste vor sich hinwandeln sieht die Tausende der Ablaßholenden; wie sie voller Demuth und Hoffnung eintreten durch die hohe Pforte, ihre Sündenlast und ihre Leiden niederzulegen am Altare der Gebenedeiten; wie sie dann heraustreten, heitern Angesichts, Seligkeit im Blicke, rein von Makeln und frei vom Wehe an Seele und Körper; oder wer im Geiste die Leichenzüge an sich vorüber schleichen sieht zum stillen Friedhof, das Kreuz voran und der hostientragende Priester, dann die verhüllten Särge und der Leidtragenden lange schwankende Reihe, begleitet von dumpfen Tönen der Glocken: – und er dann plötzlich aus dem Traume der Vergangenheit erwacht und die Gegenwart vergleicht, der wird eines Schauders sich nicht erwehren können, findet er alles so still, öde und todt um sich her, sieht er wildes Gesträuch aus den Mauern sprossen, Eulen horsten unter den Tabernakeln der Apostel, und junge Schwalben im Schooße der Mutter Gottes. Doch nur eines Gedankens braucht es, um ihn zu versöhnen, und den scheinbaren Widerspruch zwischen Aufbauen und Zerstören, Leben und Tod beruhigend und tröstend aufzulösen.

Die Bauzeit des Karmeliterklosters zu Burgos gehört jener Periode an, in welcher sich der gothische Styl schon entfaltet hatte, ohne noch alle Spuren des ältern byzantinischen[22] zu verwischen. Nichts kann reicher seyn, als die Dekorationen dieser Pforte; nichts grandioser, als ihre statuarische Ausschmückung mit den Bildsäulen der Kirchenfürsten; nichts graziöser und inniger, als das Bild der heil. Jungfrau. Letzteres steht in einer tiefen, kunstreich verzierten Nische auf einer Säule unter einem Tabernakel, der zugleich schützt und verhüllt. Anmuthig faßt sie mit der einen Hand ihr Gewand, und, die andere auf den Busen gelegt, neigt sie sich vorwärts, als sey sie im Begriffe, ihre Verehrer zu segnen. Himmlische Schönheit ruht auf ihrem verklärten Antlitz. – Die Vortrefflichkeit dieser Skulpturen gab vor einigen Jahren Engländern Anlaß, den Schutt aufzugraben, um nach mehr Bildwerken zu suchen. Im Begriff, eben eine reiche Beute wegzuführen, nöthigte sie die geistliche Oberbehörde, Alles wieder an Ort und Stelle zu bringen, und nachdem es Priester von neuem geweiht hatten, begrub es das Volk unter feierlichem Gesange wieder in den Schutt.

[20] Diese Abbildung von Robert Jennings (Lebensdaten nicht ermittelt) findet sich bereits in dem von John Roscoe’s (1791–1871) herausgegebenen Werk „Jenning’s Landscape Annual or Tourist in Spain. For 1837. Biscay and the Castile’s (London: R. Jennings; Asher 1837).

[21] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[22] Hiermit ist wohl die Romanik gemeint.



DIE PRACHT-RUINE IN BURGOS

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 8-10.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 116-119.

CLXXXX. Die Falkenburg.

Es saust durch's Gemäuer des Nordwinds Sturm
Sprachlos er; doch darein lispelt dem geweihten Ohr
Ernster Mahnung Wort! – Ich vernahm's, doch bleibt
Versiegelt das Wort. – Sause fortan, Sturm der Höh',
Wirst noch üben deine Kraft an der Räuber Burg,
Wenn den Staub der glänzenden Königspalläst' im Thal
Säuselnder West verweht hat. –[23]

Von Mainz bis Coblenz, auf der kurzen Strecke von 18 Stunden, erheben sich, meistens aus dem 12. und 13. Jahrhundert, die Ruinen einer so großen Menge von Ritterburgen, daß ihre Anzahl Erstaunen erregt. Manche hatten ihre Burggrafen oder Burgmänner und diese besaßen bedeutendes Eigenthum, entweder erblich, oder vom Reiche zu Lehen. Aber auf bei weitem den meisten hausten Ritter von Sattel und Stegreif[24]. Nicht selten machten sich mehre adeliche Gesellen zusammen, erbauten sich ein solches Adlernest gemeinschaftlich und lebten dann, wie die Raubvögel, von Beute, – von Mord und Diebstahl, wozu die Schifffahrt auf dem Rheine es niemals an Gelegenheit fehlen ließ. Zu diesen Raubschlössern gehörte auch die Falkenburg, welche, nahe beim Rheinstein, über dem Dorfe Dreieckhausen, von einem mit Weinreben und Buschholz bepflanzten Fels ernst und drohend auf den Strom herab sieht, den sie auf weiter Strecke hin überspäht.

So berüchtigt und gefürchtet das Geschlecht der Falkenburger war, so mangelhaft sind doch die Nachrichten über ihren Ursprung und die Zeit der Erbauung ihrer Veste. Die Glanzzeit derselben fällt in jene für ganz Deutschland so unglückliche Periode der Verwirrung, als, nach dem Sturze des Hohenstaufischen Hauses, vollkommene Anarchie das Reich zerfleischte und kein Recht mehr galt, als das Recht der Faust und des Schwerdtes. Da mochte Jeder ungestraft plündern und rauben, so viel er Lust hatte und gewältigen konnte, und die adelichen Schnapphähne hatten ihre goldene Zeit. Aber sie verging, wie alle, goldne Zeiten. Rudolf der Habsburger[25] wurde zum Kaiser gewählt, und nachdem er nur erst die mächtigern Feinde zum Frieden gebracht hatte, suchte er auch im Reiche Ruhe und Sicherheit herzustellen; denn hehr und kräftig war sein Wille und stark sein Arm. Erst ließ er zu Nürnberg (1271[26]) von den Franken und später zu Mainz (1281) von den Fürsten, Grafen und Edelleuten einen

[23] Die dritte Strophe – äußerst frei zitiert – von Friedrich Leopold von Stolbergs (1750–1819) Gedicht „Mansfelds Trümmer. An meine ältesten Söhne Ernst [(1783–1846)] und Andreas [(1786–1863)]. Den 8ten Juny 1812." Es war erstmals veröffentlicht worden in „Die Musen. – Herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué [(1777–1843)] und Wilhelm Neumann [(1781–1834)]. Jahrgang 1813" (Berlin: J. E. Hitzig [1813]), S. 246.

[24] Veraltet für Steigbügel; Raubritter bezeichnete man als Ritter von Sattel und Stegreif.

[25] Siehe hierzu S. 176, Anm. 624.

[26] Aus dieser Zeit ist kein Landfriede bekannt.



FALCKENBERG

Landfrieden auf 5 Jahre beschwören. Ueber eine gewisse Zeit hinaus konnte damals ein Kaiser in solchen Dingen nicht: und auf einem frühern Reichstag hatte er von den Ständen nicht einmal so viel, sondern nur das Gebot dreitägiger Ankündigung bei jeder Fehde erlangen können. Zugleich erließ er die Verordnung: „daß ferner Niemand eine Burg haben sollte, es geschehe denn ohne des Landes Schaden.“[27]

Es kehrten sich jedoch gar wenige der edlen Raubgesellen an den Landfrieden und an das kaiserliche Gesetz: zumal in Schwaben und am Rheinstrom wurde nach wie vor jeder Reisende, den man erreichen konnte, niedergeworfen und seiner Habe beraubt, Schiffer und Fuhrleute geplündert, Frauen und Kaufleute aufgefangen, in die Verließe geworfen und gefoltert, um hohe Lösegelder für ihre Befreiung zu erpressen. Selbst die Kirchen und Klöster waren nicht mehr sicher vor den gottlosen Rittern; und wenn es in der Nähe nichts mehr zu stehlen gab, dann wurde ein gemeinschaftlicher Zug, in größere Entfernung, auf Städte und Flecken unternommen. Jeder, der einen Einfall zu einer Beute versprechenden Unternehmung hatte, theilte sie den Nachbarn mit und warb sich so viele Theilnehmer, als er nöthig hatte; man wählte einen gemeinschaftlichen Hauptmann, meistens den kühnsten und tapfersten, und – fort ging’s nun zum Fehdezug, ohne andern Zweck als Raub, Plünderung. Oefters standen die berüchtigten Falkenburger an der Spitze solcher nobeln Unternehmungen!

Da entbrannte Kaiser Rudolf in gerechtem Zorn und er faßte sein Schwert und schwur: Friede dem Reiche, den Friedensbrechern aber den Tod! An der Spitze eines Heeres zog er aus durch viele Provinzen. In einem Jahre[28] zerstörte er in Schwaben und am Rhein 66 adeliche Burgen. Was in einem solchen Raubnest gefunden wurde, adelich oder unadelich, mußte mit dem Strang büßen. Das Sprüchwort: „mitgegangen, mitgehangen“ stammt aus dieser thatkräftigen Zeit. Da jubelte das deutsche Volk und nannte ihn „Erlöser und Wiederhersteller des deutschen Vaterlandes“, und der Bauer kehrte zu der verlassenen Pflugschaar, der Bürger zu seinem Gewerbe zurück. So lange Rudolf lebte, herrschte fortan Friede und Sicherheit im deutschen Reiche. –

Auch die Falkenburg traf das wohlverdiente Schicksal. In einer Nacht loderten die Feuersäulen von Sonneck, Rheinstein und Falkenburg, einem Kleeblatt des Raubs und des Schreckens, gen Himmel. Die gefangenen Bewohner, Ritter und Reisige, verdammte das Machtwort des Kaisers zum Strang.

Als vom Kaiser das furchtbare Urtheil gesprochen war, welches die Vertilgung von drei ritterlichen Geschlechtern zur Folge haben mußte, warf sich Graf Waldeck[29], den Falkenburgern verwandt, dem Monarchen zu Füßen und bat Universum, um der Gefangenen nacktes Leben. Mit ihm knieten und baten die Andern; flehentlich faßten sie den Saum des kaiserlichen Mantels und riefen um Erbarmen. Aber unbewegt und mit Hoheit sprach der große Kaiser die großen Worte: „Versucht es nicht, den Weg der Gerechtigkeit zu stören. Laßt die Räuber und Mörder ihren verdienten Lohn empfangen. Schmäht euch nicht damit, daß ihr sie Ritter nennt. Ein Ritter ist vor Gott und eurem Kaiser nur Der, welcher Treu und Glauben übt bis an seinen Tod; der den Frieden des Reichs hält, nicht ihn bricht; der den Bauer und Bürger schützt, nicht unterdrückt; der des Kaisers rechte Gebote ehrt, nicht sie mit Füßen tritt. Steht auf und wage Keiner wieder, was eben geschehen! So wahr ich Kaiser bin, und so wahr ich seyn will ein gerechter Richter: wären die, die ihr Ritter nennt, lauter Herzöge des Reichs, sie sollten doch der verdienten Todesstrafe nicht entgehen!“

Man hätte erwarten sollen, daß die ausgebrannten Raubnester in ihrem Schutt gelassen worden wären; aber unter Rudolfs Nachfolgern regte sich die Macht des Faustrechts wieder, und unter Carl dem Vierten[30] wurde seine Herrschaft wieder so frech und unerträglich, als je zuvor. Jetzt waren es nicht mehr die Ritter allein, welche das Handwerk der Schwert-Zöllner aus ihren Raubnestern übten: die Fürsten am Rheine trieben’s ins Große. Sie stellten die zertrümmerten Vesten wieder her und setzten ihre schlechtesten Gesellen hinein, mit denen sie die Wegelager- und Buschklepperei auf halbe Rechnung übten. Besonders waren es Mainzische Orte und Mainzische Reisende und Waarenführer, welche von

[27] Dieses und die nachfolgenden Zitate sind so nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[28] Angebl. im Jahre 1290.

[29] Otto I. († 1305), seit ca. 1275/1276 Graf von Waldeck.

[30] Karl IV. (tschech. Karel IV.; 1316–1378), seit 1346 römisch-deutscher König, seit 1347 König von Böhmen, ab 1355 König von Italien und römisch-deutscher Kaiser.

den Burgen dieser Gegend gedrangsalt wurden. Ein Lehensmann des rheinischen Pfalzgrafen – Cunzmann von der Falkenburg[31] – war bei der auf der Frankfurter Straße geschehenen Ermordung Friedrich's von Braunschweig[32] thätig, die ihm (1400) Verbannung aus dem Reiche zuzog.

Nach endlich fest aufgerichtetem Landfrieden wurde die Falkenburg verlassen, und nach und nach verfiel sie. Da liegt sie nun, eine öde und wüste Ruine; und sie, der einstige Schrecken der Gegend, ist nur noch ihr Schmuck. Keine Spur von Leben rührt sich im weiten, mit Trümmer und Schutt bedeckten, und mit Buschwerk und Flieder überwachsenen Burghof, es müßte denn ein Käutzchen seyn, das das Gemäuer umschwirrt, oder ein furchtsames Reh, das durch's Gebüsch entflieht. Eine gewaltige Vertiefung im Burgraum deutet an, wo das Verließ war. Auf dessen eingestürzten Gewölben, deren Decken sonst von den Tönen des Jammers und der Verzweiflung widerhallten, rankt blühender Epheu. Feierliche Stille umgibt den einsamen Wanderer, der diese Trümmer besucht; nur Heerdengeläute tönt leise aus dem Grunde herüber, oder die Schalmei der Hirten, oder die Glocken benachbarter Dörfer.

[31] Konrad von Falkenberg († 1417), der sich selbst Kunzmann nannte.

[32] Friedrich I. von Braunschweig und Lüneburg (1357/58–1400; ermordet).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 11-14.

CLXXXXI. Das Cap der guten Hoffnung[33].

Afrikas Südspitze ist im brittischen Weltstaate, politisch wie kommerziell, einer der wichtigsten Punkte. Als äußerstes Ende des alten Continents, weit in den südlichen Ocean sich streckend, ist das Cap der guten Hoffnung der Schlüssel zum Anglo-Indischen Reiche und zu den australischen Besitzungen Englands, deren Bedeutung nicht minder groß ist, als ihre Ausdehnung.

Die Entdeckung des Caps muß aus der Wiederauffindung der Canarischen Inseln im 14. Jahrhundert hergeleitet werden. Diese richtete den Unternehmungsgeist jener regen Zeit auf Afrika. Prinz Heinrich von Portugal[34], welcher, während seiner Feldzüge gegen die Mauren, über die südliche Ausdehnung des afrikanischen Continents Nachrichten gesammelt hatte, gerieth zuerst auf den großen Gedanken, durch die Umschiffung des Welttheils einen neuen Weg nach Indien zu bahnen und seinem Vaterlande einen Theil der unermeßlichen Vortheile zu erwerben, welche Genua und Venedig aus dem Monopol des indischen Handels zogen. Es war kein kleines Vorhaben bei dem damaligen Zustand der Schifffahrt und der Wissenschaft. Noch hatte kein Europäer die Linie passirt. Ein festgewurzelter Wahn umgab die Erde am Aequator mit einem glühenden Lichtgurte, welcher Alles, was sich ihm nahe, in Asche verwandele. Es getraute sich damals kein Schiffer über Cap Bojador[35] hinaus: wer es wage, hieß es, kehre nie zurück. Des Prinzen Ausdauer und Muth hatten, wie sich wohl begreifen läßt, mehr mit diesen Vorurtheilen zu kämpfen, als mit den Elementen: dennoch drang er bis in's Aethiopische Meer vor und entzauberte den Aequator von seinen Schrecken. Heinrich starb 1473. Was er zur Hälfte vollendet hatte, vollbrachte man unter König Johann dem Zweiten[36]. 1487 erblickte Barthol. Diaz[37] das Vorgebirge, welches die Spitze Afrikas im Süden ausmacht und er nannte es „Cap der guten Hoffnung," weil er, obschon durch die Meuterei seines Schiffsvolks zur Umkehr gezwungen, die Ueberzeugung hegte, von da aus, quer durch das Meer schiffend, Indien, das erstrebte Ziel seiner Fahrt, zu erreichen. – Es war keine Täuschung. Zehn Jahre nach ihm umschiffte der gleich kühne, aber glücklichere Vasco di Gama[38] das Cap und landete an der Malabarischen Küste. Venedigs und Genuas Sterne erbleichten.

Die ersten Kolonisationsversuche am Cap wurden von den Portugiesen schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts gewagt. Sie scheiterten diesmal und noch öfters in späterer Zeit: theils durch Seuchen, theils durch die Waffen der Neger. Lange blieb hierauf das Cap verlassen. Die Schiffe aus und nach Indien legten in der Tafelbai an, um Wasser einzunehmen und bis in's 17. Jahrhundert wurde Südafrika als herrenloses Land angesehen, mit gleichem Rechtsanspruch für alle seefahrenden Nationen. Es nahmen zwar, 1620, Engländer förmlichen Besitz von der Tafelbaiküste; aber da es auch jene bei einem schwachen und mißglückten Kolonisationsversuche bewenden ließen, fiel bald Alles wieder in das frühere Verhältniß zurück. Erst dreißig Jahre nachher setzten die Holländer die Ansiedelung durch, indem sie hundert Landstreicher und hundert Mädchen der verworfensten Klasse von Amsterdam her-

[33] Port. Cabo da Boa Esperança; niederl. Kaap de Goede Hoop; Afrikaans Kaap die Goeie Hoop; engl. Cape of Good Hope.

[34] Heinrich der Seefahrer (portug. Infante Dom Henrique de Avis; 1394–1460).

[35] Arab. رأس بوجادور, Raʾs Būjādūr; ein Vorgebirge an der Nordwestküste Afrikas.

[36] Johann II. (protug. Dom João II; 1455–1495), seit 1481 König von Portugal.

[37] Der portug. Seefahrer und Entdecker Bartolomeu Dias (ca. 1450–1500).

[38] Vasco da Gama, seit 1519 conde de Vidigueira (ca. 1469‑1524).

führten, sie verheiratheten, eine Stadt gründeten, ein Fort errichteten und mit Gouverneur und Besatzung versahen. Dieß ist die Gründung der Capstadt[39].

Durch Beharrlichkeit und Klugheit blühte die Kolonie der Holländer auf und der Widerruf des Edikts von Nantes[40] führte ihr eine Menge gewerbfleißiger und vermögender Einwanderer zu. Die Holländer kolonisirten das Land weit umher und blieben im ruhigen Besitz desselben bis zur Zeit der französischen Revolution. Mit dieser beginnt für Südafrikas Geschichte ein neuer Zeitraum.

Holland, anfangs der großen europäischen Coalition gegen die junge Republik sich anschließend, wurde zum Abfall und zum Bunde mit Frankreich genöthigt[41], welcher Brittanien zwar vom Kriege des Festlandes ausschloß, dagegen aber Hollands Schiffe und Colonien seiner Seemacht preis gab. Der brittische Commodore Elphinstone[42] eroberte das Cap (16. September 1795) mit Capitulation, und der holländische Admiral Lukas[43], der die Wiedereinnahme im nächsten Jahre versuchte, wurde mit seiner ganzen Flotte gefangen. Der Friedensschluß von Amiens[44] stellte die Colonie dem Mutterlande, dem Namen nach, zurück; denn Frankreich war Herr überall, wo Holland zu gebieten hatte. Die bald darauf erfolgte Erneuerung des Kriegs, bei welchem Holland, als willenloses Werkzeug Napoleons[45], nicht ohne Theilnahme bleiben konnte, gab England die gewünschte Gelegenheit, einen Posten wieder zu erobern, dessen Werth es während eines siebenjährigen Besitzes schätzen lernte. Es erschien eine brittische Flotte im Januar 1806 unter dem Befehl des Sir Baird[46], setzte 5000 Mann ans Land, und zwang die Holländer zur Uebergabe der Capstadt. Seitdem hat Südafrika stets einen Bestandtheil des brittischen Weltstaates ausgemacht.

Capstadt liegt dicht unterm Tafelberge, an der weiten Bay, die von jenem seltsam geformten Felsenriesen den Namen entlehnt. Neben der Masse des fast 4000 Fuß hoch und senkrecht aufragenden Tafelbergs verschwindet gleichsam die Stadt, und ihre schönen und großentheils ansehnlichen Gebäude, welche sich amphitheatralisch über einander reihen, sehen, sammt den Citadellen auf den benachbarten Höhen, in größerer Entfernung wie Schwalbennester aus. Erst wenn der Riese dem Auge so nahe ist, daß es ihn nicht mehr ermessen kann, erst in der Stadt findet sich der rechte Maßstab wieder, und der Reisende ist erfreut, einen der schönsten und freundlichsten Orte der Erde zu finden. Die Straßen sind breit, regelmäßig, gerade; die Häuser 2 und 3stöckig, groß und stattlich. An den sehr breiten und hohen Trottoirs stehen schattende Eichen, die jede Straße zu einem vor der südlichen Sonne geschützten angenehmen Spaziergang machen. Die städtische Bevölkerung nahm unter der Herrschaft der Engländer um mehr als das Doppelte zu, und übersteigt 22,000 Personen, die in 1800 Häusern wohnen. Der Abstammung nach ist zwar fast die Hälfte der Bewohner holländisch; aber brittische Sitten und Lebensweise haben ganz das Uebergewicht gewonnen, und wenige Colonialstädte sind mehr englischen Ansehens, als die heutige Capstadt. Die Märkte zieren, wie in London, in der Mitte Gärten; Kaffeehäuser, Gasthöfe, Clubs, Vergnügen, Alles ist wie in Alt-England. Selbst Theater und die Wettrennen fehlen nicht. Das herrliche Klima macht die Capstadt für die englischen Beamten und für die begüterten Privatleute in Ostindien zu ihrem Montpellier, und man trifft deshalb immer eine große Anzahl gebildeter Fremden an, welche der Geselligkeit und der Unterhaltung Lebendigkeit, Geist und Mannichfaltigkeit verleihen.

---

[39] Afrikaans Kaapstad; engl. Cape Town.

[40] Vom 13. April 1598, das den Calvinisten Gewissensfreiheit sowie die freie Religionsausübung in der Öffentlichkeit gewährte; davon ausgenommen waren Paris und Umgebung sowie Städte mit Bischofssitz oder königl. Schlössern. Das Edikt wurde am 18. Oktober 1685 von Ludwig XIV. widerrufen, was zur Auswanderung vieler Hugenotten führte.

[41] Im Winter 1794/95 waren die Niederlande von den Franzosen besetzt worden und standen damit bis 1813 unter deren Herrschaft.

[42] Der brit. Admiral George Keith Elphinstone, 1st Viscount Keith (1746–1823).

[43] Der niederl. Konteradmiral Engelbertus Lucas Sr. (1747–1797).

[44] Vom 25./27. März 1802, der den Zweiten Koalitionskrieg beendete.

[45] Napoléon Bonaparte (1769‑1821), ab 1799 erster Konsul der Französischen Republik, von 1804 bis 1815 als Napoléon I. Kaiser der Franzosen.

[46] David Baird, 1st Baronet (1757–1829).

In den gesellschaftlichen Kreisen der Capstadt wird jeder leicht vergessen können, daß er sich auf der fernsten Küste Afrika's befindet.

England bewacht dieses Hauptthor seines Reichs in Indien und in den Australländern mit 1500 Mann europäischer Kerntruppen, welche es alle 2 Jahre ablöst. Mit großem Aufwande hat es die Erweiterung der Festungswerke gefördert und den Platz unangreifbar gemacht. Ueberdieß ist jeder erwachsene Einwohner, sowohl in der Stadt, als in den sich jährlich mehr bevölkernden und weiter ausdehnenden Niederlassungen vollständig bewaffnet und auf das Gebot des Gouverneurs zum Milizdienst verpflichtet. Diese Einrichtung setzt die Colonie in den Stand, binnen 8 Tagen ein kleines Heer von 8000 Mann aufzustellen, das mehr als hinlänglich ist, um irgend einem Feinde, der sich hier zeigen könnte, die Spitze zu bieten.

Die steilen Anhöhen im Rücken der Stadt hat holländischer und brittischer Fleiß in Gärten verwandelt, und auf einer derselben, dem Constantia-Berge, wächst ein Wein, dessen Vortrefflichkeit Weltberühmtheit erlangte[47]. Auch er ist eine Frucht von dem Widerruf des Nanteser Edikts; die ersten Weinpflanzer waren französische Protestanten. Der Handel der Capstadt ist groß und in außerordentlicher Zunahme. Das Mutterland sendet jährlich für etwa 6 Millionen Gulden[48] seiner Fabrikate hin, wofür es zur Hälfte baares Geld erhält, das der weit größere Handel mit den brittischen Colonien Mauritius, New-South-Wales[49], Vandiemensland[50] und mit Bengalen nach dem Cap führt. Der jährliche Gesammtverkehr wird auf mehr als 30 Millionen Gulden geschätzt. Auffallend ist in den letzten Jahren die Ausfuhr von Getreide gestiegen, welches in Mauritius und in den Australländern vortheilhaften Markt findet. –

[47] Frz. Vin de Constance; der Desserwein erfreute sich im 18. und 19. Jhd. großer Beliebtheit.

[48] Lat. florenus, daher auch Floren oder Florin, Abk. fl.; süddt. Währungseinheit; 1 fl. = 60 Kreuzer = 240 Pfennige; entspricht heute in etwa dem Wert von ca. 8 bis 9 €.

[49] Ein Bundesstaat im Südosten Australiens.

[50] Van-Diemens-Land ist die veraltete Bezeichnung für Tasmanien.



CAPSTADT
Cap der Guten Hoffnung in Africa

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger



CAPSTADT und die TAFELBAI

MEYER’S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [277]-284.

Die Kapstadt und die Tafelbai.

Der Zauber der Romantik des zu Ende gehenden Mittelalters schwebte noch um die im Geist der Neuzeit unternommenen Entdeckungen portugiesischer Seefahrer, als Bartholomäus Diaz die 1486 von ihm entdeckte Südspitze Afrika’s in grauenvoller Erinnerung durchlebter Stürme *Cabo tormentoso*[51] nannte. Der weitsehende König Johann II. nannte es das Vorgebirge der guten Hoffnung, denn nun lag der Weg nach dem reichen Osten offen vor dem Unternehmungsgeist eines Volkes, das bei der Größe und den Hülfsquellen eines deutschen Mittelstaates schon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sich berufen fühlte, eine der ersten Rollen auf dem Ocean zu übernehmen. Schlag auf Schlag folgten in den nächsten zwanzig Jahren nach der Entdeckung des indischen Seeweges die Eroberungen der Portugiesen in den östlichen Meeren und Vasco de Gama, Cavral[52], Albuquerque[53] u. A. verdunkelten den Glanz der Maurenkriege durch die Größe und die Bedeutung der Eroberungen. Auf Ceylon[54], Malakka, Java, den Molukken und den Maldiven[55], auf Goa, Ormus[56] und der bengalischen Küste wehte bis 1518 die Flagge Portugals. Der Welthandel zog sich nach Lissabon und das reich gewordene Portugal wurde zur europäischen Großmacht.

Die Portugiesen gründeten auch an der atlantischen und indischen Küste Afrika’s Kolonien, aber um das Kap kümmerten sie sich ebenso wenig, als später die Spanier, nachdem Portugal und seine Kolonien nach König Sebastians[57] Tode in ihre Hände gefallen waren; denn am Kap gab es weder edle Gewürze noch Gold und Edelsteine, keine königlichen Schatzkammern waren zu plündern, keine Throne umzustürzen, kein reiches Industrievolk zu brandschatzen und die nach Ehre und Gold dürstenden Eroberer hielten es nicht der Mühe werth, Kriege gegen nackte Wilde zu führen, die in schmutziger Armuth und Bedürfnißlosigkeit an der unfruchtbaren Küste fischten oder im Innern Heerden weideten und jagten.

Die Holländer holten die Produkte des fernen Ostens auf den Weltmarkt zu Lissabon, bis zum Ausbruch ihres Freiheitskampfes[58]. Als aber die engherzige spanische Regierung sie von den spanischen und portugiesischen Häfen ausschloß, suchten sie die Waaren an den Produktionsstätten in den östlichen Meeren. Auf diesen Fahrten nöthigte sie die Selbsterhaltung zur Anlage von Stationen, da sie in den Häfen der Unterdrücker selbst in der dringendsten Noth nur auf Gefangenschaft rechnen konnten. So

[51] Portug. Cabo das Tormentas, Kap der Stürme.

[52] Der portug. Seefahrer Pedro Álvares Cabral (1467/68–1520).

[53] Der portug. Politker und Seefahrer Afonso de Albuquerque (1453–1515).

[54] Heute Sri Lanka (singhal. ශ්‍රී ලංකා, śrī laṃkā; Tamil இலங்கை, ilaṅkai).

[55] Die Malediven.

[56] Hormus (pers. هرمز, Hormoz).

[57] Sebastian I. (portug. Dom Sebastião I; 1554–1578), seit 1557 König von Portugal.

[58] Der niederländische Unabhängigkeitskampf, der 1564 begann und erst mit dem Westfälischen Frieden 1648 beendet wurde.

entstanden Nassau[59] und Elmina[60] an der Westküste Afrika's, und im indischen Oeean wurde eine der Maskarenen kolonisirt und dem Prinzen Moritz von Nassau[61] zu Ehren Mauritius benannt.

Aber selbst diese Ruhe- und Stützpunkte des maritimen Verkehrs waren noch zu weit von einander entfernt, sie bedurften einer Zwischenstation, die ihnen die nöthigen Hülfsquellen bot, Vorräthe zu erneuern und die Schiffe auszubessern, die auf der langen Fahrt in dem von Stürmen heimgesuchten Meer an der Südspitze Afrika's gelitten hatten. Die große Bai, die unter dem weit in die See als Landmarke sichtbaren Tafelberg gelegen ist, erschien ihnen damals als ein geeigneter Punkt für ihre merkantilen und strategischen Zwecke, und schon 1600 wurden dort die ersten Kolonisten gelandet, denen aber befohlen wurde, nur so viel und solche Dinge zu bauen, welche die anlegenden Schiffe brauchten. Erst 1652 erhielt die Stadt eine Garnison, Festungswerke und in dem Doktor der Medicin Joh. Ant. van Riebeck[62] den ersten Gouverneur.

Die Kolonie gedieh vorzüglich; die Kolonisten oder Boers drangen langsam, aber unwiderstehlich gegen Norden vor, zuerst gegen die Hottentotten, und als diese überwältigt waren, gegen die Kaffern. Der Wohlstand und die Salubrität[63] der Kolonie waren in Holland schon so bekannt, daß viele reiche Holländer während der Kriege mit Ludwig XIV.[64] den Entschluß gefaßt hatten, nach dem Kap auszuwandern, falls Holland von den Franzosen erobert werden sollte. Die Quellen der Prosperität waren Ackerbau, noch mehr aber Viehzucht, da der erstere wegen Mangel an Regen und künstlicher Bewässerung und an vielen Orten auch wegen der Bodenarmuth unmöglich ist, und selbst da, wo ihm die klimatischen und lokalen Verhältnisse günstig sind, der Absatz der Produkte, mit Ausnahme des der Küste nahe gelegenen Zwartlandes – der Kornkammer der Kolonie – durch die großen Transportkosten unmöglich ist. Ludwig XIV. war aber die Ursache, daß eine dritte Quelle des Wohlstandes am Kap sich öffnete – der Weinbau; denn durch seine barbarische Verwüstung der Rheinpfalz[65] und die Vertreibung der Hugenotten kamen deutsche und französische Winzerfamilien an's Kap.

Ohne große Ereignisse von Außen und ohne bedeutende Störungen im Innern entwickelte sich die Kapkolonie langsam, aber stetig weiter, da weder die Kaffernkriege, die im Kleinen an den Grenzen fortbrannten, noch einzelne Mißbräuche im Verwaltungswesen ernstliche Hindernisse waren. 1782 drohte während dem amerikanischen Kriege die erste Gefahr durch eine englische Flotte, deren Angriff aber mißlang. Während der französischen Revolutionskriege fiel das Vorgebirge der guten Hoffnung, wie die meisten holländischen Kolonien, in englische Hände, indem die Abneigung gegen die französische Regierung, unter welche das Mutterland gefallen war, den Engländern die Eroberung, die meist eine widerstandslose Besetzung wurde, erleichterte. Die erste englische Okkupation dauerte von 1795 bis zum Frieden von Amiens, in welchem England das Kap zurückgab. Aber schon 1806 besetzten es die Engländer auf's Neue und begannen die früher von ihnen nicht angetasteten staatlichen Einrichtungen zu ändern. Das Kap wurde jetzt die Hauptstation der englischen Ostindienfahrer, eine Reconvalescenten-Station für ihre indischen Truppen und Beamten und der Herd für ihre Unternehmungen an den Küsten Südamerikas, nachdem Spanien die Allianz mit Frankreich abgeschlossen hatte.

Obwohl die englische Regierung durch die Abstellung von Mißbräuchen, die Beschränkung der Boers und das Verbot des Sklavenhandels die socialen Verhältnisse zu bessern strebte und durch den gesteigerten maritimen Verkehr, sowie durch die Ansiedlung von Engländern und durch Zufluß engli-

---

[59] Die seit 1595 von den Niederländern betriebene Handelsniederlassung in Ghana, die im Laufe der Zeit zum Fort ausgebaut worden war.

[60] Das 1482 gegründete portug. Fort São Jorge da Mina an der Küste Ghanas war 1637 von den Niederländern erobert worden.

[61] Moritz von Oranien (niederl. Maurits van Oranje; 1567–1625), seit 1584 quasi Statthalter der Niederlande.

[62] Jan Anthoniszoon van Riebeeck (1619–1677), der Begründer der Kapkolonie.

[63] Lat./frz., gesunder (körperlicher) Zustand.

[64] Ludwig XIV. (frz. Louis XIV; 1638–1715), seit 1643 König von Frankreich; er hatte 1683 weite Teile der Spanischen Niederlande besetzt.

[65] Während des „Pfälzischen Erbfolgekrieges" von 1688 bis 1697, eines von Ludwig XIV. (s. o.) vom Zaun gebrochenen Konflikts, um das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zur Anerkennung seiner im Rahmen der Reunionspolitik eroberten Territorien (z. B. Elsaß, Lothringen) zu zwingen.

schen Kapitals ein regeres Leben in die Kolonie kam, so änderte sie doch nichts in dem kläglichen Zustande an den Grenzen des Landes. Dort glimmte der Kampf fort und loderte oft in hellen Flammen auf. Es war der Krieg der Kaffern und der immer weiter vordringenden Kolonisten um Weideplätze, für die Kaffern ein Kampf der Selbsterhaltung, der sie trotz aller Stammzerfahrenheit wiederholt zu Bündnissen zwang. Um den kostspieligen Kriegen vorzubeugen, wurde von der Regierung des Mutterlandes der Beschluß gefaßt, das jenseits des Waalflusses liegende Territorium aufzugeben, und am 23. Februar 1854 proklamirt. Um diesem Preisgeben englischer Interessen und Unterthanen selbst den Schein der Unbilligkeit zu nehmen, wurde jenen Ansiedlern, die sich hinter die neue Grenze zurückziehen wollten, eine Entschädigung zugesagt, den Bleibenden aber der englische Schutz entzogen. Die Mehrzahl zog das letztere vor und konstituirte sich als unabhängige Republik unter dem Namen Orange-River-Sovereignity, die am 10. April 1854 von England anerkannt wurde. Auch die in frühern Jahren aus der Kolonie abgezogenen und lange mit wechselndem Glück befehdeten Boers sind als Transwaal-Republik anerkannt worden; so daß also nördlich von der Kapkolonie gegenwärtig zwei unabhängige Staaten existiren. Seine reducirten Grenzen suchte England durch die Kap-Milizen und durch die aus der deutschen Legion des Krimkrieges[66] gebildete Grenzmiliz zu sichern.

Die heutige Kapkolonie hat eine Bevölkerung von ungefähr 300,000 Einwohnern, zur Hälfte Farbige. Sie besteht aus drei Theilen, dem westlichen und östlichen Kaplande und aus dem Natallande. Der westliche Theil ist das alte Kapland, mit vorwaltend holländischer Bevölkerung und ungefähr in den Grenzen, wie es England 1814 ans dem wiener Kongreß[67] zuerkannt worden war. Seit jener Zeit erst ist die östliche Provinz meist durch Engländer kolonisirt worden. Natal ist das jüngste Glied und erst seit 1843 besetzt. Das letztere ist ein im Ganzen fruchtbares Berg- und Savannenland, das nicht nur zur Viehzucht und Erzeugung europäischer Cerealien[68], sondern bei seiner subtropischen Lage auch für tropische Getreidearten, Baumwolle, Zuckerrohr und Kaffee geeignet ist. Die Ostprovinz hat an den Flüssen schöne Wälder, hier und da Grasland, ist aber in der größten Ausdehnung nur als Weideland verwerthbar. Außer der Pferde- und Rinderzucht hat die der Merinos ungeheure Fortschritte gemacht und die ältere Westprovinz sogar überflügelt, die von der Natur am stiefmütterlichsten behandelt, heute der minder werthvolle Theil des englischen Südafrika's ist.

Die Südspitze Afrika's ist ein Stufenland mit drei aufeinanderfolgenden Höhenzügen und dazwischen liegenden terrassenartigen Hochflächen. Das vorwaltende Gestein, ein eisenhaltiger Sandstein, ist an und für sich der Quellen- und Flußbildung wenig günstig, welche durch die trockene Luft und durch den Zusammenhang mit den nördlich von der Kolonie gelegenen Steppenländern noch vermindert wird. Die Vegetation ist der Zahl der Arten nach eine reiche, aber ihr Charakter ist die Einförmigkeit und Dürftigkeit. Braune Haidekräuter und graue Silberbäume[69], die der Laie kaum als Bäume gelten läßt, bilden einen großen Theil der Pflanzendecke, die nur an Flüssen und Bächen einen schwachen Anlauf zur Waldbildung nimmt. Regen fällt selten, meist nur an der Küste und im Winter. Nach reichlichen atmosphärischen Niederschlägen entwickelt sich eine niedrige, aber reiche Vegetation wie durch einen Zauberschlag. Die Abhänge der Berge werden grün, Gräser sprießen hervor und vor Allem entfalten Pelargonien[70], Sauerkleearten, Mesembryanthemen[71], Lilien, Polygaleen[72], Restiaceen[73] und andere Pflanzen, zum Theil durch tief im Boden vergrabene, wasserreiche und knollige Wurzeln gegen den Tod

[66] Von 1853 bis 1856, in dem die Türkei mit ihren Verbündeten Frankreich, England sowie Sardinien-Piemont gegen Rußland kämpfte und dieses letztendlich auch bezwang.

[67] Mit der Schlußakte des Wiener Kongresses vom 8. Juni 1815 war die Neuordnung Europas nach den napoleonischen Kriegen abgeschlossen und in den meisten bedeutenden Territorien wieder die überkommenen Dynastien in ihre alten Rechte eingesetzt worden.

[68] Lebensmittel auf der Basis von Getreidesorten (von lat. n. Pl. cerealia, Getreidesorten).

[69] Leucadendron.

[70] Geranien.

[71] Eiskraut.

[72] Bäume oder Sträucher, selten Kräuter, meist mit gefärbtem oder dünnflüssigem Milchsaft.

[73] Veraltete botan. Bezeichnung für grasartige Gewächse.

durch Trockniß geschützt, für kurze Zeit ihre Blüthenpracht und verwandeln die braune Karru[74] in einen farbenreichen Pflanzenteppich. Aber mit dem Luxus der .glänzen den großblätterigen und saftreichen Vegetation der Tropenländer kann sich dieses Pflanzenbild nicht messen, so eigenthümlich es auch in seiner Zusammenstellung ist und so sehr manche dieser leicht akklimatisirbaren und in unseren Gärten und selbst Stuben gepflegten Formen den aus Europa Kommenden als bekannte Erscheinungen sympathisch entgegentreten.

In diesem Theil der Kolonie an der atlantischen Küste, nur wenige Meilen nördlich von dem Vorgebirge der guten Hoffnung liegt die Kapstadt. Sie erhebt sich am Grunde der nach Nordwest offenen Tafelbai auf allmälig ansteigendem, zuerst sandigem, dann felsigem Boden, so daß Kirchen und Häuser sich übereinander abheben und der Stadt ein vortheilhaftes, fast großstädtisches Aussehen geben. Im Rücken der Stadt steigen nackte, schroffe Berge empor, von denen die ersten drei noch im Rahmen unsers Bildes liegen. Links ist der Teufelsberg, in der Mitte wie ein hohes Bollwerk mit großer Plattform der Tafelberg, rechts der Löwenkopf und der Löwenrumpf. Wenden wir die Blicke nach Norden und Nordwesten, so schweifen sie über eine weite Ebene, die in der Nähe der Bai aus weißem, nur spärlich mit Salikornien[75] bewachsenem Flugsand, in dem einzelne Salzwasserpfützen stehen, gebildet ist. Dann folgt das braune Haideland, auf dem zerstreute Häuser mit Obstgärten oder kleinen Kieferpflanzungen, aber auch einzelne im Sonnenlicht golden glänzende vegetationsleere Flecken hervortreten. Der weite Horizont findet seinen Abschluß in einer blauen, zackigen Bergkette, die nackt ist, auf welcher aber in den Nachmittagsstunden eine unbeschreibliche Pracht von goldenen und purpurnen Lichtern und violetten oder tiefblauen Schatten liegt.

Im Sommer ist der Himmel über der Kapstadt von durchsichtigem, glänzendem und tiefem Blau; nur gegen Mittag, wenn der aus Süden wehende Seewind sich verstärkt und eine größere Menge von Wasserdampf vor sich hertreibt, bildet sich am Rande der Platte des Tafelberges eine große, weiße Haufenwolke, deren Ränder beständig auf- und niederwallen, je nachdem der vom Lande aufsteigende heiße Luftstrom oder der feuchte Seewind in dem luftigen Kampfe die Oberhand behält. Dieses Auf- und Niederwogen des Wolkenmantels, der seinen Schatten zum Theil über die Stadt wirft, wird von den Einwohnern mit dem prosaischen Namen „das Tischtuch des Tafelberges“ benannt. Diesem Winde verdankt das Kap seinen Ruf als eines der gesundesten Klimate der Erde, denn er ist ein Seewind, feucht, frisch und frei von Miasmen[76]. Die ersten Eigenschaften verliert er jedoch weiter im Innern der Kolonie. Beim Beginn der Frühlingsäquinoktien[77] treten Nordwestwinde und mit ihnen bewölkter Himmel und Regen ein. Der Himmel, der durch Bläue, Glanz und Durchsichtigkeit und durch die Farbenpracht, die er um die Berge zaubert, für den Mangel anderer Reize der Landschaft einen Ersatz bietet, ist nicht minder schön des Nachts. In seinem tiefen Schwarzblau glänzen die Sterne wie goldenes Feuer; ihr lebhaftes Licht, so wie der helle Schein der Milchstraße und der Magelan’schen Wolken lassen die sternleeren schwarzen Einöden des südlichen Himmels, die Kohlsäcke, nur noch greller hervortreten.

Die Kapstadt hat eine bedeutende Ausdehnung. Die Straßen sind breit, gerade und schneiden sich unter rechten Winkeln; viele sind mit Bäumen bepflanzt und die größeren mit Trottoirs versehen; alle sind jedoch sehr staubig, denn die Mitte der Straßen ist ungepflastert und enthält in den unteren Stadttheilen viel Sand, der bei starkem Winde äußerst lästig wird. In allen Straßen sind einfache Brunnen, die aus einem großen, hinter der Stadt am Fuße des Berges gelegenen Reservoir durch Röhren versorgt werden. Das Wasser ist gut und dabei so reichlich, daß auch die anlegenden Schiffe damit versorgt werden können. In der Architektur der Häuser ist der ältere holländische und der neue englische Styl vertreten. Die ersteren sind oft farbig getüncht, haben die Giebelseite nach der Straße gekehrt und ein erhöhtes Erdgeschoß, zu dem man auf einigen Stufen hinansteigt und zu beiden Seiten derselben

---

[74] Die Karoo, eine Halbwüstenlandschaft in Südafrika.

[75] Botan. für Queller.

[76] „Miasma (griech. μίασμα) bedeutet so viel wie ‚übler Dunst, Verunreinigung, Befleckung, Ansteckung‘ und bezeichnete vor allem eine ‚krankheitsverursachende Materie, die durch faulige Prozesse in Luft und Wasser entsteht‘“ (Wegner, Wolfgang: Miasma. – In: Enzyklopädie Medizingeschichte, Berlin/New York: De Gruyter 2005, S. 985).

[77] Die Tag-und-Nachtgleiche im Frühling.

einen Perron[78] oder eine kleine mit einem niedern Geländer versehene Terrasse, auf der sich Abends die Familie versammelt und auch Besuchende einfinden. Selten ist mehr als ein Stockwerk über dem Erdgeschoß. Die Häuser sind aus solidem Material, an dem die nächste Umgebung Ueberfluß hat, gebaut; selbst die Häuschen der ärmeren Bevölkerung und der Farbigen an der Peripherie der Stadt machen durch Nettigkeit und Reinlichkeit einen angenehmen Eindruck. Reichere Geschäftsleute haben Landhäuser in der Umgebung mit Gärten, in denen das bunteste Gemisch von Pflanzen herrscht; neben unsern Obstbäumen, Reben, Kiefern, Pappeln und Eichen wächst die stattliche Norfolkfichte, hohe Eucalypten und die schachtelhalmartiges Laub tragenden Casuarinen Australiens.

Die öffentlichen Gebäude, das Stadthaus[79], die Exchange, das Palais des Gouverneurs[80], Kasernen, Spitäler, Gefängniß, Banken u. s. w. ragen weder durch Größe, noch durch besondern Geschmack hervor. Dasselbe gilt auch von den Kirchen, deren Zahl bei 30 betragen soll, denn die Sektirerei ist groß und wird, wie in allen englischen Kolonien, mit Vorliebe getrieben. Die Missionsgesellschaften sind zahlreich und die deutschen Missionäre, besonders die Herrnhuter oder mährischen Brüder[81] nehmen eine ehrenvolle Stelle ein. Selbst die Mormonen[82] haben einen Versuch gemacht, festen Fuß zu fassen. Ihre gar zu handgreiflichen Attentate auf den menschlichen Verstand hatten aber in der Kapstadt keinen Erfolg, und in einer andern Stadt der Kolonie wurden sie bei ihrem ersten Auftreten so insultirt[83], daß sie die Proselytenmacherei[84] am Kap vorläufig einstellten.

Die Verkaufsläden führen alle europäischen Manufaktur- und Luxuswaaren und der Handel ist lebhaft. Häute, Talg, Wolle, Elfenbein, Aloë, Straußfedern, Fische und Wein sind die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel. Obenan steht die Schafwolle. Ueberraschend für den Fremden ist die Menge und Vorzüglichkeit des Obstes. Die Rebe wird häufig kultivirt und in der Umgebung der Kapstadt sind allein 11,000 Acres[85] Weinberge. Die edelsten Weine sind die von Constantia, weiße und rothe Pontac und Frontinac; aber diese Sorten werden nur in beschränkter Quantität erzeugt. Die Weinproduktion und Ausfuhr wird durch die zollfreie Einfuhr von Alkohol begünstigt, da die ordinären Weine stark damit versetzt werden. Auf 100 Gallonen für den Export bestimmten Weines kann der Weinhändler und Producent 10 Gallonen Alkohol zollfrei einführen.

Die Straßen am Hafen sind belebt und dieser ist bis zum Juni stets voll Schiffe, von da ab bis Oktober ist die Tafelbai aber unsicher und die Schiffe ziehen es vor, in der durch einen Isthmus[86] getrennten Simonsbai vor Anker zu gehen. Zur Hafenbewegung kommt die des Binnenhandels, der hauptsächlich durch große, schwere, vierrädrige Wagen, die mit einem über Reifen gespannten Leinwanddach versehen sind, vermittelt wird. Ein solcher schwerfälliger, sehr massiv gebauter Wagen bedarf 10–12 Pferde oder 12–20 Ochsen zur Bespannung, da die Wege in der Ebene gewöhnlich durch tiefen Sand, in den Bergen aber über bedeutende Böschungen gehen. 1854 tauchten die ersten Projekte zu Eisenbahnen auf, von denen gegenwärtig erst kurze Strecken gebaut sind. Die Zugochsen sind eine große hochbeinige Raçe von hellgrauer Farbe mit langen Hörnern, welche mit der ungarischen die meiste Ähnlichkeit hat. Die Pferde sind schön und gut, aber doch mehr zum Reiten als zum Zug geeignet. Maulthiere, die in nicht unbedeutender Zahl aus den La Plata-Ländern eingeführt werden, dienen nur zum Zuge. Wer größere Reisen in entfernte Theile der Kolonie rasch machen will, reist zu Pferde.

---

[78] Frz., Außen- oder Vortreppe.

[79] Das Old Town House aus dem Jahre 1762.

[80] Das 1674 errichtete Tuynhuys (Gartenhaus), einst Sitz der Gouverneure der Kapkolonie.

[81] Eine aus der böhmischen Reformation (Böhmische Brüder) herkommende Glaubensbewegung, die vom luth. Protestantismus, dem Calvinismus und dem späteren Pietismus geprägt wurde. Ihr berühmtester Vertreter dürfte Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und Pottendorf (1700–1760) sein.

[82] Die am 6. April 1830 von Joseph Smith (1805–1844; ermordet) in Palmyra im Bundesstaat New York gegründete Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage (engl. The Church of Jesus Christ of Latter-day Saints).

[83] Lat./frz., tätlich angreifen (von lat. insultare, seinen Mutwillen auslassen, verspotten; frz. l'insulte f., der Überfall, die Beleidigung).

[84] Werben um Neubekehrte (von griech. προσήλυτος, prosḗlytos, „der Hinzugekommene“).

[85] 1 Acre entspricht in etwa 4.047 m^2.

[86] Griech., Landenge.

Die Bevölkerung der Kapstadt mag 1854 fünfundzwanzig bis dreißig Tausend betragen haben. Ihrer Abkunft nach ist sie eine gemischte. Unter der weißen Bevölkerung ist das holländische Element noch vorwiegend. Die Engländer haben durch die Ankunft von Truppen, Beamten und eines zahlreichen Handelsstandes sehr zugenommen. In den Schulen der Kapstadt wird das Englische gelehrt, und in den höheren Anstalten ist es die Unterrichtssprache; die jüngere Generation spricht daher in der Stadt schon englisch, aber auf dem Lande hängt die Bevölkerung noch fest am Holländischen. Die deutschen und französischen Antheile der Kolonialbevölkerung sind allmälig von der holländischen absorbirt worden. Die unvermischte weiße Bevölkerung dürfte 7–8000 kaum übersteigen.

Einen wesentlichen und typischen Faktor der farbigen Bevölkerung bilden die Malayen. Die Holländer haben von den Sunda-Inseln Malayen nicht nur als Diener hierher gebracht, sondern dieselben auch aus politischen Rücksichten, zur Strafe und selbst um geringfügiger Ursachen willen deportirt. So wuchs im Lauf der Zeit die malayische Bevölkerung bis zu einigen Tausenden, welche ihre Physiognomie, Religion und Sitten ziemlich unverändert beibehalten haben. Es sind kleine oder mittelgroße, schmächtige Gestalten mit brauner Haut, schwarzem, glänzenden Haar und dunklen Augen, mit breiten Backenknochen und nur wenig verflachter Nase. Unter der holländischen Regierung waren sie eine Art Hörige, wurden jedoch schon im Beginn der englischen Herrschaft völlig frei. Ihre Tracht ist noch häufig der lange Sarong, ein langes Stück weißen Baumwollzeuges, das einfach um die Lenden geschlagen und bis auf die Knöchel reichend, einem Frauenunterrock nicht unähnlich ist; daneben haben sich weiße Beinkleider, Hemden und Jacken eingebürgert. Ein zweites charakteristisches Kleidungsstück ist das rothe Tuch, das um den Kopf gewickelt wird. Sie sind Mohammedaner und haben ihre Priester und Moscheen. Ihre Wohnung und Kleidung ist reinlich und man rühmt ihren Fleiß als Handwerker und Fischer.

Die Afrikander sind eine Zwischenraçe von Malayen und Europäern, häufig mit indischer, seltener mit afrikanischer Beimischung. Sie sind ein schöner Menschenschlag, besonders die Frauen, wenn der zierliche Knochenbau der Asiaten sich mit den höher entwickelten Kopf- und Gesichtsformen der edlern Raçe vereinigt. Die Hautfarbe ist heller, als bei den Malayen, und das reiche glänzend schwarze Haar wird in einem Zopf am Hinterhaupt oft in antiker Form aufgebunden und mit langen, pfeilartigen Nadeln aus Gold oder Silber befestigt. Hottentotten reiner Abkunft sind eine große Seltenheit, aber der Typus der Physiognomie behauptet sich mit großer Hartnäckigkeit in den mit ihrem Blut gemischten Raçen. Die vorstehenden Backenknochen und der rasche Abfall zu dem spitzen Kinn gibt dem Gesicht eine fast dreieckige Form; die Augenspalten sind schief nach innen gerichtet, wie bei den Chinesen; die Gesichtsfarbe ist heller und der Gesichtswinkel größer, als bei den meisten Negern, mit welchen sie jedoch die wulstigen Lippen, die platte Nase, das Wollhaar und die üble Hautausdünstung gemein haben. Bei wiederholten Kreuzungen wird zuerst die Hautfarbe, dann die Haare und Nase, zuletzt die Augenstellung und die Backenknochen durch die edlere Raçe verändert. – Eigentliche Kaffern kommen mit Ausnahme von Fingos[87] selten in die Kapstadt, da sie sich nur ungern verdingen. Die Fingos sind von sanguinischem Temperament, die übrigen Kaffern dagegen ernst mit lauerndem Gesichtsausdruck. Die Neger sind theils Nachkommen der von den Holländern eingeführten Sklaven, theils neue Ankömmlinge. Diese führen den Namen Apprentices (Lehrling) und sind die durch englische Kreuzer von den Sklavenschiffen befreiten Schwarzen, welche es vorziehen (?), am Kap zu bleiben, statt in ihre Heimath zurückzukehren.

Alle Farbigen sind seit 1834 vollkommen frei. Die Emancipation hat indeß auch hier nicht so vortheilhaft auf die moralische und intellektuelle Entwickelung gewirkt, wie überschwengliche Philantropen geträumt haben, obwohl die Farbigen der Kapstadt hoch über der emancipirten Sklavenbevölkerung der englischen Antillen stehen. Doch haben sie auch am Kap, die Malayen und ihre Blendlinge ausgenommen, den der ganzen Negerraçe eigenthümlichen Hang zum Müßiggang und zur Trägheit beibehalten. Sie lungern hauptsächlich um die Landungsplätze, wo sie die Ankommenden mit dem Anerbieten kleiner Dienstleistungen belästigen und wo sie leichte Arbeiten suchen, während bei den schweren Straßen- und Hafenarbeiten, den Ein- und Ausladen der Schiffe weit mehr weiße als schwarze Arbeiter gesehen werden. Bei großer Zudringlichkeit und kleiner Arbeit verdienen sie leicht so viel, um

[87] Die Mfengu, eine Bantu-Ethnie.

ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Zu diesen rechnen sie aber auch ein Gericht Salzfische, Branntwein, Rauch-, Kau- und Schnupftabak. Der letzte wird nicht allein als Reizmittel für die Geruchswerkzeuge, sondern auch für die des Geschmacks benutzt, nicht etwa in der verschämten Weise, wie ihn junge Damen im Süden der Vereinigten Staaten lieben, die ihn in kleinen Portionen in das Zahnfleisch einreiben, sondern in sehr entschiedener Weise, indem sie ihn prisenweise essen. Es ist übrigens ein dem Auge wohlthuender Anblick, daß selbst dieser Theil der Bevölkerung nicht excessiv unrein und zerlumpte, unfläthige Kleidung ganz unbekannt ist. Sonntags sieht man Malayen, Mulatten[88] und Neger im Staat, besonders die Frauen, die aber ihren Raçenursprung auch im Putz nicht verleugnen und mehr auffallend als elegant gekleidet sind und einen nicht unbedeutenden Aufwand an gepreßten Seidenstoffen, Sammet, Spitzen, Handschuhen und Geschmeide treiben. Zur Zeit meiner Anwesenheit fanden die Wahlen zum ersten Parlament statt, bei denen die farbige Bevölkerung, die in kleinen Trupps zu Fuß und in Omnibus mit Fahnen und Musik umherzog, eine anständige und ernste Haltung zeigte. Auf den Reisenden konnten die sich unwiderstehlich aufdringenden Reflexionen, daß die Bevölkerung der afrikanischen Südspitze, von der ein großer Theil noch vor 25 Jahren unter der Peitsche der Sklavenvögte gestanden, sich nun im Vollgenuß der Menschenrechte und der politischen Freiheit befand, während die Völker Mitteleuropa's, die sich so selbstgefällig die Träger der Civilisation nennen, unter der eisernen Faust des Absolutismus seufzten oder an Scheinverfassungen kränkelten, nur verstimmend wirken.

Für die Bildung der untern Volksklassen bestehen Elementar-, Sonntags- und Abendschulen, die ziemlich zahlreich sind, da jedes Religionsbekenntniß seine besonderen Schulen zu besitzen trachtet. Neben einigen Mittelschulen existirt auch eine Anstalt für höhere Bildung, das South-African-College[89], das die Kapkolonisten am liebsten mit den europäischen Universitäten vergleichen, das in der That aber kaum einem deutschen Gymnasium ebenbürtig ist, da die klassischen Studien mangelhaft und die Realien[90] fast gar nicht vertreten sind. Der Unterricht ist in amerikanischer Manier auf die Schnelldressur eingerichtet, denn jährlich finden nicht, wie bei uns, zwei, sondern vier Kurse zu je drei Monaten statt. Außerdem besitzt die Stadt eine Mechanics Institution, eine Bibliothek von etwa 30,000 Bänden, in der vorwiegend englische politische, nationalökonomische und Reise-Literatur, sowie die englische Journalistik vertreten sind, eine landwirthschaftliche Gesellschaft und einen botanischen Garten.

Den Glanzpunkt aller wissenschaftlichen Anstalten der Kapstadt bildet jedoch das außer der Stadt gelegene astronomische Observatorium[91]. Nirgends, Chili[92] vielleicht ausgenommen, ist die Luft durch ihre monatelang dauernde Klarheit und Durchsichtigkeit der beobachtenden Astronomie so günstig als am Kap, wo der jüngere Herschel[93] seine großen Arbeiten über die Topographie des südlichen Himmels durchgeführt hat. Erst nach dieser Zeit wurde das große Observatorium nicht von der Kolonie, sondern von der englischen Regierung mit echt königlicher Munificenz[94] gegründet und mit den vorzüglichsten Instrumenten versehen, so daß es jeder deutschen Sternwarte als Muster dienen könnte, von dieser Hochwarte menschlichen Forschens machte der gegenwärtige Direktor Mac Clear[95] seine großen Entdeckungen und berechnete die Parallaxe der unserer Erde zunächst stehenden Fixsterne und fand in dieser Weise die bis dahin für unmeßbar gehaltene Entfernung der nächsten Weltensysteme von unserm Planeten.

Ludwig K. Schmarda[96].

[88] Bezeichnung für einen Menschen, dessen Vorfahren (insbesondere die Eltern) teils von schwarzer, teils weißer Hautfarbe waren.

[89] Es war am 1. Oktober 1829 gegründet worden.

[90] Lat., Sachkenntnisse (im 19. Jhd. für die Natur- und Technikwissenschaften verwendet).

[91] Das Royal Observatory war am 20. Oktober 1820 eingeweiht worden.

[92] Chile.

[93] Sir John Frederick William Herschel, 1st Baronet (1792–1871).

[94] Veraltet für Freigebigkeit (von lat. munificentia, Großzügigkeit).

[95] Thomas Maclear (1794–1879).

[96] Der österr. Zoologe und Forschungsreisende Ludwig Karl Schmarda (1819–1908).

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 15f.

CLXXXXII. Die Stammburg Nassau.

Von unzählichen Keimen kommen immer nur einzelne zur Entwickelung. Tausend und hundert tausend Eicheln, deren jede die Saat eines Waldes in sich trägt, vermodern spurlos, bis eine sich Boden und Luft genug gewinnt, um heranzuwachsen zum kräftigen Baume. So ist’s auch mit dem Emporkommen des Menschen. Es gibt Millionen, die, ohne Erziehung, Bildung und Unterricht, in ihrem Leben nicht einmal zum kleinsten Anspruch auf Auszeichnung gelangen, habe die Natur sie noch so reich ausgestattet. Tausend Andere vereinigen mit den Anlagen die nöthige Bildung: dennoch haben sie keine Laufbahn, weil die Verhältnisse und Umstände ihnen entgegen sind. Und sind diese auch günstig, so reicht das nicht aus: – denn ohne Glück ist kein Gelingen. Viel seltner aber, als das glänzendste Gelingen, ist jene Treue des Glücks, gleichsam das Vererben desselben von Geschlecht auf Geschlecht, welches Familien von Stufe zu Stufe bis in den engen Kreis führt, der die Kronen der Erde unter sich getheilt hat. Das Naturgesetz, welches dem allmählich Entwickelten die längste Dauer verheißt, scheint, wie die Erfahrung lehrt, auch hier seine Anwendung zu finden. Jene Seltenen, die, durch Kraft und Genie, von der niedrigsten Stufe sich bis zur höchsten hinauf geschwungen, die Cromwell’s[97] und Napoleone, verstanden nie die Kunst, dem Glücke Beständigkeit abzuringen, und die Versuche, ihren Nachkommen zu erhalten, was sie im Sturmschritt erobert, waren fast immer mißlungene. Zum dauernden Emporbringen der Familien sind weder große Charaktere, noch große Katastrophen absolut nothwendig. Jenes ist nicht Sache des Genies, sondern vielmehr einer, – durch Maximen leicht zu vererbenden – zähen Klugheit, welche es versteht, die Verhältnisse, wie sie sich auch darstellen mögen, für sich zu benutzen, mächtige Interessen mit ihrem Vortheil zu verknüpfen, und die ihnen oft selbst gebrechenden Kräfte in Andern für sich thätig seyn zu lassen.

An Beispielen von Familien, welche, niedrigen, oder obscuren, Ursprungs, im Laufe der Jahrhunderte sich bis zu erblichen Kronenträgern emporarbeiteten, ist keine Geschichte reicher, als die deutsche. Wer Belege fordert, mag sich die Frage: wer und was waren die Stammväter der meisten Könige und Fürsten Europas? beantworten.

Auch diese Trümmer einer deutschen Ritterburg ist eine Wiege mächtiger Könige. Ein Nassauer führte den Kaiser-Szepter[98], ein anderer den brittischen Dreizack[99]; noch herrschen Nassauer vom Throne Hollands[100] in drei Welttheilen zugleich; und in der Heimath trägt es die herzogliche Krone. Aus den einfachen Rittersleuten sind erbliche Souveraine über ein mächtiges Reich und über eines der schönsten Länder Germaniens geworden.

Die Ruinen dieser merkwürdigen Burg liegen zwei Stunden von dem Badeorte Ems, und machen eine der schönsten Parthieen des reizenden Lahnthals. Ein isolirter, vom Lahnspiegel steil ansteigender Berg trägt sie, und von ihren Zinnen hat man eine zwar nicht sehr weite, aber sehr malerische Aussicht auf das freundliche Städtchen Nassau, auf die grünen Matten des Thals, und über herrliche Wälder. Die

[97] Oliver Cromwell (1599–1658), Lordprotektor von England, Schottland und Irland.

[98] Adolf von Nassau (ca. 1250–1298; gefallen), seit 1292 römisch-deutscher König.

[99] Wilhelm III. von Oranien-Nassau (niederl. Willem III van Oranje; engl. William III; 1650–1702), ab 1672 Statthalter der Niederlande und ab 1689 aus eigenem Recht gemeinsam mit Maria II. (engl. Mary II; 1662–1694) und auch nach ihrem Tod in Personalunion König von England, Schottland und Irland, in England als Wilhelm III., in Schottland jedoch als Wilhelm II.

[100] Mit kurzen Unterbrechungen seit 1559.

Erbauung der Burg geschah im Jahre 1101 durch einen Ritter von der Lauernburg[101], der sich fortan Nassau und Graf nannte. Er ist der Stammvater des mächtigen Dynasten-Geschlechts.

Obschon der Burg sammt dem Schloßberg die Auszeichnung ward, als unveräußerliches Stammgut der Familie Nassau zu gelten, und dieses Verhältnis sogar 1814 durch einen feierlichen Vertrag erneuert und bestätigt worden ist, so geschah für die Erhaltung der Ruine (zerstört ward die Burg im 30 jährigen Kriege,) nichts, und sie wurde lange Jahre hindurch von den Anwohnern als ein Steinmagazin benutzt, aus dem sich Jeder holen mochte, was er brauchte. Bis auf den nobeln Thorweg, von dem man einen köstlichen Blick in's Lahnthal hat, und einigen Mauerresten ist nichts mehr übrig. Um den Burgberg aber ziehen sich freundliche Anlagen her mit gebahnten Pfaden.

[101] Ruprecht I. von Laurenburg († 1154); er hatte 1120 gemeinsam mit seinem Bruder Arnold I. von Laurenburg († ca. 1154) die Burg in Besitz genommen. In den Jahren 1976 bis 1980 wurden Bergfried samt Palas nach den Vorgaben alter Stiche wiederaufgebaut.



DIE STAMM-BURG NASSAU

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 17-23.

CLXXXXIII. Quebeck[102] am Lorenzstrom[103] in Canada.

Durch den Menschen geht die Zeit ohne ihn würde sie still stehen. Die Zeit aber ist auf der Flucht. Glaube Keiner, erst seit gestern. Seit viertehalb Jahrhunderten sind ungeheure und große Dinge in so schnellem Wechsel geschehen, daß die Zeitgenossen gafften und da standen und nicht begreifen konnten. Die heutige Lieblingsphrase: wer die letzten zwanzig Jahre gelebt hat, hat für Jahrhunderte gelebt, war schon im Munde unserer Urgroßältern. Thörichter Wahn! als wäre das Spiel dieser zwanzig Jahre bedeutungsvoller, wie das der vorhergegangenen; als seyen die geschehenen Dinge dieser beiden Dezennien so ungeheuer und so groß, wie keine der ältern. Wohl, wenn ich zwanzig oder dreißig Jahre zurückdenke, ist mir's, als wäre ich in einem wundervollen, Traume, als wären die beiden Endpunkte des durchlaufenen Raumes himmelweit auseinander; der Raum selbst aber eine trümmervolle Wüste, belebt mit Phantomen, mit Wesen des Nichts. Wie Vieles von dem, was ich als groß, wichtig, zeitbildend, Weltgeschicke lenkend angesehen, Menschen und Dinge und Begebenheiten, ist wie Seifenblasen zerronnen. Wie viele Götzen, welche jene Zeit auf ihren Thron gesetzt, sehe ich herabgestürzt, wie viele vergötterte Führer sehe ich vergessen, geglaubte Lichter für alle Zeiten erloschen! Und doch verhüten so viele Täuschungen nicht, sich täglich neuen hinzugeben. Bei der klaren, sich mit jedem Rückblick aufdrängenden Ueberzeugung, daß alles Jüngste, Herrlichste, Schönste schnell altert, alles Großgeglaubte schnell zusammenschrumpft, oder vergeht, und keine Spur hinter sich läßt, wie das Schiff im Meere, oder der Flügel in der Luft, wird der eitle Mensch doch fortfahren, die Gegenwart durch eine Vergrößerungsbrille zu betrachten, das Zeitwölkchen, das über ihm schwebt, für den Himmel der Ewigkeit anzusehen, oder die Welle, die ihn trägt, für den unermeßlichen Ozean. –

Wenn sich Myriaden Wellen vereinigen, werden sie zum Weltmeer, und das Größte wird aus der Vielheit des Kleinen gebildet. Darum sollen wir, so lächerlich auch die Ueberschätzung der Gegenwart seyn mag, doch eingedenk seyn, daß das Sandkörnchen aus der Urne Kronions[104], was wir unsere Zeit zu nennen pflegen, ein Atom des Weltalters ist, in welchem sich die geistige und sittliche Revolution der Menschen in Neigungen und Streben entwickelt, und daß auch wir im Weltalter der Umwandlung leben, welches, mit Huß[105], Guttenberg[106] und Columbus begonnen, in einer noch nicht zu berechnenden Zukunft endigen wird. Diese Aera hat eine weit höhere Bedeutung, als die der Völkerwanderung, welche ihr vorausgeht. Die Völkerwanderung hatte Zerstörung der römischen Welt zur Aufgabe, als deren ungeheures, in sich zerfallenes Wesen ihrer Auflösung durch eine innere Fäulniß entgegen ging, welche die Menschheit zu verpesten und zu verderben drohete. Der Allmächtige schüttelte die Bergfesten und Wälder unbekannter Länder, und die Völker der Barbaren stürmten heraus, den Todeskampf der Sieger und Quäler der Erde zu beschleunigen und einem Zustande ein Ende zu machen, welcher sich überlebt hatte. Die Völkerwanderung war gleichsam für die alte Welt der Mörder und der Todtengräber zugleich. Durch sie ist Alles, was jene Großes, Herrliches, Verwerfliches und Beengendes hervorgebracht, im Leben untergegangen und nur im Buchstaben feierte es später eine Auferstehung. Die Völkerwanderung steckte die Marke, welche den Anfang eines neuen Lebensalters der Menschheit bezeichnet. Wenn nicht Alles trügt, dann hat mit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts der

[102] Frz. Québec.

[103] Der Sankt-Lorenz-Strom (frz. Fleuve Saint-Laurent; engl. Saint Lawrence River; Tuscarora Kahnawáʔkye; Mohawk Kaniatarowanenneh, „großer Wasserweg").

[104] Griech. Κρονίων, Kroníōn; ein Beiname des griech. Göttervaters Zeus (griech. Ζεύς, Zeús).

[105] Der tschech. Reformator Jan Hus (ca. 1370–1415; hingerichtet).

[106] Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg (ca. 1400–1468).

dritte Abschnitt der Weltgeschichte begonnen, der keine Wanderung, sondern eine Verwandelung der Nationen zu berichten haben wird. –

Die ewigen Namen: Columbus, Guttenberg, und Huß-Luther[107], füllen die erste Zeile dieses neuen, welthistorischen Abschnitts. Die Entdeckung Amerikas war für die Fortbildung der Menschheit unentbehrlicher noch, als die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Reformation. Die alte Welt bedurfte eine junge Schwester, die Familie der Menschheit bedurfte einer neuen Wohnung. Spanien fand sie. Leider Spanien! denn Spanien gebrauchte sie wie ein Spieler einen mit geringem Einsatz gemachten hohen Gewinn. Spanien hat es verstanden, seinen Fund zu vergeuden und zu verwüsten, nicht ihn zu nützen, oder zu erhalten.

Wer die Ruhe der Leichen liebt, der wird auch den Despotismus bewundern; denn jene gibt diese am sichersten. Eine solche Todtenackerruhe brachte Spanien über die größere Hälfte Amerikas. Rächen sich die Sünden der Väter an ihren Kindern, wahrlich, dann muß Spanien noch lange eine Hölle für seine unglücklichen Bewohner seyn.

Aber während der Süden der neuen Welt verfinsterte und verblutete unter den Klauen seiner von unersättlicher Habsucht gespornten Quäler, streute ein anderes Volk in der nördlichen Hälfte des Erdtheils die Saat aus, aus welcher Freiheit des Glaubens und der Meinung als Frucht gereift ist. Die inneren Unruhen, welche das Mutterland zerrütteten, die politischen und religiösen Streitigkeiten, welche, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die Britten in feindliche Parteien spalteten, die sich wechselsweise bekämpften, verfolgten und unterdrückten, bestimmten Tausende und aber Tausende ihre Heimath zu verlassen und – Nordamerika! ward das Losungswort Aller, welchen das Herz für Freiheit schlug, in denen der Sinn für die höheren Güter des Lebens lebendig war. Diese begeisterten Menschen bildeten den Kern, aus welchem der herrliche Baum erwachsen ist, in dessen Schatten jetzt so viele Völker verschiedener Welttheile ruhen.

Engländer! die Mission, welche euch die Allmacht gegeben, war die erhabenste, und nur ein freies, hochstrebendes, gerechtes Volk konnte sie erhalten. Berufen, in vier Welttheilen zugleich zu kolonisiren und als die erste Seemacht der Welt, im Besitze der Mittel, ihren Beruf zu vollziehen, verbreitet diese rührigste und freieste Nation Europas ihre Bildung mit ihrer Sprache, mit ihrer Religion ihre Institutionen, Sitten und Gewohnheiten, und in jeder ihrer unzähligen Anpflanzungen und Ansiedelungen gewinnt die Civilisation, einen Damm mehr gegen die Wogen des Despotismus und sein Gefolge von fauler Weichlichkeit, sklavischer Gedankenlosigkeit, Unwissenheit und Verfinsterung der Massen. Bis jetzt ist England noch die einzige Macht, welche bei ihren Colonisationsbestrebungen ein System befolgt, welches den Forderungen der Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Klugheit entspricht. Sie begünstigt überall die eigne Kraft-Entwickelung der Gebiete, die ihr unterworfen sind, fördert Fleiß und Thätigkeit, Kultur und Freiheit, durch bürgerliche Gesetze und politische Institutionen, den eigenen nachgebildet. Seine MAGNA CARTA[108] trägt der Engländer in alle Zonen. In allen englischen Kolonien findet man Altengland wieder, in wie weit der Zustand der Bevölkerung Annäherung und Gleichstellung verträgt, und vergißt es auch seinen eigenen Vortheil dabei nicht, so ist es doch mehr wie irgend ein anderer Staat ein Mutterland, das die seiner Pflege Zugefallenen als Glieder der großen Familie herauszubilden sucht.

Die Emanzipation der Vereinigten Staaten, die, obschon fruchtlos bekämpft und erzwungen anerkannt, England unermeßliche Vortheile gebracht hat, gab diesem eine große Lehre, welche es wohl nie vergessen wird – England hat seitdem der Welt in der Emanzipation der Sklavenbevölkerung seiner sämmtlichen Kolonien ein Beispiel wahrer Großmuth, Gerechtigkeit und Einsicht gegeben; auch das des Mündigsprechens der Kolonien, wird es noch aufstellen und für sie unter allen Völkern Anerkennung des Naturrechts erwirken, nach welchem jedes Kind, wenn es erwachsen ist, sein väterliches Haus verlassen kann, um sich ein eigenes zu bauen. Die Zeit, in welcher die Natur in den Genuß aller

[107] Der dt. Reformator Martin Luther (1483–1546).

[108] Lat. Magna Carta Libertatum, „große Urkunde der Freiheiten“; sie ist eine von König Johann Ohneland (engl. John Lackland, eigent. frz. Jean Plantagenêt; 1167–1216) zu Runnymede in England am 15. Juni 1215 besiegelte Vereinbarung mit dem revoltierenden engl. Adel. Sie gilt als die wichtigste Quelle des englischen Verfassungsrechts.

ihrer Rechte selbstständig treten will, bleibt weder bei dem einzelnen Menschen, noch bei einem jungen Volke aus, und es straft sich immer, wenn Unverstand, Leidenschaft, Eitelkeit, Geiz oder Herrschsucht ihm jenen Genuß zu entziehen suchen. – Auch in Bezug auf die Kolonien wird man der Macht der Zeit, die unwiderstehlich zum Bessern, Vernünftigern und Gerechtern fortdrängt, bestimmt noch allwärts nachgeben müssen, und nicht länger versuchen, die Tochter an die Mutter zu knebeln, nachdem die Hand der Natur die Bande gelöst hat. Sobald einer Herr in seinem Hause seyn kann, wird er es seyn wollen, und, um fremde Einsprache unbekümmert, sein Hausrecht üben.

Ich fürchte, daher nicht, daß sich das blutige Drama, welches in den jetzigen Vereinigten Staaten Nordamerikas von 1763–1783 gespielt wurde, in Canada erneuere. Die letzten Aufstandversuche haben, obschon unterdrückt, der brittischen Regierung die ganze Gefahr gezeigt. Mit Entschlossenheit und Redlichkeit wird sie die Unzufriedenheit auslöschen. Sie wird Canada die größtmögliche Masse von Selbständigkeit gewähren, und ihm den Uebergang zur förmlichen Unabhängigkeit auf friedlichem Wege bahnen. Abgesehen davon, daß Gerechtigkeit und gesunde Staatsgrundsätze ein solches Verfahren anrathen, so ist es auch schon der Klugheit gemäß dieselben zu befolgen; denn zwischen Canada und England ist das atlantische Meer, während ersteres 24 Republiken zu Seite hat, vereinigt zu einem mächtigen Föderativreiche, dessen Bevölkerung in drei Jahrzehnten die von Großbrittannien übertreffen muß. So lange die Canada-Kolonieen weniger öffentliche Freiheit besitzen als ihre Nachbarn, deren Beispiel sie unablässig vor Augen haben, werden sie unzufrieden seyn, – eine Unzufriedenheit, die nicht anders gehoben werden kann, als daß man die Regierungsform de der nordamerikanischen Freistaaten so ähnlich mache, als es die Verbindung mit dem Mutterlande nur irgend verträgt. Freiheit und Leitung der eigenen Angelegenheiten nach ihrer Weise, das ist der einzige Grundsatz, welcher dem Mutterlande Erhaltung seiner Kolonieen sichert. Die Zeit, die ihn predigt, wird ihm auch allgemeine Geltung verschaffen.

Canada bildet den südöstlichen und wohnlichsten Theil der englischen Besitzungen im Nordamerikanischen Festland, deren Gesammt-Ausdehnung die von Europa übersteigt. Es wird in zwei Provinzen, Unter- und Obercanada, von gleicher Größe (7000 Geviertmeilen) geschieden. Jener, der ältestbevölkertste Theil des Landes. mit französischer Sprache und Sitte, begreift, von der Mündung des Ottawa ostwärts, das Tiefthal des Lorenzstroms; Obercanada, durchaus englischer Colonisation, gruppirt sich um die großen Seen, die, Meeren ähnlich, die gestaueten Fluthen des genannten Flusses schufen. Noch ist das ein ungeheuerer Urwald, Germanien zur Zeit des August[109] ähnlich, angefüllt mit Strömen, Seen und Morästen. Bevölkerung und Anbau beschränken sich zur Zeit fast allein auf die Ufer des Lorenz und Küsten der großen Seen; und obschon jene durch die Einwanderung aus dem Mutterstaate (jährlich 60,000 Köpfe, meistens Irländer,) außerordentlich zunimmt, so dürften doch noch Jahrhunderte vergehen, bevor sie eine Dichtigkeit erlangen kann, wie wir sie in den schlechtest-bevölkerten Theilen Deutschlands finden. Die Einwohnerzahl, welche, als Canada unter englische Herrschaft kam, kaum 180,000 betrug, erreicht jetzt 1 ½ Millionen. Das Klima, rauh, Leben dauert hier länger, und Leute von neunzig Jahren sind keine Seltenheit. – Canada’s natürliche Reichthümer sind groß. Obenan stehen seine unerschöpflichen Wälder, welche die brittische Marine mit dem vortrefflichsten Bauholz fast ausschließlich versorgen. Getreide, besonders Waizen, verführt es nach Westindien und nach England; und die Ausfuhr von gesalzenem Fleische nach dem südlicheren Theile Amerika’s beträgt an die hunderttausend Tonnen. Quebeck versendet jährlich 12,000 Fässer Pottasche; Montreal 20,000. – An nutzbaren Mineralien verbirgt die Erde große, noch wenig benutzte Schätze: Eisen, Kupfer, Blei, Schwefel und Steinkohlen. Der Ertrag der Jagd, in früheren Jahren über alle Begriffe reich an den edelsten Pelzwerken, muß nothwendig von Jahr zu Jahr in eben dem Maße abnehmen, als die Kultur des Landes fortschreitet, die Wälder sich lichten, die Jagdreviere der Indianer sich verkleinern und ihre Zahl sich vermindert. Noch leben etwa 30,000 der Urbewohner auf canadischem Gebiete; zum Theile als zum Christenthume Bekehrte, Alle aber in friedlichem Verkehr mit ihren civilisirten Nachbarn, und von der

[109] Augustus (eigentl. Gaius Octavius; 63 v. Chr.–14 n. Chr.), seit 31 n. Chr. der erste römische Kaiser.

brittischen Regierung geschützt und in ihren Rechten geachtet. Mehre Stämme sind ausgestorben, wie die einst so mächtigen Huronen; oder bis auf Trümmer vergangen, wie der einst so mächtige Bund der 6 Nationen; manche auch adoptirten europäische Sitte, z. B. die Algontiner[110] und Irokesen, welche Schulen und Zeitschriften haben.

Canada, 1497 von den Engländern entdeckt, wurde 1534 durch die Franzosen, unter Cartier[111], zuerst (in der Gegend von Quebeck) colonisirt, wo noch ein Dorf, als der erste Niederlassungsort, seinen Namen trägt. Ludwig der Vierzehnte betrieb die Ansiedelung im Großen. Unter-Canada bekam den Namen Neu-Frankreich. Quebeck und Montreal blüheten zu schönen Städten auf, und lange rivalisirte das Mutterland mit England um den Ruhm, die größte Macht in Nordamerika zu seyn. Endlich wurde die Frage, ob Britten, ob Franzosen in den dortigen Gegenden die Herrschaft haben sollten, mit den Waffen durch langwierige und grausame Kriege entschieden, welche die Grenzländer der englischen und französischen Colonien hundert Jahre lang, mit kurzer Unterbrechung, mit Blut tränkten. Erst vor 80 Jahren gelang dem brittischen Heere unter dem General Wolf[112] (der den Entscheidungssieg bei Quebeck, 1759[113], mit seinem Tode erkaufte) die Eroberung Canadas, und von dieser Zeit an datirt sich die brittische Herrschaft. Durch freisinnige Anwendung der englischen Verfassung und durch eine redliche, liberale Verwaltung ist es den Engländern gelungen, die Zuneigung der französischen, durchaus katholischen Bevölkerung dieser Landstriche zu gewinnen. Die gesetzgebenden Gewalten und das Recht der Steuerverwilligung wurden einer Generalversammlung anvertraut, die das Volk aus seiner Mitte wählt. Auch die Weiber erhielten Stimmrecht: ein Vorzug, der einzig in seiner Art ist. Für den Genuß so vieler Freiheiten und der großen Handelsvortheile, welche die Verbindung mit England bot, waren die Franzosen nicht undankbar, und im versuchungsvollen Kampfe der Britten mit den nordamerikanischen Kolonieen wankten sie nicht in Treue zu einer Regierung, welche sie mit Wohlthaten überhäuft hatte. Französisches Volksthum und katholische Religion, beide noch immer in Untercanada herrschend, sind jedoch in spätern Zeiten, je mehr die brittische Bevölkerung durch das fortwährende Zuströmen aus dem Mutterlande das Uebergewicht bekam, Elemente der Reibungen und der Uneinigkeit geworden, welche, wie wir gesehen haben, endlich einen politischen Charakter annahm, sich in einer Opposition der französischen Bevölkerung gegen alle Maßregeln der Regierung Luft machte, und am Ende, von fremden Einwirkungen nicht frei, in offenem Aufstande ausbrach[114], der beide Fraktionen des canadischen Volkes zum blutigen Handgemenge gebracht hat. Eine Tendenz von Seiten der Majorität der Canadier, sich von einem Staate loszureißen, der ihnen alle Vortheile gewährt, Mitbürger eines Weltvolks zu seyn, das sie mit der ganzen Macht Großbrittaniens beschützt, und bei sicherer Erhaltung der Freiheit dem Staatsleben den Charakter der Festigkeit und Ordnung verleiht, ist in diesem Streite nicht zu erkennen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf unser Bild – die auf hohem Felsenborde stolz thronende Hauptstadt des Landes. Quebeck liegt am Lorenz, dort, wo er sich zu einem strömenden Meere zu erweitern beginnt, das den Namen des Lorenzgolfs führt. Der Riesenstrom ist bei der Stadt 4000 Fuß breit: – aber schon dicht unter derselben hat er eine Bucht von 2 Meilen Breite ausgewühlt, groß und tief genug, alle Flotten der Erde aufzunehmen. Die Landschaft wird in der Nähe von Quebeck, von der Seeseite her, wahrhaft prachtvoll. Die weiten, kaum sichtbaren Gestade ziehen sich plötzlich an einander; ein lachendes Eiland (die Orleansinsel) theilt die von hohem Felsen umpanzerte Wogenmasse, und

---

[110] Der nordamerik. Indianerstamm der Algonkin.

[111] Der frz. Entdecker und Seefahrer Jacques Cartier (1491–1557).

[112] Der brit. General James Wolfe (1727–1759; gefallen).

[113] Die Schlacht auf der Abraham-Ebene am 13. September 1759.

[114] Die von Robert Nelson (1794–1873) und Louis-Joseph Papineau (1786–1871) angeführte Rebellion von 1837, die sich an der Bevorzugung der Kirche von England (engl. Church of England) zu Lasten von Katholiken und Methodisten entzündet hatte.

über einer steilen Wand stürzt der Montmorenci[115], in einer Breite von 500 Fuß, 250 Fuß hoch mit einem auf 10 Seemeilen[116] weit gehört werdenden Donner herab. Ist man an der Orleansinsel vorüber, dann fällt der Blick in ein reich cultivirtes, fruchtbares Land, besäet mit Landhäusern und Dörfern, und die sich wieder erhebenden Gestade zeigen in der Ferne die Thürme und Bollwerke Quebeck's in einer Majestät, wie die der Hauptstadt eines Weltreichs.

Das Felsenplateau, auf welches Quebeck gebaut ist, ist 350 Fuß über dem Spiegel des Lorenz. Landeinwärts fällt er allmählich in das anmuthige Carlsthal[117] ab, das der Fluß gleichen Namens bewässert. An diesem Abhange liegt der größere Theil der eigentlichen Stadt. Die Scheitel des Felsen sind gekrönt von den Festungswerken der Cidatelle. Ein Gibraltar der neuen Welt steht dieselbe im Rufe der Unüberwindlichkeit. Stolz wehen von ihren Bastionen die Banner Brittaniens; sie wehen von den Thürmen des Gouvernements-Pallastes[118], den eine Reihe gewaltiger Pfeiler, gleichsam schwebend über dem Abgrund, tragen, über welchen er gebaut ist; sie wehen von den vielen hundert Schiffen, die theils im Hafen ankern, theils mit schwellenden Segeln, oder Dampf auswerfenden Masten, kommend und gehend, auf dem Busen des Stromes sich wiegen. – Kays, mit knarrenden, aus- und einladenden Krahnen, zahlreiche Werfte, auf welchen Schiffe von allen Größen gezimmert und gerüstet werden, strecken sich vor den tiefen Häusermassen aus, und ein eigenthümliches Summen verkündigt den hier nie rastenden Fleiß. Der Anblick der Metropole des Brittenreichs in der neuen Welt ist in der That herrlich, und macht einen Eindruck, der nie wieder auslöscht.

Da die Stadt auf sehr unebenem Terrain gebaut ist, so sind ihre Straßen unregelmäßig, und in den ältern Quartieren eng und altväterisch. Aber Quebeck hat einen Reichthum von schönen und großen Gebäuden: und viele öffentliche, besonders aus der französischen Zeit, sind wahre Palläste. Die Klöster, Kirchen (die Cathedrale[119] ist die schönste in Nordamerika), das Collegium der Jesuiten[120], die Börse, Bank, Gerichtshöfe, Hospitäler, das Seminar, die Universität zeichnen sich alle durchgeschmackvolle Bauart, oder Größe aus. In den Hauptstraßen reihen sich Läden und Gewölbe an einander, die mit einem Waarenreichthum und einer Eleganz ausgestattet sind, welche an Paris und London erinnern. Die meisten Privatwohnungen sind zwar noch mit Schindeln gedeckt; indeß hat man seit einigen Jahren die eben so schöne, als dauerhafte Eisenbedachung eingeführt, und jene, ein unstädtisches Ansehen gebend, wird bald gänzlich verschwinden.

Zur Zeit der Eroberung durch die Britten hatte Quebeck nicht ganz zehntausend Einwohner, gegenwärtig über dreißig tausend. Die größere Hälfte ist französischer Abstammung, und die Unterhaltungssprache ist noch meistens die französische. In den gebildetsten Cirkeln hat französische Sitte das Uebergewicht ungeschmälert behauptet, und man sieht hier die für das gesellige Leben angenehmsten Seiten des französischen Charakters, Gastfreiheit, herzliche Fröhlichkeit, Gefälligkeit, lebendige Theilnahme und jene Bonhomie entfaltet, für welche die deutsche Sprache kein völlig entsprechendes Wort hat.

Der Handel des Platzes bedarf jährlich an 1000 große Seeschiffe von durchschnittlich 300 Tonnen Trächtigkeit. Die Ein- und Ausfuhr zur See übersteigt 20 Millionen Gulden[121]; das im Handel überhaupt angelegte Capital das Dreifache dieser Summe. Schiffbau, Fischerei und Rhederei sind Hauptnahrungszweige von Quebeck.

---

[115] Der Montmorency-Fall (frz. Chute Montmorency).

[116] 1 sm = 1.853,18 m.

[117] Frz. Vallée-du-Richelieu; bei der Ortschaft Saint-Charles-sur-Richelieu.

[118] Seit 1893 befindet sich dort das Luxushotel Château Frontenac, das Wahrzeichen Québecs.

[119] Notre-Dame de Québec; die 1633 von Samuel de Champlain (1567–1635) errichtete Kirche war nach der Zerstörung durch die Engländer im Jahre 1759 nach Plänen von Jean Baillairgé (1726–1805) erweitert und wiederaufgebaut worden; am 22. Dezember 1922 brannte die inzwischen zur Kathedralkirche erhobene Basilika erneut ab und wurde in den Jahren 1923 bis 1930 durch einen Neubau im alten Stil ersetzt.

[120] Das Jesuitenseminar (frz. Séminaire de Québec) war 1663 gegründet worden und wurde 1852 in eine Universität umgewandelt, die heute zu den größten Canadas zählt.

[121] Siehe hierzu S. 22, Anm. 48.



QUEBECK in CANADA

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 24.

CLXXXXIV. Die Ruine Sayn.

Zwei Meilen unterhalb Koblenz, am rechten Rheinufer, liegt das freundliche Neuwied, Hauptort eines Fürstenthums gleichen Namens, das unter preußischer Hoheit steht. Die Stadt hat gegen 6000 Einwohner. Gegründet wurde sie an der Stelle des Dorfes Langendorf, vor nicht ganz 200 Jahren, vom Grafen Wilhelm von Neuwied[122], einem der edelsten Männer seiner Zeit. Als die damaligen, in verschiedenen Ländern argen Religionsverfolgungen, ganze Schaaren gewerbfleißiger Menschen aus ihrer Heimath vertrieb, bot er den Verfolgten sein Land als Asyl an. Ein verdienter Erfolg krönte sein christliches, menschenfreundliches Werk. Tausende kamen aus nah und fern, bauten Neuwied, und dieß blühete empor durch Gewerbfleiß und Handel auf eine in Deutschland bisher beispiellose Art. Noch dauert der Stadt Gedeihen ungeschmälert fort und der Geist ihres Gründers ist das Erbe seiner Nachfolger. Es leben Katholiken, Lutheraner, Quäcker[123], Herrnhuter[124], Mennoniten[125], Juden, kurz 21 Religionsparteien zusammen, und das so oft in Haß Geschiedene vereinigt hier die schönste Eintracht. Humanität ist der oberste Grundsatz des fürstlichen Hauses und sie übt auf die Einwohner den gesegnetsten Einfluß.

Eine Stunde von Neuwied öffnet sich das Saynthal nach dem Rheine hin; ein Thal voll malerischer Parthieen. Eine der schönsten machen die stattlichen Ruinen des alten Schlosses Sayn aus, der Stammburg des gefürsteten, reichbegüterten und in der Geschichte merkwürdigen Grafengeschlechts. Thürme und gewaltige Mauerreste stehen noch, und ihre Mauerfestigkeit ist so groß, daß, obschon sie seit 4 Jahrhunderten zerstört und ausgebrannt ist, Zeit und Wetter seitdem doch wenig an ihr verändert haben. Ihr Ursprung geht in das 11te Jahrhundert zurück. Schon im 13ten Jahrhundert glänzten ihre tapfern Burgmannen, als Grafen, bei Ritterspielen und in Fehden; ein Graf Sayn[126] zog mit Kaiser Friedrich, dem Rothbart[127], ins heilige Land, und zeichnete sich durch Heldenthaten aus. Noch blüht ein Zweig dieses alten Geschlechts in der Linie Sayn-Wittgenstein.

---

[122] Friedrich III. von Wied (1618–1698), seit 1631/34 Herrscher der Oberen Grafschaft Wied; er hatte am 26. August 1653 Neuwied gegründet.

[123] Engl. quaker, Zitterer; eigentl. „Religious Society of Friends / Religiöse Gesellschaft der Freunde", eine Mitte des 17. Jhd.s von George Fox (1624–1691) in England gegründete rel. Erweckungsbewegung, die dort jedoch wegen ihrer pazifistischen Ausrichtung starker Verfolgung ausgesetzt war, weshalb viele Quäker in Gegenden auswanderten – vor allem nach Pennsylvania –, wo Religionsfreiheit herrschte.

[124] Siehe hierzu S. 29, Anm. 81.

[125] Die von Menno Simons (1496–1561) gegründete christl. Denomination geht auf die Täuferbewegung der Reformationszeit zurück.

[126] Heinrich III. (ca. 1193–1246/47), seit 1202 Graf von Sayn; er hatte in den Jahren 1218/19 am Fünften Kreuzzug teilgenommen – allerdings nicht unter Friedrich Barbarossa (s. u.).

[127] Friedrich I., genannt Barbarossa (ca. 1122–1190), von 1147 bis 1152 als Friedrich III. Herzog von Schwaben, seit 1152 römisch-deutscher König und seit 1155 Kaiser des römisch-deutschen Reiches.


CXCIV
SAYN
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 5.

CLXXXXV. Die Felsen von Etretat an der normännischen Küste.

Schön ist das feste Land mit seinen Bergen und Thälern, Flüssen und Wäldern; aber das Höchste, Erhabenste, womit unser Erdball geschmückt ist, lehrt nur Küstenland kennen; das wilde, zauberische Ungeheuer, den unabsehlichen Spiegel des Himmels, das größte Wunderwerk unserer Erde: – das Meer.

Betrachte dieß Bild! Scheint es nicht der Traum eines Dichters? Noch nennt das Volk diese wunderbare Felsgestalt das Schloß Neptuns und bevölkert die vermeintliche Ruine mit den zürnenden, tückischen Geistern der Tiefe. Aengstlich vermeidet die gefährlichen Klippen der Schiffer, und wenn er ihrer aus der Ferne sichtbar wird, schlägt er andächtig ein Kreuz und betet ein Vaterunser. Nach einer Sage fordert der Meeresfürst hier jährlich 7 Schiffe und 77 Menschenleben zum Opfer; und wohl mögen nicht viel weniger, vom Sturme hergeschleudert, ihren Untergang finden.

Die Kreidefelsen von Etretat[128] sind Trümmer eines natürlichen Walles, welcher die normännische Küste vor vielen Jahrtausenden ohne Unterbrechung umgürtete. Sie ragen 3 bis 400 Fuß über den Wasserspiegel empor. Die wunderbarste Form zeigt das Neptunsthor[129], offenbar ein Werk der Wellen, welche das weniger feste Gestein zwischen den Seitenpfeilern allmählig ausgewaschen und zuletzt durchbrochen haben.

[128] Die Abb. war bereits in mit leicht veränderter Bildunterschrift in dem vom Otto Ludwig Bernhard Wolff (1799–1851) herausgegebenen „Neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. – […] Zweiter Band. D bis K." (Leipzig: Ch. E. Kollmann 1835) erschienen.

[129] Frz. Porte d'Aval (Untertor); dahinter ist die 51 m hohe Aiguille (Felsnadel) zu erkennen.


CLXXXV
DIE FELSEN VON ETRETAT
oder
das Neptuns-Thor an der Normännischen Küste
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 25-28.

CLXXXXVI. Reinhardsbrunn.

Es verscholl in den Hallen längst der Orgel Klang
Und das heil'ge Saitenspiel und das fromme Lied;
Doch des Pokales goldner Born ist nicht versiegt,
Und es thront gefürstete Freude, wo einst
Stille des Klosters.[130]

„Umfange mich, heiterer Thalfrieden, paradiesisches Gefilde, das wie eine blumengeschmückte Eremitenzelle im Schooße des Thüringer Waldes ruht! Du empfängst mit den Annen der Liebe und der Ruhe den Wanderer, der von den Bergen zu dir hernieder steigt, und bietest ihm Freude in Fülle dar. Erquickung dem Ermatteten, Augenweide dem Schaulustigen, heitere Gesellschaft dem Frohen, und der Melancholie düstere Schattengänge dem Traurigen und Unglücklichen. Reste der Vorzeit zeigen die alten Mauern, welche einst dein klösterliches Haus umgaben, und wie versteinerte Sagen stehen ernst und stumm die halbverwitterten Monumente alter Landgrafen unter der Kirche schützendem Dach. Die uralten Linden um den großen, steinernen Mönchstisch rauschen und plaudern, als erzählten sie sich von den längst vergangenen Zeiten … Hier will ich am stillen Abende sitzen und der Tage gedenken, wo die Glocken über mir Denen zu Grabe riefen, welche im Fürstenglanze strahlten. Von dem hohen Bergschlosse mußten Alle herab, hier fanden die nimmermüden Streiter ihre Ruhestätte, bis die Sturmschwingen der Zeit ihren Grabesstaub und ihrer Leiber Asche spurlos verwehet hat."[131]

Mit diesen Worten führt Thüringens eigentlichster Dichter, unser Bechstein[132], seine Leser in den reichen Kreis der Geschichten von Reinhardsbrunn, welche mit denen der Wartburg die interessantesten des Thüringer Landes ausmachen.

Auf der Gründung Reinhardsbrunns liegt das Morgenroth der Geschichte, der goldene Schein der Legende. – Ludwig, der zweite Thüringer Landgraf[133], ein Fürst von ritterlichem, abenteuerlichem Geiste, hatte auf seinen Fahrten die Gemahlin[134] des Pfalzgrafen von Sachsen[135] kennengelernt. Bald war mit dem schönen Weibe ein verbrecherisches Verhältnis angesponnen. Die Liebenden beschlossen, den Pfalzgrafen aus dem Wege zu schaffen. Gelegenheit ersann Ludwig, erstach ihn mit eigner Hand, und nahm die Wittwe zu sein Gemahl.

Der Kaiser[136], dem pfalzgräflichen Hause verwandt, sprach die Reichsacht aus über den Mörder. Aber Ludwig hatte viele und feste Burgen, sein Land war groß und unwegsam, er hatte treue Diener und viele Schlauheit: – bald war er da, bald dort, und es vergingen Jahre, ehe man ihn fahen[137] konnte. End-

---

[130] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[131] Frei zitiert nach der Einführung zum „Sagenkreis von Reinhardsbrunn" in dem von Ludwig Bechstein (1801–1860) herausgegebenen Werk „Die Sagen von Eisenach und der Wartburg, dem Hörseelberg und Reinhardsbrunn […]" (Hildburghausen: Kesselring 1835), S. [159]f.

[132] Siehe hierzu oben.

[133] Ludwig der Springer (1042–1123), Graf in Thüringen.

[134] Adelheid von Stade (ca. 1060–1110).

[135] Friedrich III. von Goseck (ca. 1065–1085; ermordet); Ludwig der Springer (siehe hierzu S. 45, Anm. 133), der Friedrichs Witwe (s. o.) geehelicht hatte, wurde jedoch völlig zu Unrecht des Mordes bezichtigt.

[136] Heinrich IV. (1050–1106), ab 1053 Mitkönig, ab 1056 römisch-deutscher König und von 1084 bis zu seiner Abdankung am 31. Dezember 1105 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

[137] Veraltet für fangen.



SCHLOSS REINHARDSBRUNN
bei Gotha

lich wurde er von den kaiserlichen Dienstmannen aufgegriffen und nach Burg Giebichenstein an der Saale in sicheren Gewahrsam gebracht, um dort die Rückkehr und das Urtheil des Kaisers zu erharren, welcher auf einem Römerzuge begriffen war. Nach fast dreijähriger Haft gelang Ludwig die Flucht durch einen glücklichen Sprung, wie die Sage geht, von dem hohen Thurmfenster hinab in die unten vorbeifließende Saale, woher er den Beinamen „der Springer" erhielt.

Aber um Kaiser und Reich zu versöhnen, um sich Sicherheit zu schaffen und das erwachte Gewissen zu beruhigen – bedurfte es schwerer Buße. Die beiden Verbrecher pilgerten nach Rom zum heiligen Vater. Dort gelobten sie zur Vergebung ihrer Sünden feierlich: sich zu trennen, ein Frauen- und ein Mannskloster zu erbauen, und ihre Tage in denselben zu beschließen.

Wieder heimgekommen, war es Landgraf Ludwig's erste Sorge, sich umzuschauen nach einer bequemen Stätte, die zum Bau des Klosters sich eigne. Nicht weit von Friedrichsrode, 3 Stunden von Gotha, lag mitten im Walde ein freundliches Wiesenthal, sonnig und heimlich, und geschützt durch die Berge vor des Wetters Unbill. Niemand bewohnte es, außer ein armer Töpfer, Namens Reinhard. Nicht weit von dessen Hütte war eine Quelle, und mit Verwunderung hatte Reinhard schon mehrmals in den warmen Sommernächten Lichter neben und auf dem Wasser hüpfen sehen, und vergeblich nach ihrer Ursache geforscht. Kam er hin, waren sie allemal spurlos verschwunden. Da erzählte Reinhard die Wunder-Erscheinung vielen Leuten, und viele kamen und sahen sie, und konnten sie nicht erklären. – Auch Ludwig bekam davon Kunde, ging hin, sah die tanzenden Flämmchen, forschte und forschte vergebens, wie die Andern. Da kam ihn der Gedanke bei, das müsse wohl eine heilige Stätte seyn, und eine gottgefälligere für den Bau seines Klosters möchte er im Lande nicht finden. Sein Beichtvater bestärkte ihn in dieser Meinung. – Bald dröhnte nun die einsame Waldung von tausend Holzäxten wieder. Ein Heer von Bauleuten belebte das stille Thal, und es stiegen die Mauern einer der prächtigsten und reichsten Benediktinerabteien des Thüringer Landes empor. Sie erhielt den Namen Reinhardsbrunn, um den Anlaß ihrer Gründung zu verewigen. Als das Kloster fertig war, begrub sich Ludwig selbst hinein als büßender Mönch, nachdem er zuvor sein Stammschloß, die Schauenburg, mit meilenweiten Waldungen und reichen Gründen, der Abtei geschenkt hatte. Zugleich stiftete er ein Erbbegräbniß seines Hauses unter der Klosterkirche, und eine ewige Lampe für jeden in demselben beigesetzten Sarg.

Und im Laufe der nächsten Jahrhunderte erklangen vielmal die Trauerglocken im Kloster Reinhardsbrunn, wenn sie den Leib eines Herrn des Thüringer Landes brachten von der hohen, 4 Stunden fernen Wartburg, oder von entfernten Schlössern, wie Ludwig den Eisernen[138], den seine Edelleute auf ihren Schultern zehn Meilen weit von Halle hertragen mußten; oder aus fremden Landen, wie Ludwig den Heiligen[139], den der Herr gerufen auf dem Zuge nach Palästina! –

In des Mittelalters langer Nacht der Unwissenheit schimmerte des Klosters Stern hell und die Benediktiner von Reinhardsbrunn, – sorgsam gepflegt, geschützt und reich beschenkt von den thüringischen Fürsten, – lebten ihre goldene Zeit. Als aber des Begründers Stamm, das landgräfliche Haus, (im 15. Jahrhundert), mit Friedrich dem Einfältigen[140] ausstarb und lachende Erben sich in das schöne Land theilten; als endlich die Morgenröthe der Reformation anbrach, da erbleichte das Sternlein gar schnell, und noch ehe der Tag kam, löschte es die Hand eines furchtbaren Geschicks. – Luther's Zauberwort: Freiheit des Glaubens, hatte den Geist der Massen aus seinem Todten-Schlafe aufgerüttelt, überall in Deutschland sprengte er die Bande gewaltsam und die entzügelte, rathlose Kraft äußerte sich verheerend und zerstörend, wie die entfesselten, rohen Elemente der Natur. Der Sturm des deutschen Bauernkrieges überbraußte ganz Thüringen, und Kloster Reinhardsbrunn sah seinen letzten Tag. Am Montag, 8 Tage nach Ostern, des Jahres 1525, standen die Bürger und Bauern in Waltershausen und der Umgegend auf, und ihr erster Zug galt der Klosterherrschaft der feisten Benediktiner. Der letzte Abt floh, mit ihm sein Kellermeister. Abends rückten 800 Mann ein, soffen die ganze Nacht, raubten und plünderten und trieben Spott mit den Mönchen. Den andern Morgen kamen neue Haufen: die Klosterbrüder machten sich aus dem Staube. Nun wurde die Abtei, nachdem alle Vorräthe aufgezehrt waren, von den tollen Haufen demolirt. Selbst das Allerheiligste erfuhr keine Schonung. Man riß die fürstlichen

---

[138] Ludwig II., der Eiserne (1128–1172), seit 1140 Landgraf von Thüringen.

[139] Ludwig IV., der Heilige (1200–1227), seit 1217 Landgraf von Thüringen und Pfalzgraf von Sachsen.

[140] Friedrich IV., der Einfältige (1384–1440).

Grabgewölbe auf, stürzte die Särge um, raubte den Gebeinen ihren Schmuck, und warf sich in toller Lust mit den Knochen der alten Herrscher. Die kostbare Klosterbibliothek wurde im Hofe verbrannt. Die vier und zwanzig Altäre der Kirche, herrliche Denkmäler der altdeutschen Malerei und Skulptur, wurden niedergerissen; alle übrigen Kunstwerke vernichtet; die Glocken zerschlagen; die 3 Orgeln auseinander gerissen; Thüren und Fenster verbrannt; die Dächer abgedeckt; ganze Gebäude bis auf die Grundmauern verwüstet. Nach vollendetem Zerstörungswerke zogen die wüthenden Haufen ab und ließen die reiche, prachtvolle Abtei als Ruine zurück.

Zwar sammelten sich die zerstreuten Klosterbrüder wieder und begehrten Erlaubniß zur Wiederherstellung der Abtei. Solches wurde ihnen jedoch von dem protestantisch gesinnten Landesherrn verwehrt. Er ließ jedem der Mönche eine gewisse Summe zahlen, rieth ihnen, in den weltlichen Stand zurückzutreten und weiter zu wandern. Aber die reichen Besitzungen des Klosters zog er ein, machte sie zu einem Amt und Kammergut und verwandelte die noch übrigen Klostergebäude in Wirthschaftswohnungen und in ein fürstliches Jagdschloß.

Diese Bestimmung behielt es bis auf den heutigen Tag. – Unter der Regierung des Herzogs Ernst von Gotha[141], zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wurde die nächste Umgebung in freundliche Anlagen umgeschaffen, und seinem geistreichen, genialen Nachfolger, dem Herzoge August[142], war Reinhardsbrunn der gewöhnliche Sommeraufenthalt. „Mein stilles, heiliges Thal, (schrieb er von hier aus seinem Freunde, dem Dichter Wagner[143]), der düster-schattige Wald, die frisch-grünen Wiesen, die schillernden Seen, die duftenden, durchzwitscherten Büsche, der stumme Abend, die Gräber der Ahnen, die undurchdringlichen Geheimnisse der verödeten Zellen, – das Alles könnte wohl einen Dichter reizen, – vielleicht begeistern! Hier in dem lieben, alten Zellenhause, am reinen, heiligen Crystallborn hänge ich mehr von meinem Willen ab, als in der lärmigen Stadt und an meinem Hofe.“[144] –

Zehnfach verschönert, und umgeschaffen zu einer der herrlichsten deutschen Fürstenvillen, haucht Reinhardsbrunn auch dem jetzigen Besitzer[145] mit seinen alten, zum Himmel aufstrebenden Edeltannenhainen den ersten balsamischen Frühlingsgruß jedes Jahr entgegen. Wälder und Gründe, Berge und Thäler weithin, bilden einen mit sorgfältig unterhaltenen Wegen durchzogenen Park, mit einer Wildbahn, welche die größte und reichste vielleicht in ganz Deutschland ist. Von jeher war es den humanen Fürsten Gothas eigen, ihr Volk vom Mitgenuß ihres Eigenthums nicht auszuschließen, und so ist auch Reinhardsbrunn an jedem Sonn- oder Festtage der schönen Jahreszeit ein Sammelplatz der Städter und Dörfler oft zu Tausenden und der Ort, wo sich thüringer Frohsinn und Heiterkeit in Fülle zeigen.

---

[141] Ernst II. Ludwig (1745–1804), seit 1772 Herzog von Sachsen-Gotha-Altenburg.

[142] August (1772‑1822), seit 1804 Herzog von Sachsen-Gotha-Altenburg.

[143] Johann Ernst Wagner (1769–1812).

[144] Zitat aus „Ernst Wagners sämmtliche Schriften. – Ausgabe letzter Hand besorgt von Friedrich Mosengeil [(1773–1839)]. – Eilfter Band […]“ (Leipzig: G. Fleischer 1828), S. 89.

[145] Ernst I. (1784‑1844), seit 1806 Herzog von Sachsen-Coburg-Saalfeld. Als erster Herzog des neugeschaffenen Doppelherzogtums Sachsen-Coburg und Gotha war er 1826 Begründer des gleichnamigen Fürstenhauses; er hatte 1826/27 das Lustschloß errichten lassen (siehe hierzu auch S. 49, Anm. 152).

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 272f.

Reinhardsbrunn.

Beide gehören zusammen, denn der gewaltige Springer[146] gründete an dieser Stelle das berühmte Kloster, welches dem heutigen Schloß den Namen gab.

Noch war die Kunde seiner wunderbaren Flucht nicht allgemein bekannt, als Ludwig und Adelheid schon auf dem Wege nach Rom waren, um zu den Füßen des Papstes bußfertige Reue über ihre gemeinsame Schuld zu bekennen. Aus seinen Händen empfingen sie neuen Weihesegen, aus seinem Munde Absolution und der Kaiser nahm, der Fürsprache des Papstes zu Liebe, das gesprochene Urtheil zurück. So bezog Ludwig mit seiner Adelheid wieder die Schauenburg und gründete bald darauf (1089), wie ihm der Papst zur Buße seiner Sündhaftigkeit auferlegt hatte, das Kloster, genannt nach einem armen Töpfer Reinhard, auf dessen Grund und Boden sich viele Nächte hindurch hüpfende Flämmchen gezeigt hatten – die Finger Gottes: daß hier ein heiliges Haus entstehen möge zu seiner Ehre.

Sein Erbauer vertauschte das Schwert mit der Kutte und starb in der von ihm gestifteten Abtei. Die landgräflichen Nachfolger hielten das Stift in hohen Ehren und so wuchs Reinhardsbrunn zum mächtigsten und reichsten Kloster der Thüringer Lande empor, später befestigt mit dem Gemäuer der zerstörten Schauenburg. Seine Aebte, die sich „von Gottes und des heiligen Stuhles Gnaden“[147] schrieben und mit bischöflichen Würden und Gewalten bekleidet waren, beherrschten von hier aus Land und Fürsten, bis Krieg zwischen diesen Fürsten das Kloster zerstörte. Ironischer Weise mußte es „der einfältige Ludwig“[148] sein, der es wieder zu neuem Glanz aufbaute, um bald darauf unter den furchtbaren Keulenschlägen des Bauernkrieges für immer zu erliegen, denn als die geflohenen Mönche wiederkehrten und den Herzog um Wiederherstellung des Klosters angingen, ließ er sie bedeuten, „sie sollen ein Handwerk lernen und Wyber nehmen“[149].

Die Gebäude, von weimarischen und gothaischen Fürsten mehr oder weniger vor gänzlichem Verfall geschützt, dienten einmal nur noch zur Knabenwohnung Herzogs Ernst des Frommen[150] und blieben dann der gänzlichen Verödung überlassen, bis an ihrer Stelle (1826) Herzog Ernst I. von Koburg-Gotha[151], unter Leitung Heideloffs[152], das Schloß errichtete, das jetzt schlank, frei und luftig zwischen den Bergen durch die Thale leuchtet, und dasselbe mit Parkanlagen umgab, die, ein seltenes Meisterwerk der Gartenkunst, ein unvergleichliches Stückchen moderner Romantik auf diesen bergumsäumten Wiesengrund zauberten und diesen Waldeswinkel zum kunstreichen Schlüssel zu dem Poesie- und schönheitreichen Herzen des Thüringerwaldes schufen.

In der That, es ist eines der schönsten Stückchen Erde, dieses Reinhardsbrunn, ein trauliches Idyll, ein kleines Waldparadies, dessen seltsame Ruhe ihm etwas recht Melancholisches verleiht. Zwischen den sanften. Wiesenteppichen, auf welche Gruppen vielhundertjähriger Eichen, Linden und Buchen ihre

[146] Siehe hierzu S. 45, Anm. 133.

[147] Eine im kath. Kirchenwesen nicht unübliche Formel für Prälaturen.

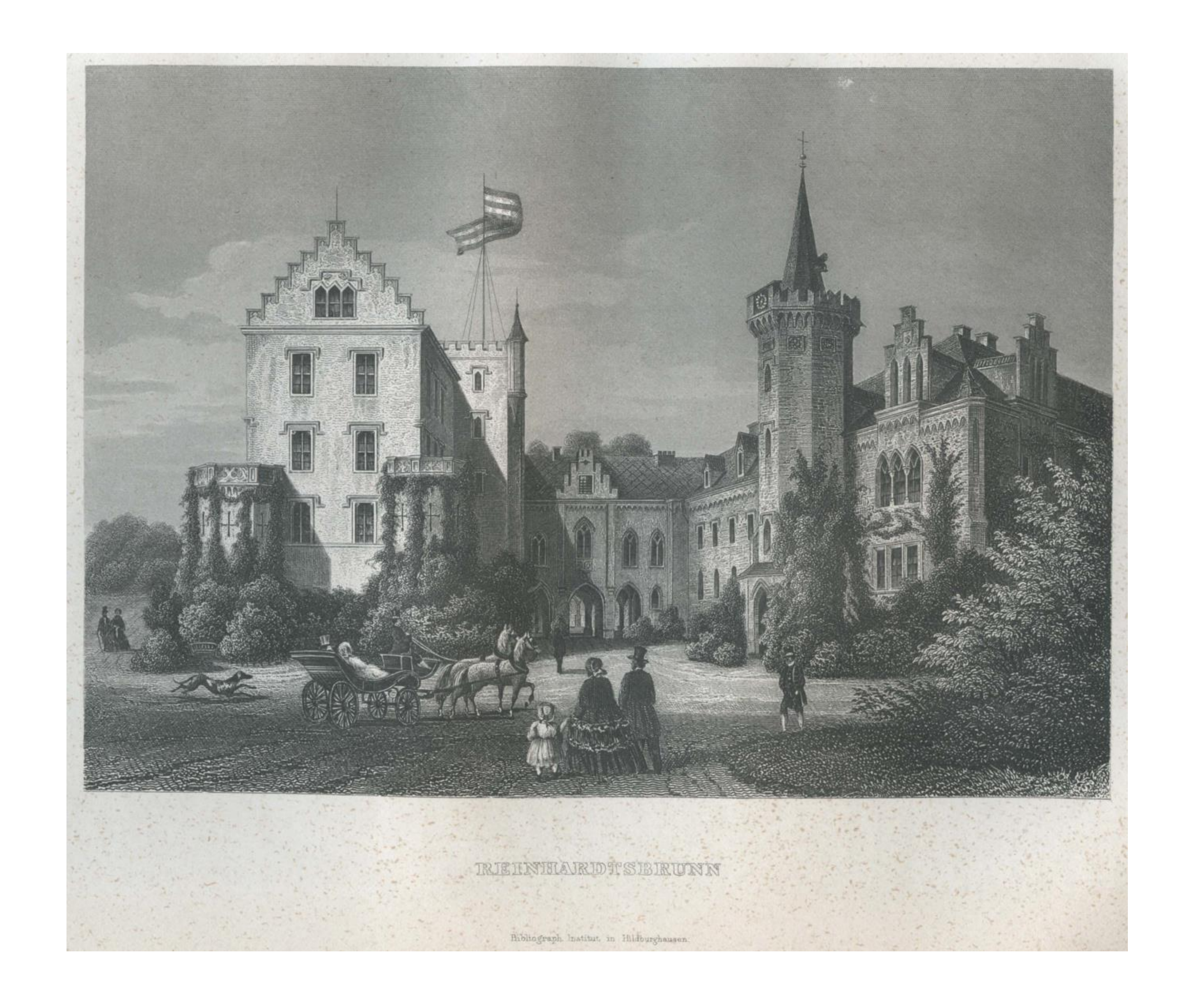
[148] Siehe hierzu S. 47, Anm. 140.

[149] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[150] Ernst I., der Fromme (1601–1675), seit 1640 Herzog von Gotha.

[151] Siehe hierzu S. 48, Anm. 145.

[152] Carl Alexander Heideloff (1789–1865), dem bei der Bauausführung der junge Gustav Eberhard (1805–1880) zur Seite stand.



REINHARDTSBRUNN

Bibliograph. Institut. in Hildburghausen.

Schatten werfen, das helle Auge eines umfangreichen See's, von stolzen Schwänen durchfurcht, und wiederspiegelnd die schimmernden Giebel des neuen Fürstenschlosses, dessen Gemäuer Schlinggewächse überwuchern und dessen Wappenschilder und allenthalben eingehauene Maltheserkreuze noch an seine klösterliche Vorzeit erinnern. Jenseits braust ein schäumender Forellenbach unter überhängenden Trauereschen herab, dort tummeln sich muntere Fohlen auf üppiger Weide. Im Hintergrund ragen dunkle Berge, die in dem großartigen Naturpark eingerahmt sind, welcher sich bis zum Inselsberg hinaufzieht.

Und wenn das Gestirn des Tages hinter dem zackigen Waldesfirst hinabgesunken ist und die bunten Gruppen der Spaziergänger sich von den Promenadenwegen verloren haben, wenn das Mondlicht auf den Söllern der Schloßmauern sich niederläßt und das Wild von der Bergwand hinab zum Seeufer zieht, wenn die Nebel aus den Schluchten thalwärts wallen und nichts mehr die Luft bewegt, als das Rauschen der alten Wälder und das Dröhnen der stürzenden Bäche, dann läßt sich dem Lauscher der Klang der Sage vernehmen und naht sich ihm eine Prozession aus dem Pförtchen der Klostermauer, mit Paternoster- und Horagesang[153], dann ertönt das Waffengeklirr des versunkenen Ritterthums und der rächende Fluch des „armen Konrad"[154]. – – Wie kein anderes Fleckchen deutscher Erde, ist dieses Reinhardsbrunn angethan zum Schlupfwinkel der Romantik und wonnig durch schauernder Geisterseherei.

Der elektromagnetische Telegraph, der sich um und durch das byzantinisch-gothische Gebäude spinnt, führt uns aus dem Zauberkreis der Romantik und der Sage wieder zurück in das moderne Leben, und läßt uns an Schloß und Umgebung bewundern, wie der Reiz des Alterthümlichen mit dem geschmackvollen Comfort, das Nützliche mit dem Angenehmen, die Eleganz mit der Einfachheit und das Natürliche mit dem Künstlichen in wirklich seltener Weise verbunden ist. Es weht durch das Ganze ein Hauch der Einheit und Harmonie, wie er nur einer künstlerisch-schöpferischen Kraft zu eigen ist.

A. S.[155]

---

[153] Verballhornt (von lat. hora, die Stunde) für das Stundengebet.

[154] Als „Armer Konrad" (auch „Armer Kunz") bezeichnete sich ein Bündnis des „Gemeinen Mannes", das 1514 im Herzogtum Württemberg aufbegehrte.

[155] Der Schriftsteller Arnold Schlönbach (1817–1866).

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 29f.

CLXXXXVII. Die Benediktiner-Abtei Mölk[156]. in Oesterreich.

Der Mensch erlangt nie, was er wünscht, weil seine Wünsche den Köpfen der Hyder[157] gleichen. Den abgeschlagenen wachsen andere nach. Jeder befriedigte Wunsch zeugt neue, und darum ist es Sisyphusarbeit, in der Erreichung derselben Glück und Zufriedenheit zu suchen. Erst wenn man entbehren gelernt hat, statt zu erwerben, hält die Welt, was sich der bessere Mensch von ihr verspricht. Erstaunt wird dieser dann gewahr, daß er außer sich gesucht hatte, was er nur in sich selbst finden konnte, und Glück und Zufriedenheit, die ihn geflohen waren, so lange er um sie gerungen, nach aufgegebenem Kampfe kehren sie ein als ungerufene und unerwartete Gäste!

Diese Wahrheit, obschon von der täglichen Erfahrung bestätigt, hat dennoch eine gefährliche Seite. „Warum soll ich denn," möchte daraus gefolgert werden, „mein Schifflein mit Noth und Gefahr zusteuern der hohen, stürmischen See des Lebens, da ich doch auf derselben nicht erlangen kann, was ich suche? Warum soll ich Kraft und die schönste Lebenszeit daran setzen, mühselig nach Zielen zu ringen, die sich jedesmal weiter entfernen, sobald ich sie erlangt zu haben wähne? warum einen nutzlosen Kampf erst wagen, ehe ich ihn aufgebe? Klüger ist's, ich verzichte von Anbeginn darauf und lerne entbehren, ehe ich genieße, was doch nicht sättigt. Ein Mönch in seiner Klause ist am Ende ein nicht schlechterer Philosoph, als Aurel[158] im Purpur, oder Diogenes[159] im Fasse, und es hat jener die Weisheit jedenfalls wohlfeiler, und übt sie bequemer, als diese beiden."[160] – So haben Tausende gedacht und Viele denken noch so, und das nächste Kloster dünkt ihnen des Lebens beneidenswerthester und schönster Port.

Wenn dem so wäre, lieber Leser, so wäre jenes prachtvolle Haus in einem irdischen Paradiese fürwahr ein Magazin voll irdischer Glückseligkeit. Aber zum Wohle der Menschheit verhält sich's anders. Nein! Es gibt keinen Genuß hienieden ohne den Stachel des Bedürfnisses, keine Ruhe ohne ermüdende Anstrengung! Immer setzt jener ein Entbehren, dieser eine Thätigkeit voraus. Ruhe ohne vorausgegangene Anstrengung ist Müssiggang, und der gibt nie dem Menschen Zufriedenheit und Glück. Wer niemals sich müde arbeitete, wird niemals die Seligkeit des Ausruhens zu schätzen wissen, und wer nicht Kraft und Jugend an die Erreichung seiner Wünsche setzte, kennt auch die Seligkeit der Resignation nicht. Nur auf den mit nützlicher Arbeit ausgefüllten Tag blickt der rechte Mann mit Zufriedenheit, und es bleibt ausgemacht: Rühmliche und freudvolle Ruhe ist nur der Lohn eines in Anstrengung und Mühen für edle und nützliche Zwecke hingebrachten rühmlichen Lebens. Glaube mir: Washington[161] beschloß seine Tage in ländlicher Zurückgezogenheit mit reichern und ganz andern Gefühlen und Genüssen, als in jenem königlichen Hause ein Prälat, welcher von früher Jugend an bis zum Grabe sich im Schooße der Ruhe, der Sorglosigkeit und des Ueberflusses wiegt.

Königlich nannte ich das Haus; und fürwahr, kein Monarch der Erde möchte sich dessen schämen. Aber auch ganz Oesterreich hat kein zweites Mölk, keine Abtei so prachtvoll und so unermeßlich reich,

---

[156] Melk.

[157] Die Hydra (griech. Ὕδρα, Hýdra), in der griech. Mythologie ein vielköpfiges, schlangenähnliches Ungeheuer, dem, so man ihm einen der Köpfe abschlug, statt dessen zwei neue nachwuchsen; zudem war der Kopf in der Mitte unsterblich.

[158] Marcus Aurelius (121–180), seit 161 römischer Kaiser.

[159] Diogenes von Sinope (griech. Διογένης ὁ Σινωπεύς, Diogénēs hó Sinōpeús; vermutl. ca. 410–323 v. Chr.).

[160] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[161] George Washington (1732–1799), von 1789 bis 1797 der erste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

als diese der Benediktiner. Ihre Einkünfte betragen mehr als eine Million. Es ist einleuchtend, daß die Ordensgeistlichen sie unmöglich ganz für sich verbrauchen können, und rühmlich ist's, daß ein wissenschaftlicher, dem Orden eigenthümlicher Sinn die Überschüsse zur Unterhaltung höherer Bildungsanstalten und Institute anwendet, welche seit langer Zeit mit der Abtei vereinigt sind. Mölk enthält ein theologisches Seminar, ein Gymnasium (besonders zu gründlichen philologischen Studien geeignet), mit einem Conviktorium für arme Schüler, eine berühmte (an Incunabeln und Handschriften reiche) Bibliothek, und ausgezeichnete naturhistorische und kunstgeschichtliche Sammlungen.

Der Bau der der Donau zugekehrten Fronte (des sogenannten Stifts) ist ein Werk Brandauer's[162], in welchem Oesterreich einen Palladio[163] ehrte. Dem prächtigen Aeußern ist das Innere entsprechend. Ueberaus reich geschmückt ist die Kirche, vor derem Portal die colossalen Statuen der Heiligen Leopold und Coloman aufgerichtet stehen. Den Plafond der großen Kuppel malte Rothmayr[164], an den Altären halfen ihm Bachmann[165] und Paul Troger[166]. Noch bedeutendere Schätze der Malerei bewahrt die Prälaten-Kapelle; viele Bilder alt deutscher Meister aus der besten Zeit.

Aus den Fenstern dieses geistlichen Pallastes und von den erhabneren Punkten des Stiftgartens genießt man reizende Aussichten auf die Donau und deren Umgebungen, von einer Reihe bewaldeter Berge im Halbkreise umlagert. Von vielen der letztern prangen Burgen, oder blicken Kapellen und Ruinen herab: – zunächst Weiteneck, in Trümmern, etwas ferner die wohlerhaltenen Schlösser Schönbiel und Lübeneck, und die Kirche Maria-Täferl, einer der berühmteren Wallfahrtsorte Oesterreichs.

---

[162] Jakob Prandtauer (1660–1726) gilt als der bedeutendste österr. Barockbaumeister; nach seinen Plänen war die Abtei in den Jahren 1702 bis 1746 in ihrer heutigen Form erbaut worden.

[163] Der Renaissance-Architekt Andrea di Pietro della Gondola, genannt Palladio (1508–1580).

[164] Johann Michael Rottmayr (1654–1730).

[165] Georg Bachmann, auch Pachmann (1613–1652), er hatte bereits 1650 das Gemälde zum Leopolds-Altar geschaffen.

[166] Paul Troger (1698–1762).



BENEDICTINER — ABTEY MOELK an der DONAU
im Oesterreich

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 31f.

CLXXXXVIII. Cypern[167].

Tempel sich reihten an Tempel am Ufer der brausenden Meerfluth,
Wo sie, das feuchte Gestade milde zu schützen, gebaut,
Und der schäumenden Fluth Beherrscherin brachten Kränze
Schiffer, gerettet, zum Dank; Liebende, froh vom Genuß. –
Ehret Kypriens Macht, sie rufet euch bald in der Liebe,
Bald auf stürmischem Meer günstige Lüfte herbei.[168]

Kypria's Tempel sind zerbrochen, ihrer Priesterinnen Gesänge verstummt; Freude, Lust und Genuß feiern hier Opferfeste nicht mehr: aber die Reize der Natur, welche Cypern würdig machten zur Wohnung der Göttin der Liebe und der Schönheit, Fruchtbarkeit und Milde des Klima, wodurch sie berühmt war im Alterthum, sind die nämlichen noch. Eben so verschwenderisch, wie ehedem, gießt noch gegenwärtig die Natur ihr Segenshorn aus, und nur Hände glücklicher, lebensfroher Menschen fehlen, seine Gaben zu empfangen. Cypern, das zur Zeit des Perikles[169] auf 350 Quadratmeilen 2 Millionen Einwohner zählte, hat deren jetzt kaum siebenzig Tausend, und mitten im Schooße des Ueberflusses darbt der größere Theil derselben arm und elend. Der Fluch des Despotismus[170] verkehrt hier, wie er es überall thut, Gottes Segen in Mangel.

Die Geschichte der Insel verliert sich in das Dunkel der Vorzeit. Die Mythe läßt an ihren Ufern Venus aus dem Schaume des Meeres emporsteigen, und der Tempeldienst der Göttin verbreitete sich von Cypern aus über Kleinasien, Griechenland und das westliche Europa. Schon 1500 Jahre vor Christus blüheten hier kleine Königreiche, aus ionischen und hellenischen Colonien entstanden. Amasis[171], der Beherrscher Aegyptens, unterwarf sich 550 v. Chr. die Insel, und sie blieb unter ägyptischer Botmäßigkeit, bis sie, zu Cäsars[172] Zeit, die Römer an sich rissen. Nach der Theilung des Reichs gehörte sie zur östlichen Hälfte. Constantinopel[173] regierte sie durch Prinzen des Kaiserhauses. Einer derselben machte

---

[167] Zypern (griech. Κύπρος, Kýpros; osman./türk. قبرس, Kıbrıs). Die Abbildung stammt übrigens aus dem Werk „La terre-sainte et les lieux illustrés par les apôtres – Vues pittoresques, d'après Turner, Harding et autres célèbres artistes […] par MM. l'abbé Gr. et A. Égron" (Paris: Audot 1837).

[168] Äußerst frei zitiert nach einem Epigramm des Antipater von Sidon (griech. Ἀντίπατρος ὁ Σιδώνιος, Antípatros ho Sidṓnios; 2. Jhd. v. Chr.) in der „Anthologia Graeca": „Λιτός τοι δόμος οὗτος, (ἐπεὶ παρά κύματι πηγῷ \ ἵδρυμαι νοτερῆς δεσπότις ἠϊόνος) \ ἀλλά φίλος · πόντῳ γάρ ἐπὶ πλατὺ δειμαίνοντι \ χαίρω, καὶ ναύταις εἰς ἐμὲ σωζομένοις. \ ἱλάσκευ τὴν Κύπριν · ἐνὼ δέ σοι ἤ ἐν ἔρωτι \ οὔριος, ἤ χαροπῷ πνεύσομαι ἐν πελάγει. / Klein ist nur der Tempel (an brausender Meeresfluth \ Ward ich, das feuchte Gestad mild zu schützen, gestellt) \ Aber erwünscht. Mich freut das Meer, das vor mir erbebet, \ Und der Schiffenden Dank, welche sich retten zu mir. \ Ehre Kypriens Macht. Ich rufe dir, bald in der Liebe, \ Bald auf stürmischem Meer günstige Lüfte herbey" (in der Übersetzung von Friedrich Jacobs; 1764–1847).

[169] Der griech. Staatsmann Perikles (griech. Περικλῆς, Periklēs; ca. 490–429 v. Chr.).

[170] Des von 1299 bis 1922 bestehende Osmanischen Reiches (osman. دولت عليه, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat").

[171] Der Pharao Amasis bzw. Ahmose II. (ägypt. Jʿḥ msj, Jachmesj, „der Mond ist geboren"; griech. Ἄμασις, Ámasis), der von 570 bis 526 v. Chr. regierte; er hatte Zypern zu Beginn seiner Herrschaft unter ägypt. Herrschaft gebracht.

[172] Gaius Iulius Caesar (100–44 v. Chr.; ermordet); die Insel war 58 v. Chr. unter röm. Herrschaft gelangt.

[173] Veraltet für İstanbul/Istanbul (altgriech. Βυζάντιον, Byzantion; lat. Byzantium, griech. Κωνσταντινούπολις, Konstantinoupolis; osman. قسطنطينيه, Ḳosṭanṭiniyye bzw. استانبول, Istānbūl); von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 55, Anm. 170) bzw. der Türkei.

sich unabhängig und bestieg als Kommenus der Erste[174] den neugeschaffenen Königsthron. Dessen Nachkommen hielten sich in der Herrschaft bis zu der Zeit der Kreuzzüge, als Richard Löwenherz[175] Insel und Krone einem Grafen Lusignan[176] schenkte. Nach dem Aussterben dieser Familie setzte sich (1473) Venedig auf Cypern fest. Die Republik blieb in ungestörtem Besitze der Insel, bis sie in dem halbhundertjährigen Kampfe mit den Türken mit ihren Besitzungen in Griechenland auch diese verlor. Als (1571) nach der berühmten Vertheidigung von Famagosta[177] durch Bragadino[178] das letzte Bollwerk der venetianischen Herrschaft gefallen war, unterlag Cypern einer schrecklichen Catastrophe. Sultan Amurath der Dritte[179] ließ die gefangenen Venetianer niederhauen, den Helden Bragadino lebendig schinden, und Leben und Habe der christlichen Bevölkerung gab er seinen fanatischen, erbarmungslosen Kriegerhorden preis. Sie machten die Städte zu Schutthaufen, das Land zur Wüste. Und niemals hat Cypern unter türkischer Herrschaft wieder glückliche Tage gesehen.

Die Hauptprodukte der Insel sind: Spezereien (größtentheils wild wachsend), Südfrüchte, Wein, Oliven und Honig, welche fast ohne Pflege in unermeßlicher Menge gewonnen werden könnten. Neun Zehntel der Insel sind ganz ohne Cultur. Die einst großen und volkreichen Städte Paphos[180], Amathusia[181], Salamis[182] etc. etc. sind noch in wenigen Trümmern kenntlich. Gegenwärtig gilt als Hauptort der Insel Nicosia[183] (3000 Einw.), wo der türkische Gouverneur[184] seinen Sitz hat. Das Innere ist voll hoher Gebirge, deren Terrassen in verschiedenen Regionen die reizendsten Abwechselungen des Klimas gewähren, welches in den Ebenen tropischer Natur ist. – Unser schönes Bild zeigt uns die nördliche Küste, nahe bei dem anmuthig gelegenen Städtchen Cernica[185].

[174] Isaak Komnenos (mittelgriech. Ἰσαάκιος Κομνηνός, Isaákios Komnenós; ca. 1155–1195/96), von 1085 bis 1091 Kaiser von Zypern.

[175] Richard I. (engl. Richard I the Lionheart, eigentl. Richard Plantagenêt; 1157–1199), seit 1189 König von England; er hatte Zypern am 6. Mai 1191 erobert.

[176] Guido von Lusignan (frz. Guy de Lusignan; † 1194), seit 1192 König von Zypern.

[177] Famagusta (neugriech. Αμμόχωστος, Ammóchostos; osman. ماغوسه, Mağūsa), heute türk. Gazimağusa. Hierzu gilt zu bemerken, daß „Ġāzī“ vom arab. غزوة, ġazwa (osman. غزوه, ġazvı), abgeleitet wird, was wörtl. übersetzt „der Raubzug, Überfall“ bedeutet; später wurden mit diesem Begriff jedoch auch die Eroberungsfeldzüge der Muslime im Rahmen der islam. Expansion bezeichnet. Osman. غازى, ġāzī, „Guerrier qui combat pour la foi islamique et qui a conquis un pays chrétien ou qui a vaincu les infidèles. Titre que prennent les souverains et les commandants musulmans après une victoire emportée sur les infidèles / Krieger, der für den islam. Glauben kämpft und der ein christl. Land erobert oder der Ungläubige besiegt hat. Titel, den moslemische Herrscher und Befehlshaber nach einem über die Ungläubigen davongetragenen Sieg annehmen“; siehe hierzu Frashëri, Sami [(1850–1904)], Dictionnaire Turc-Français, Constantinople: Mihran 1883, S. 746). Die Türkei des 20./21. Jhd.s greift also bewußt auf den rel. konnotierten Begriff zurück, um anzuzeigen, daß die auf Zypern okkupierten Gebiete letztlich für den Koran zurückgewonnen wurden.

[178] Marcantonio Bragadin (1523–1571; hingerichtet).

[179] Lala Kara Mustafa Pascha (osman. لالا قره مصطفى پاشا, Lālā Ḳara Musṭafa Pāşā; ca. 1500–1580); er hatte 1570/71 Zypern erobert, das formal bis 1923 zum Osmanischen Reich (siehe hierzu S. 55, Anm. 170) gehörte, obwohl es die Briten bereits 1914 besetzt hatten.

[180] Neugriech. Πάφος, Páfos.

[181] Griech. Αμαθούσια, Amathoúsia bei Limassol (neugriech. Λεμεσός, Lemesós; osman. ليماسون, Līmāson).

[182] Griech. Σαλαμίς, Salamís; neugriech. Σαλαμίνα, Salamína; lat. Constantia; ca. 6 km nördl. von Famagusta (siehe hierzu S. 56, Anm. 177).

[183] Nikosia (neugriech. Λευκωσία, Lefkosía; osman. لفقسيه, Lefkusiye).

[184] Des Paschas (osman. پاشا, pāşā) der Provinz Zypern (osman. ايالت قبرص, Eyālet-i Ḳıbrıṣ bzw. سنجاغى قبرص, Sancağı Ḳıbrıṣ).

[185] Hiermit ist sicherlich Kyrenie (neugriech. Κερύνεια, Kerýnia; osman./türk. غرنه, Ġirne) gemeint.



CYPRUS
Hauptstadt der Insel Cypern

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 33f.

CLXXXXIX. Barnard-Castle.

in der Grafschaft Durham in England.

Die Schlacht von Hastings[186] war geschlagen, und was einst den Angelsachsen erst nach 150jährigem Kampfe gelungen war, gewann dem Normannen-Herzoge Wilhelm[187] ein einziger Tag. England, nach Kriegsrecht dem Eroberer eigen, erlitt eine traurige Umwälzung. An die Stelle des freien Eigenthums trat die Belehnung, und die Güter der angelsächsischen Großen dienten, um Diejenigen königlich zu belohnen, welche dem Fürsten auf seinem Zuge gefolgt waren. Vergebliche Versuche, das harte, ungewohnte Fremdenjoch abzuschütteln, reizten den beleidigten Herrn und verschlimmerten das Uebel. – Unter Wilhelms Nachfolger, Rufus[188], fühlte die unterdrückte Nation die Zuchtruthe eines mißtrauischen Tyrannen. Rufus beraubte auch diejenigen angelsächsischen Grundbesitzer ihres Eigenthums, welche Wilhelm, aus Rücksicht gegen ihm erwiesene Dienste, oder weil sie sich bereitwillig unterworfen, geschont hatte, und er verschenkte ihre Güter an normännische Kriegsleute, nach seines Vorfahrers Beispiel. Zur Zwingherrschaft berufen, ergriffen diese die dienlichsten Mittel, sich in derselben zu befestigen. Jeder Baron umgab sich mit einer Schaar gemietheter Reisige, und Zwingburgen erhoben sich auf allen Höhen des unterworfenen Englands.

Auch diese dunklen Mauermassen, welche auf senkrechten Felsen am Ufer der Tee über uralte Linden und Kastanien schatten, und eine der malerischesten Ruinen Altenglands ausmachen, sind in dieser Zeit entstanden. 1093 belehnte Rufus den normännischen Ritter Guido Beliol[189], einen alten Kampfgenossen des Eroberers, mit den Waldungen von Teesdale und Maywood, und mit der Herrschaft über Middleton und Gainsford, „auf daß er streng Regiment einrichte, und die störrigen Sachsen übe in Gehorsam und Unterwürfigkeit."[190] Ein Enkel dieses Guido, Barnard[191], erbaute die Burg und nannte sie nach seinem Namen. Barnards Geschlecht wurde reich im Laufe zweier Jahrhunderte und zu einem der mächtigsten des Landes. Ein John Beliol[192] trug den schottischen Purpur. Aber bald nach ihm erlosch sein Stamm; Barnard-Castle fiel den Warwick's zu Lehn, von welchen es auf die Cleveland's kam, welchen es noch heute gehört.

Die Burgruinen, die bei einem gleichnamigen gewerbreichen Städtchen auf einem bewaldeten Berge liegen, umfassen einen Raum von mehr als einer halben Million Quadratfuß. Tief in die Felsen gehauene Gräben haben ehemals die Veste in mehre Theile gesondert. Auf diese Weise wurde ihre Vertheidigung möglich auch dann, wenn ein Feind schon innerhalb der Mauern sich festgesetzt hatte. Das stärkste Werk bestand aus einem gewaltigen Thurme, von Barnard selbst auf einen Felsen erbaut, der 120 Fuß hoch senkrecht zur Tee hinabsteigt. Fest steht er da, wie aus Erz gegossen, und noch vollkommen erhalten.

---

[186] Am 14. Oktober 1066.

[187] Wilhelm der Eroberer, auch Wilhelm der Bastard genannt (frz. Guilleaume le Conquérant; engl. William the Conqueror; 1027/28–1087), seit 1035 als Wilhelm II. Herzog der Normandie und ab 1066 als Wilhelm I. auch König von England.

[188] Wilhelm II., genannt William Rufus bzw. Guillaume le Roux (engl. William II; frz. Guillaume II; 1056–1100), seit 1087 König von England.

[189] Guy I. de Balliol († ca. 1120).

[190] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[191] Bernard I. de Balliol (12. Jhd.), der Neffe Guys I. (siehe hierzu S. 58, Anm. 189).

[192] John Balliol (ca. 1249–1314), von 1292 bis 1296 König von Schottland.

Der Weg zur Burg geht durch einen tief in das Gestein gesprengten Hohlweg, an dessen Seitenwänden Schlingkraut mancherlei Art in der üppigsten Vegetation herabrankt. Tritt man aber durch das Burgthor, welche Ueberraschung! Der weite Hofplatz, rund umher mit uralten Bäumen und majestätischen Trümmern umgeben, ist in einen üppigen Garten umgeschaffen, an den verwitterten Wänden grünen und reifen Pfirsiche, bunte Blumenbeete prangen auf den breiten Stirnen der Mauern, und zwischen ihnen schlingen sich Kiespfade hin, welche mit jedem Schritte die Ueberreste des alten Riesenbaues in veränderten Lichtern und Formen zeigen. Der einstige Sitz räuberischer, hochfahrender Gewalt ist jetzt die friedliche Wohnung des Fleißes, und über dem Thurmthore verkündigen dir ellenlange Buchstaben die wunderlichste, unerwartetste Metamorphose. Du liesest: – PATENT-SHOT-MANUFACTORY[193]. Wenn dich ein Rittertraum den Burgberg hinauf begleitete, durch diese Worte verschwindet er gewiß. Das an schauerlichen Erinnerungen volle Gewölbe, in welchem zu Richard des Dritten[194] Zeit der Tower-Lieutenant Brakenbury[195] schmachtete, ist jetzt die freundliche Wohnstube eines Faktors, und in dem Rittersaale werden – Hasenschroten gegossen.

[193] Engl., Patentschrotfabrik.

[194] Richard III. (engl. Richard III; 1452–1485; ermordet), seit 1483 König von England.

[195] Robert Brackenbury († 1485; gefallen); er war beschuldigt worden, Eduard V. (1470–ca. 1483; ermordet) und dessen Bruder, Richard of Shrewsbury, 1st Duke of York (1473–ca. 1483; ermordet), im Tower getötet zu haben.



BERNARD-CASTLE

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 35f.

cc. Die Gräber der Patriarchen.

Die Nation der Israeliten lebt ihr viertes Jahrtausend. Zwar ist sie seit lange von der politischen Schaubühne verschwunden, zwar haben wir uns daran gewöhnt, mit mitleidigem Lächeln auf die niedrigen, unscheinbaren Trümmer des längst eingesunkenen Volksbaues herabzublicken: aber der Weltphilosoph betrachtet sie mit Ehrfurcht und in der Bildungsgeschichte der Menschheit steht das Judenthum da als die merkwürdigste aller Erscheinungen. –

Judenverachtung ist Rohheit und Unrecht zugleich. Daß in *dem* Verhältniß, in welchem die Juden zerstreut unter andern, andersgläubigen und anders erzogenen, Völkern leben, sich weder Begeisterung noch Heldengröße (Eigenschaften, an denen sie übrigens nie reich waren,) bei ihnen entwickeln *können*, ist wohl, begreiflich. Der Druck, in dem sie gehalten wurden und noch werden, hat bei den Juden den Funken der Begeisterung nothwendig ausgelöscht, die thatenreiche Energie des Geistes vernichtet, Hoheit und Schwung der Gesinnung zu Unmöglichkeiten gemacht. Aber genetisches Wesen und Charakter seines Volks hat der Hebräer dennoch unverändert bewahrt. Er ist so unauslöschlich, als er für uns räthselhaft bleibt; er ist so alt wie das Land, das die Patriarchen bewohnten. Der Jude gehört, wie jedes andere selbstständig ausgeprägte Volk, seinem Weltstriche an; diesem aber für immer und unwiederbringlich entrissen und verpflanzt in alle Völker, erscheint er nothwendig aller Orten wie ein fremdes, nicht hergehöriges Gewächs. Was der Jude sich an seinem Jehova[196] denkt, denken wir uns nicht an demselben; was wir für Wirksamkeit und Freiheit des Geistes, für männliche Ehre, für Würdigkeit und Tüchtigkeit halten, denkt jener sich anders. Von Vielem, was uns edel, gut und groß, der Aufopferung und Begeisterung Werth erscheint, ermangelt dem Juden selbst der Begriff; und anderer Seits sind wir Völker, die wir jene Nation zwei Jahrtausende lang des Rechts und der Ehre beraubt und sie unter einem mehr als asiatischen Drucke geknechtet haben, selten geneigt, gerecht zu seyn in Würdigung *ihrer* Tugenden, und oft nicht einmal fähig, sie zu erkennen.

„Spotte nicht des Unglücklichen,“[197] mahnt der *Herr*, und unglücklich ist das „Volk Gottes,“[198] denn es ist ohne Vaterland, ohne Ehre und ohne Wohnung. Nicht einmal die Ruhestätte der Ahnen gehört ihm im Lande seiner Väter. Ueber den Gräbern der Patriarchen wölbt sich der Tempel eines andern Glaubens, und ein anderes Volk bedroht mit Todesstrafe den Israeliten, der seiner Ahnen Gruft zu betreten wagt.

Die *Gräber der Patriarchen*[199] sind bei *Hebron*[200] gelegen, in dessen Umgebung Abraham, der biblischen Tradition nach, seine Heerden weidete. Hebron liegt eine Tagereise von Jerusalem in einer hügelichten, noch jetzt weidereichen Landschaft. *El Hhalil*[201] nennen es die Türken und Araber, welche, 400 Familien stark, den Ort bewohnen. Es ist ein durch Obst-, Oel-, Wein- und Seidenbau gut

[196] Eine der möglichen Vokalisierungen des hebr. Tetragramms יהוה (JHWH), das aus Ehrfurcht anstelle des in Ex 3,14 überlieferten אֶהְיֶה אֲשֶׁר אֶהְיֶה (ehyeh ăšer ehyeh, „Ich bin, der Ich sein werde“) verwendet wurde; eine weitere Vokalisierung ist das heute geläufigere Jahwe.

[197] Hiermit ist wohl Sir 11,4 gemeint: „Spotte nicht über das Kleid eines Betrübten, verhöhne keinen, der Trauertag hat. Denn unbegreiflich sind die Fügungen des Herrn, verborgen ist den Menschen sein Tun.“ Das lat. Sprichwort „Demens dolorem ridet infelicium / Der Unglücklichen soll man nicht spotten“ findet sich hingegen in den „Carmina“ des Decimus Magnus Ausonius (ca. 310–393/94).

[198] Siehe hierzu u. a. Dtn 28,10.

[199] Hebr. מְעָרַת הַמַּכְפֵּלָה, Meʿarat HaMachpela, „Höhle der Doppelgräber“; arab. الحرم الإبراهيمي, al-Ḥaram al-Ibrāhīmī, „Abrahamheiligtum“. Siehe hierzu Gen 23,19.

[200] Hebr. חֶבְרוֹן, Ḥevron; arab. الخليل, al-Ḫalīl.

[201] Siehe oben.

genährtes Städtchen, freundlicher und reinlicher als die meisten Landstädte Palästinas. Doch ist die Gegend als unsicher verschrieen, der streifenden Araber wegen, und deshalb wird Hebron selten von christlichen Pilgern besucht.

Die Mausoleen der Erzväter befinden sich in einem mit Reben bepflanzten Kalksteinhügel über der Stadt. Sie umfassen die des Abraham[202] und der Sarah[203], Isaak's[204] und Jakob's[205] und ihrer Frauen, der Rebekka[206] und Lea[207], das Grab Joseph's[208] und mehrer seiner Brüder. Alle bestehen aus einzelnen Todtenkammern, überbaut von einem anfänglich christlichen, seit Eroberung des Landes durch die Araber mohamedanischen Tempel. Nach der Beschreibung Ali Bey's,*)[209] der im Jahre 1807 Hebron besuchte, ist es ein klosterähnliches Gebäude von großem Umfange, auf einer steilen Anhöhe gelegen. Eine breite Marmortreppe führt zum Eingange, an den ein offener Hof stößt, von wo ein Kreuzgang der Kirche zuführt. Das Thor derselben schmückt ein schöner, von Säulen getragener, antiker Portikus. Die Vestibüle[210] enthält zwei Grüfte: die des Abraham und der Sarah. Im Schiff, zwischen zwei Säulen, steigt man zur Todtenkammer Isaak's hinab; ihr gegenüber ist die seiner Gattin. Auf der hintern Seite, in einer Kapelle, sind die Gräber Jakob's und der Rebekka. Ein langer Bogengang führt zu einer zweiten Kapelle, in deren Gruft die Asche Joseph's ruht. Diesen und Abraham, welchen die mohamedanische Legende, sonderbar genug, die erste Tempelgründung von Mekka zuschreibt, halten die Türken in besonderer Verehrung.

Alle die Grabgewölbe umschließenden Räume sind auf das Kostbarste verziert, die Wände starren von edlem Metall, die Thüren sind mit dicken Silberplatten benagelt, Bänder, Riegel und Schlösser massiv von demselben Stoffe. Die Grüfte selbst sind mit persischen Teppichen, voll der köstlichsten Stickerei in ächten Perlen und edlen Steinen ausgeschlagen und über den Grabsteinen sind reiche Stoffe mehrfach über einander gebreitet. Die meisten dieser Kostbarkeiten sind Geschenke der Kalifen[211] und Sultane[212]. Mohamedanische Priester und ihre Trabanten bilden bei jeder Gruft eine immerwährende Wache. Ein Mufti[213] unter dem unmittelbaren Befehl des Großherrn[214], steht an der Spitze des Etablissements, welches ansehnliche Einkünfte, man sagt über 100,000 Piaster[215], bezieht.

---

[202] Hebr. אַבְרָהָם, Avrāhām; arab. إبرَاهِيم, Ibrāhīm.

[203] Hebr. שָׂרָה, Sārāh; arab. سارة, Sāra.

[204] Hebr. יִצְחָק, Jiṣḥāq; arab. إسحاق, Isḥāq.

[205] Hebr. יַעֲקֹב, Jaʿăqov; arab. يعقوب, Yaʿqūb.

[206] Hebr. רִבְקָה, Rivkāh; arab. رفقة, Rifqa.

[207] Hebr. לֵאָה, Leʾāh; arab. ليئة, Lyʾa.

[208] hebr. יוֹסֵף, Jōsēf; arab. يوسف, Yūsuf.

[209] *) Travels of Ali Bey [(eigentl. Domingo Badía y Leblich; 1767–1818)], Vol. II. [London: Longman, Hurst, Rees, Orme, and Brown 1816], 232.

[210] Lat./frz., Vorhalle, Eingangshalle.

[211] Arab. خليفة, ḫalīfa, ein „Nachfolger" oder „Stellvertreter des Gesandten Allahs" (خليفة رسول الله, ḫalīfat rasūl Allāh).

[212] Arab./osman. سلطان, sulṭān, „die Herrschaft, der Herrscher"; allg. ein hoher islam. Herrschertitel, der ausschließlich Moslems vorbehalten ist, da er auch religiös konnotiert ist; im Osmanischen Reich (siehe hierzu S. 55, Anm. 170) die Bezeichnung für die höchste kaiserliche Majestät, den Padischah (osman. پادشاه bzw. پادشه, pādişāh, „Herrscher"; wörtl. „der Allergrößte Herr, der Großherr").

[213] Arab. المفتي, al-muftī; ein Rechtsgelehrter, der ein islamrechtliches Gutachten (arab. فتوى, fatwā) über eine Rechtsfrage nach Maßstäben der islam. Rechtswissenschaft (arab. فقه, fiqh) abgibt und dieses gemäß der von ihm befolgten Rechtsschule schariarechtlich (arab. شريعة, šarīʿa, „Weg zur Tränke") begründet.

[214] Der Padischah des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 55, Anm. 170).

[215] Osman. غروش, Ġuruş; 1 Piaster entsprach in der 2. Hälfte des 19. Jhd.s ca. 20 ₰ (Pfg.), also knapp 10 €-Cent. Auf 1 türk. Pfund (osman. ليره, līra) gingen wiederum 100 Piaster.



HEBRON UND ABRAHAMS GRAB

(Palestina)

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 38-40.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 38-40.

CCII. Fürstenberg[216].

Menschen, die viel gereist sind, gleichen gewissermaßen den Zugvögeln, welche sich vor den übrigen ihrer Gattung durch eine größere Ausbildung vieler Fähigkeiten, durch Gewandtheit, Klugheit, Ortssinn u. s. w. auszeichnen. Freilich hat die Regel ihre Ausnahmen. Manchen Menschen fehlt die nöthige Aufmerksamkeit und Ruhe, um den Wechsel der Gegenstände und ihre Zusammenstellung erst gehörig zu betrachten, dann darüber nachzudenken und die nöthigen Vergleichungen vorzunehmen. Solche Menschen sollten lieber gar nicht reisen; als Bildungsmittel wenigstens wird es nie bei ihnen fruchten.

Man lernt eine Gegend erst recht kennen, wenn man viele andere Gegenden gesehen hat. Jede Pflanze, jeder Baum, jeder Hügel und Berg hat seinen besonderen Gesichtskreis, seine eigenthümliche Gegend. Diese steht zu jener immer in Wechselbeziehung; beide, die leblose, wie die organische Schöpfung, werden durch ihre Localität charakterisirt. Auch der Mensch kann von dem Einfluß derselben sich nicht frei halten, und selbst der Vielgereiste, der alle Welttheile gesehen, er wird immer wieder daran erinnert, wie seines Vaterlandes Genius ihn mit unvergänglichen Farben angehaucht hat, wie Bild und Wesen der Heimath seine Seele durchschimmern, wie die Heimath gleichsam die Hieroglyphen-Schrift seines Gemüthes geworden ist, die er mehr und mehr entziffert, je schärfer er beobachtet, je tiefer er einsieht, daß Schicksal und Gemüth Namen eines Begriffs sind.

Ich sah manches Land und habe unter mehr als einem Volke gelebt. Ich habe die lebendige Natur in ihren großartigsten und reizendsten Erscheinungen, die gefeiertsten Werke der Kunst aller Zeiten und Menschen mit dem innern, geistigen Auge erschaut und beschrieben. Dennoch (warum sollte ich es nicht sagen?) hat ein Bild aus der Heimath immer am meisten auf mich gewirkt. Jedes neue Blatt vaterländischer Absichten erfüllt mich mit Liebe, erhebt mich zum lebendigen Anschauen; es läßt mich nie ohne Theilnahme, ohne Genuß und Offenbarung. Ich begrüße ein solches Bild stets wie man einen alten Bekannten begrüßt: mit neuer Freude. – So auch diese Trümmer einer hohen Rheinburg.

Fürstenberg liegt am linken Ufer des Stroms, zwischen Bingen und Coblenz. Ein schmaler Fußsteig schlängelt sich bald durch Weingärten, bald durch Gestrüpp und Felsschluchten, in welchen ein scharfer Wind saust, den Berg hinan. Oben sehen wir uns vor einem geräumigen Platze, auf welchem einige verfallene Mauern und ein Thurm von gewaltiger Stärke hinter tiefen, halbverschütteten Gräben stehen. Junges Gebüsch schlingt sich um der Raubveste uralte Mauern, wie ein jugendlicher Kranz um das Silberhaupt eines Greises. Wir glauben in die Unermeßlichkeit der Zeiten zu sehen und meinen, die weitesten Zeiträume der Geschichte in kleine, glänzende Minuten zusammen gezogen zu erblicken, wenn wir des Gemäuers graues, bemoostes Gestein, seine blitzähnlichen Risse und seine hohen, schaurigen Gestalten betrachten. So zeiget uns der Himmel unendliche Räume in dunkles Blau gekleidet, und wie milchfarbene Schimmer, so unschuldig, wie die Wangen eines Kindes, die fernsten Heere seiner schweren, ungeheuern Welten. – –

Ehe wir in das durch Sturm und Zeit weit ausgebrochene Thor in das Innere der Ruine treten, fesselt uns der Zauber einer zwar nicht weiten, aber lieblichen Aussicht. – Gegenüber auf der rechten Rheinseite liegt der Flecken Lorich mit seiner stattlichen gothischen Kirche und mit seinen hohen

[216] In Rheindiebach.



FÜRSTENBERG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Thürmen; die bewaldeten Bergwände spaltet eine tiefe, düstere Schlucht; es ist die der Wisper, welche dem Rheine zuströmt. Dicht über der Stadt prangt die Ruine des Schlosses Friedberg auf einer Anhöhe, und Bacharach mit seinem schönen Stahleck auf der einen Seite, auf der andern Nieder-Heimbach, ein freundlicher Flecken, begränzen die malerische Vista.

Die Geschichte Fürstenbergs hat merkwürdige und interessante Momente. – Im eilften Jahrhundert von den rheinischen Pfalzgrafen erbaut, artete, nach dem Tode des thatkräftigen, von dem raub- und fehdelustigen Adel so gefürchteten Habsburgers[217], ihre ursprüngliche Bestimmung, die Winterresidenz der Pfalzgrafen zu seyn, aus, und Fürstenberg ward zu einem der gefürchtetsten Raubschlösser, dessen Mauern Handelsleute, Reisende und Schiffer nie ohne Zagen erblickten. Die Fürsten überboten damals die Stegreifritter[218] an Frechheit, an Verhöhnung des Rechts und der Gesetze, und ihre gedungenen Rotten übten von ihren Burgen aus unerhörte Erpressungen und die ärgsten Frevel. Da half kein Gesetz, wo die Hüter und Vollstrecker des Gesetzes selbst die Verbrecher waren! Des Kaisers Gebote wurden öffentlich verhöhnt und verspottet. Die Krone setzte sich der Uebermuth auf, als die Räuberbande des rheinischen Pfalzgrafen den Kaiser Adolf, den Nassauer[219], eben als er nach Frankfurt zur Krönung[220] zog, bei Fürstenberg überfiel, mit seinem Gefolge gefangen nahm, ihn auf die Burg schleppte und dort so lange gefangen hielt, bis er sich mit schwerem Lösegeld losgekauft. Vergeltung blieb nicht aus. Nach seiner Befreiung unternahm der Kaiser einen Zug gegen die Friedensstörer, Fürstenberg wurde zerstört (1293) und zugleich die meisten übrigen Raubburgen am Rhein.

Fünfzig Jahre später erhob Fürstenberg sich wieder aus dem Schutte, schöner und stattlicher als zuvor. Aber bald nach seiner Vollendung versetzte es das pfalzgräfliche Haus an Trier, und dieses blieb in seinem Besitze, bis im dreißigjährigen Kriege es die Franzosen (1632[221]) sprengten und einäscherten. Seit dieser Zeit ist es Ruine.

Innerhalb dieser düstern Mauern erwartet den Wanderer eine seltne Ueberraschung. Tritt er durch den alten Thorweg, so sieht er sich mit den schönsten blühenden Gewächsen und Fruchtbäumen umringt und erstaunt bemerkt er, daß diese Trümmer die Reize des anmuthigsten Gartens verstecken. Ein freundlicher Pavillon, mit schöner Aussicht, ist der Ruine eingebaut. Die ganze heitere Anlage ist das Werk und das Eigenthum eines Weinhändlers[222] aus Nieder-Heimbach, eines Mannes, der die Liebe für die schöne Natur mit Bildung und Gastfreundschaft vereinigt.

---

[217] Siehe hierzu S. 16, Anm. 25.

[218] „bezeichnung eines ritterlichen wegelagerers“ (DWG, Bd. 17, Sp. 1393).

[219] Siehe hierzu S. 32, Anm. 98.

[220] Am 24. Juni 1292 in Aachen.

[221] 1632 war Fürstenberg durch die Schweden erobert worden; erst 1689 wurde die Anlage von den Franzosen im Zuge des Pfälzischen Erbfolgekrieges zerstört.

[222] Nicht ermittelt.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 41-43.

CCIII. Djerasch[223] (das alte Gerasa) in Syrien.

In allen Uebergängen scheint, wie in einem Zwischenreiche, eine höhere, geistige Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf unserm Wohnplatze die an unterirdischen Schätzen reichsten Gegenden in der Mitte zwischen den wilden, unwirthlichen Urgebirgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, so hat sich auch zwischen den rohen Zeiten der Urgeschichte und der Alles wissen wollenden, flachen, luxuriösen Gegenwart die griechische Zeit niedergelassen, welche unter einfachem Kleide die edelsten und bedeutungsvollsten Gestalten verbirgt. Wer geht nicht lieber im Zwielichte, wenn er die Wahl hat, entweder in finsterer Nacht, oder in heißem, grellem, hellem Sonnenschein zu wandeln? Darum vertiefen wir uns auch so gern in jene Zeiten, über welche das griechische Leben einen magischen Schein geworfen hat, einen Schimmer, der noch wohlthätig im Spiegel der Gegenwart reflektirt.

Die Erscheinungen des griechischen Lebens bleiben sich in ihren Grundzügen überall gleich. Die Lust an der Freiheit, der Sinn für die Freuden eines geselligen, ja üppigen Lebens, und ein eingeborner Schönheitssinn, durch den sich der Grieche für Alles in und außer sich Ideale schuf, die ihm zum Maßstabe dienten für jedes Erzeugniß der Kunst und Poesie, wurden die gemeinschaftliche Quelle jener Liebe zu großen Handlungen und Unternehmungen, wovon die Geschichte so unzählige Beispiele giebt, und jener Werke, welche uns, obschon nur noch in Trümmern erkenntlich, zugleich mit Erstaunen und Bewunderung anfüllen. In der griechischen Kunst herrscht überall Verkörperung des Begriffs der höchsten Schönheit, ein Begriff, an den die Gegenwart nur ahnend hinanreicht. Ungleich den neuern, welche blos die äußern Sinne mit angenehmen Empfindungen erfüllen, erfüllt der griechische Künstler das inwendige Heiligthum des Gemüths mit wunderbaren Vorstellungen und Gedanken. Durch seine Werke weiß er in uns geheime, vorher uns unbekannte Kräfte zu erregen; sie sprechen uns an, wie eine Hieroglyphenschrift höherer Art. Wir vermeinen Worte aus einer bessern, schönern Welt zu vernehmen. In ihre Betrachtung verloren, fühlen wir uns der bekannten Gegenwart entrückt; alte und zukünftige Zeiten steigen herauf, Menschen, Gegenden, Begebenheiten, Vorstellungen, wie sie kein Wortrahm[224] fassen mag; wir lesen eine uns vorher unbekannt gewesene Sprache, und dennoch verstehen wir sie vollkommen; unsere Seele ist berauscht von Ehrfurcht, und trunken von Entzücken. –

Mit solchen Empfindungen durchwanderten Seetzen[225], Burkhardt[226] und Bukingham[227] die berühmten Ruinen, von denen unser vortrefflicher Stahlstich eine Gruppe darstellt. Nur mit denen von Palmyra[228] sind sie zu vergleichen; aber sie haben vor jenen noch eine bessere Erhaltung, eine weit

---

[223] Dscharasch (griech. Γέρασα, Gérasa; lat. Gerasa; osman. جرش, Ğereş; arab. جرش, Ğaraš).

[224] Wohl veraltet süddt. für Wortschatz (weitere Fundstelle „Beilage" zur „Neue[n] Würzburger Zeitung Nr. 287, Donnerstag, 15. October 1840").

[225] Der Arzt und Naturforscher Ulrich Jasper Seetzen (1767–1811); er war am 13. Juni 1802 zu einer Reise in den Orient aufgebrochen, von der er nicht wiederkehren sollte; allerdings konnte er zuvor zahlreiche Sendungen mit Manuskripten und Artefakten nach Deutschland veranlassen, die zum Großteil noch heute in Gotha aufbewahrt werden. Er hatte 1806 sowohl Gadara (griech. Γάδαρα, Gádara; arab. أم قيس, Umm Qays) am Südende des Sees Tiberias/Genezareth (siehe hierzu S. 68, Anm. 230) als auch Teile von Gerasa (siehe hierzu S. 67, Anm. 223), das weiter südl. liegt, wiederentdeckt.

[226] Der schweiz. Orientreisende Johann Ludwig Burckhardt (1784–1817), er hatte im Frühjahr 1812 eine erste Planskizze von Gerasa (siehe hierzu S. 67, Anm. 223) gefertigt.

[227] Der brit. Orientreisende James Silk Buckingham (1786–1855); er hatte 1816 den von Burckhardt (s. o.) angefertigten Plan vervollständigt.

[228] Aram. ܬܕܡܘܪܬܐ, Tedmurtā; hebr. תַּדְמוֹר, Tadmor; griech. Παλμύρα, Palmýra; arab. تدمر, Tadmur (vielleicht im Zusammenhang mit hebr. תָּמָר, tamar, „die Dattelpalme" zu sehen).

größere Mannichfaltigkeit und den Vortheil voraus, daß sie in einer zwar unbebauten, aber malerischen und schönen Landschaft liegen, während jene von dem Sande der Wüste, von Heerden wilder Thiere, und noch mehr gefürchteter Menschen umgeben sind, Gefahren, welche den ruhigen, ästhetischen Genuß sehr beeinträchtigen. – Merkwürdig ist es, daß bis zum Beginne dieses Jahrhunderts das Daseyn dieser herrlichen Trümmerwelt gänzlich unbekannt geblieben. Erst Seetzen fand sie auf und erkannte in derselben das uralte Gerasa, eine der „Zehnstädte“[229] und in der Kaiserzeit der schönste und blühendste Ort in Syrien.

Die Ruinen liegen am südlichen Ende des Sees Tiberias[230], in einer hügeligen, schönen, aber gänzlich verlassenen Gegend. Westwärts herkommend führt der Weg zuerst über die Necropolis[231], einen fast eine halbe Stunde großen Raum, der mit Bruchstücken von Grabsteinen und Sarkophagen übersäet ist. Unmittelbar an die Necropolis stößt die alte Stadtmauer, und an der nordwestlichen Seite derselben erhebt sich, von einem Hügel, die majestätische Ruine eines großen corinthischen Tempels, gegenüber dem Nordwestthore der Stadt. Zwölf Säulen, jede 51 Fuß hoch, stehen noch aufrecht; die 28 andern sind niedergeworfen und zertrümmert, und fast der ganze übrige Theil des Gebäudes liegt unkenntlich in hoch überranktem Schutt. Nahe dabei ist ein zweiter, kleinerer, nicht weniger verfallener Tempel, und unfern von diesem ein großes Theater, fast vollkommen erhalten. Die steinernen Sitze sind unbeschädigt, die Mauer hinter dem Proszenium[232] steht noch aufrecht, und ebenso der größere Theil der Säulen, welche das Innere schmückten. Seitwärts vom Theater ist ein dritter, sehr großer Tempel, ebenfalls corinthischer Ordnung. Blos drei Seiten der Cella[233] stehen noch; alles Andere, Säulenhalle, Portikus, Peristyl[234], liegt in Schutt. Eine 120 Fuß breite Marmortreppe führt zur Höhe dieses Tempels, und von dem Plateau hat man einen herrlichen Ueberblick aller Trümmer. Die Stadt bildet ein Viereck, von mindestens einer Stunde Umfang. Sie hat 4 Thore, welche zu den Hauptstraßen führen, die sich in rechten Winkeln kreuzen. Noch stehen die Häuserwände zu beiden Seiten der Straßen, eingefaßt mit unabsehlichen Colonnaden in corinthischer oder ionischer Ordnung. Die Mitte der Stadt bildet ein Cirkus, mit einer Doppelcolonnade, ionischen Styls, umgeben. 76 Säulen stehen noch, jede 25 Fuß hoch und aus einem Stücke. Wahrscheinlich war hier das Forum, und Piedestals[235], die aus dem tiefen Schutte, welcher den Raum bedeckt, hervorragen, trugen ohne Zweifel Bildsäulen und Denkmäler. Auch ein ziemlich wohlerhaltener Triumphbogen zierte diesen Platz, und 2 kleine Tempel von den anmuthigsten Verhältnissen. – Auf der andern Stadtseite, außerhalb der Mauer, dem westlichen Thore gegenüber, steht ein halbrunder Tempel von der imposantesten Form und Größe, dessen Portikus Säulen von 68 Fuß Höhe tragen. Die reichen Skulptur-Verzierungen dieses Gebäudes zeugen von dem edelsten Geschmacke und von der höchsten Ausbildung griechischer Kunst. – Zwei hundert Schritte von diesem Gebäude beginnen die Trümmer eines ganzen Cyklus von Tempeln, mehrer Theater, halbcirkelförmiger, sechs- und zwölfeckiger Gebäude mit runden Dachgewölben und Säulenhallen etc. etc. Das Ganze scheint von einer prachtvollen Colonnade umgeben gewesen zu seyn, von der einzelne Säulengruppen sich noch erhalten haben. Ein Säulengang, welcher von 2 Aquaedukten, deren Trümmer Staunen erregen, durchschnitten wird, führte zu 2 Amphitheatern, deren eines, als Naumachia[236], zu Vorstellungen von Seeschlachten eingerichtet war. Das andere ist sehr verfallen; letzteres hingegen fast vollkommen

---

[229] Dekapolis (griech. Δεκάπολις, Dekápolis, „Zehn-Stadt“); sowohl Gerasa (siehe hierzu S. 67, Anm. 223) als auch Gadara (siehe hierzu S. 67, Anm. 225) gehörten diesem Städtebund an.

[230] Der See Genezareth (hebr. יָם כִּנֶּרֶת, Jām Kinneret; arab. بحيرة طبريا, Buḥayrat Ṭabariyā). Joseph Meyer verwechselt hier wohl Gadara (siehe hierzu S. 67, Anm. 225) mit Gerasa (siehe hierzu S. 67, Anm. 223), das weiter südl. liegt.

[231] Eine Totenstadt, Friedhof (von griech. νεκρός, nekrós, „der Tote“ und πόλις, pólis, „die Stadt“).

[232] Im antiken Theater als Bühne bestimmter Platz vor der Skene (griech. σκηνή, skēnḗ; lat. scena), einer Konstruktion für das Bühnenbild.

[233] Lat. cella, kleiner Raum, Zelle; Bezeichnung für den Hauptraum antiker Tempel.

[234] Griech. περίστυλον, perístylon; lat. peristylium; ein von Säulen umgebener Innenhof eines antiken Gebäudes.

[235] Mittelfrz., Sockel.

[236] Als Naumachie (griech. ναυμαχία, naumachía) wurden in der Antike sowohl nachgestellte Seeschlachten als auch die Anlagen, in denen diese Schauspiele stattfanden, bezeichnet.

erhalten; selbst die Kanäle, durch welche das Wasser zugeführt wurde, sind noch unbeschädigt. Wände und Verzierungen, mit Immergrün umrankt, scheinen geschmückt wie zu einem Feste, und die mit weichem Moos gepolsterten Sitze nur des Volks zu harren, das sie einnehmen soll. Aber seit anderthalb Jahrtausenden stehen die Thore von Gerasa offen – leer die harrenden Sitze, und nicht einmal ein streifender Araber wagt sich in die verödeten Straßen der Stadt. Er glaubt sie bewohnt von Gespenstern, den Geistern der, wie die Sage geht, in einer Nacht erschlagenen Bevölkerung. Dieser Aberglaube hat bisher die prächtigen Trümmer von Gerasa vor einer weitern Zerstörung durch Menschenhand geschützt, einer Zerstörung, gefährlicher als die der Zeit.



RUINEN von DJERASH
in Syrien

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 44f.

CCIV. St. Malo.

„Wenn ich der Kriegsgott des Meeres wäre, möchte ich in St. Malo wohnen," äußerte Wellington[237], als er zum erstenmale hierher kam, so sehr imponirte ihm der kriegerische Charakter der Ansicht dieses Hafens. Er ist einer der stärksten Waffenplatze Frankreichs, dessen Festigkeit sich in harten Belagerungen erprobte. – St. Malo liegt auf einer Felseninsel an der normännischen[238] Küste, verbunden mit dieser durch einen schmalen Damm, auf dem man jedoch nur zur Ebbezeit trocknen Fußes zur Terra Firma gelangen kann. Rund um ragen Klippen aus dem Meere, alle mit Bollwerken gekrönt und vertheidigt. Doppelt erstaunenswürdig werden diese gewaltigen Befestigungen, wenn man erwägt, daß sie nicht auf Staatskosten errichtet worden sind, sondern zu Lasten des bürgerlichen Seckels, in einer Zeit freilich, wo ungeheuere Vermögen eben so häufig, als schnell hier erworben wurden. Es war die Periode (im 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts) des Ringens um die Seeherrschaft zwischen Holland, England, Frankreich und Spanien, in welcher St. Malo seine günstige Lage zur Kaperei benutzte, und dieses Gewerbe mit unerhörter Kühnheit und nicht geringerm Glücke trieb. Jene Zeit kehrte noch einmal im Anfange des französischen Revolutionskrieges auf kurze Zeit zurück; seitdem sind die Gewerbe des Friedens, Frachtfahrt und Fischerei, an die Stelle jener waglichen, aber einträglichern getreten. Nur der Charakter des Volks erinnert noch an die alte Zeit; – es ist der Charakter des stolzen, reichen, tüchtigen, waglichen und kriegerischen Seemanns. Die Kurzgebundenheit und Grobheit der Einwohner im Verkehr ist sprüchwörtlich; eben so aber auch ihre Geradheit und Rechtschaffenheit.

Die Stadt ist schlecht gebaut, eng, alt, winklich und finster. Bevölkerung: 10,000. Außer Rhederei und Fischerei sind verschiedene Staatsanstalten – das Arsenal, die königl. Werfte, die Stückgießerei – Hauptnahrungsquellen. Berühmt seit lange ist die königliche Seeakademie[239], welche für die französische Marine eine Pflanzschule der tüchtigsten Offiziere ist.

---

[237] Der brit. Feldherr und Politiker Arthur Wellesley, 1st Duke of Wellington (1769–1852). Das Zitat ist leider nicht nachzuweisen.

[238] Recte: Bretonischen.

[239] Die 1669 gegründete „École nationale de la marine marchande de Saint-Malo", die seit 2010 zur „École nationale supérieure maritime" gehört.


CCIV
L. Daut sc. Nbg.
St. MALO
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 45-50.

CCV. Genua[240].

Wer von Genua den prächtigsten Anblick haben will, muß es von der Seeseite her betrachten. Amphitheatralisch erhebt sich vom sichelförmigen Ufer die Stadt und von den Felsen im Hintergrunde schauen Citadellen und Klöster auf sie herab. Der Hafen ist der größte der Welt, würdig einer Königin der Gewässer. Zwei Dämme, zum Theil natürlicher Fels, umfassen, gleich Riesenarmen, das Meer und lassen eine weite, zur Ein- und Ausfahrt bequeme Oeffnung. Dieser zur Seite stehen die Pförtner, zwei gewaltige Leuchtthürme, in deren zu Casematten[241] aus gehöhlten Leibern sich die ehernen Ungeheuer des Kriegs verderbendrohend bergen. Ein höherer dritter Leuchtthurm ist auf einem kegelförmigen Felsen erbaut. Unabsehlich ist die Fronte von größtentheils prächtigen Gebäuden, die sich im klaren Wasser spiegelt und über sie reihen sich in weitem Halbzirkel die Straßen wie Terrassen über einander, und Palläste, Thürme, Kirchen treten überall aus den Massen hervor. In der Ferne sieht man links die Alpen mit ihren Schneehäuptern; zur Rechten die hohe Wand der Appenninen.

Jenseits der Fortifikationen fangen die Landhäuser der reichen Besitzer an. Die hohen Gärten geben dem Auge Ruhe, wenn es, vom Anblick der wilden Wogen und der Häusermassen ermüdet, nach sanftern Gegenständen sich zu sehnen beginnt. Aber es kehrt bald wieder zum Anblick des Hafens zurück, dessen Reiz unwiderstehlich anzieht. Die Dämme ragen wenigstens 16 Ellen[242] hoch über die Fläche des Meeres. Man sieht die schwellenden Wogen kommen, sie schlagen mit Getöse an die Mauern und sprühen so hoch auf, daß sie oft ihre Scheitel mit einem Schaumgewölke bedecken. Hinter diesem Molo, von dem man die grandioseste Aussicht auf das Meer genießt, (bei heiterm Himmel erkennt man die Küsten von Corsika), wiegte sich einst die Flotte des mächtigsten Seestaats; oft weilte hier Andreas Doria[243], der größte Mann, der ihn zu beherrschen berufen war; hier ruhete oft Columbus, des Genuesers, Adlerblick auf den unendlichen Fernen, und voll düstern Ernstes dachte er der Wahrscheinlichkeit vom Daseyn einer neuen Welt nach.

Genuas Ursprung verliert sich in das höchste Alterthum und in die Zeit der Fabel. Schon zur Periode der Carthaginensischen[244] Herrschaft war es durch Handel und Schifffahrt berühmt. Die Natur selbst schien seine Bewohner auf das Meer zu verweisen. Auf drei Seiten von unwirthbaren Berghöhen eingeschlossen, führt jeder Blick so zu sagen hinaus auf die See und ruft zu ungemessenen Abentheuern auf. Das einzige Phantasiebild ist von Jugend auf der Mastenwald des Seehafens, die bunte Welt der Wimpel aus allen Meeren, von den Ländern der Gläubigen und Ungläubigen.

Genua, das der Herrschaft Carthago's untreu wurde, verbündete sich zur Zeit der punischen Kriege mit den Römern, weshalb es Mago[245], Hannibals[246] Bruder, zerstörte. Später tritt es als römische

[240] Ital. Genova, ligur. Zena.

[241] Kasematte (frz. casematte, von mittelgriech. χάσμα, chásma, „Spalte, Erdschlund, Erdkluft" über ital. casamatta, Wallgewölbe), ein vor Artilleriebeschuß geschütztes Gewölbe im Festungsbau.

[242] Die Elle maß in Europa in der Regel um die 60 cm.

[243] Der genues. Admiral Andrea Doria (1466–1560), seit 1528 Herrscher über Genua.

[244] Phöniz. 𐤒𐤓𐤕𐤇𐤃𐤔𐤕, qart-ḥadašt, „neue Stadt" (griech. Καρχηδών, Karchēdṓn; arab. قرطاج, Qarṭāǧ) im heutigen Tunesien anstelle der ‚alten' punischen Metropole Tyros (phöniz. 𐤑𐤓, Ṣūr, „der Felsen"; hebr. צוֹר, Tzór; griech. Τύρος, Týros; arab. صور, Ṣūr; osman. صور, Ṣūr) im heutigen Libanon.

[245] Der karthag. Feldherr Magon Barkas (phön. 𐤁𐤓𐤒 𐤌𐤂𐤍, mgn, „der Gottgesandte", brq, „der Blitz"; 243–203 v. Chr.); er hatte Genua 205 v. Chr. zerstört.

[246] Der karthag. Feldherr Hannibal Barkas (phöniz. 𐤁𐤓𐤒 𐤇𐤍𐤁𐤏𐤋, ḥnbʿl, „Baal ist gnädig", brq, „der Blitz"; ca. 247–183 v. Chr.; Selbstmord).

Municipalstadt auf. Während der Völkerwanderung fiel es den Ostgothen zur Beute. Es blieb unter deren Botmäßigkeit, bis die Siege des Belisarius[247] ganz Oberitalien dem oströmischen Reiche erwarben. Aber die schwache Hand der Byzantiner verstand nicht das Erlangte zu behaupten. Sarazenen[248] und Longobarden[249] nahmen Besitz von Genua wechselsweise und verheerten es. Seine vortreffliche Handelslage sicherte es jedoch stets vor gänzlichem Verfall, und als Karl der Große[250] die Stadt den Longobarden wieder abnahm, war sie die volkreichste Liguriens. Er gab ihr die Freiheit, der sie nicht würdig schien; denn schon unter der Regierung von Karls Nachfolger[251] bekam sie, in Folge innerer Zerwürfnisse, einen königlichen Zwingherrn, welcher als Burggraf von Genua erbliches Regiment führte. Zwei Jahrhunderte trug sie das Joch; groß und reich geworden warf sie es im elften Jahrhunderte ab, erklärte sich frei und ernannte Konsuln. Zu eben dieser Zeit ward die Stadt befestigt.

Es begann die glänzendste Periode Genua's. – In den Kreuzzügen übernahm es den Transport französischer und brittischer Heere an die Küsten von Palästina, und deren Versorgung, bei welchen Geschäften schnell unermeßliche Reichthümer erworben wurden, die der levantische Handel, den es früher noch als Venedig trieb, vermehrte. Im Gefühle übermäßiger Kraft wurde es nach der Erweiterung seines Gebiets lüstern, und noch im zwölften Jahrhunderte wagte es den Kampf mit dem damals mächtigen Pisa, und erwarb die ganze Küste der Provence, mit Einschluß von Marseille, Nizza, Monako[252] und der Insel Corsika. Der Krieg mit den Pisanern wurde ein Krieg auf Leben und Tod. Er dauerte über 200 Jahre, und endete nicht eher, als bis die Genueser die Kriegsflotte der Rivalin vernichtet, ihre Flagge aus allen Meeren vertrieben, ihren Hafen zerstört hatten. Gleich zeitig fing Genua Fehde an mit Venedig, die erst der Friede von Turin beilegte. Am höchsten stieg Genua's Macht zur Zeit der Erneuerung des griechisch-byzantinischen Reichs, seit 1261. Der Besitz von Kaffa[253] auf der krimea'schen Halbinsel (jener Ort erhob sich für eine Zeitlang zum ersten Handelsplatze des Orients) sicherte ihnen die Herrschaft über das schwarze Meer. Sie bauten Schiffe auf dem kaspischen Meere und bezogen über dasselbe die köstlichen Waaren Indiens. Zwei Jahrhunderte erhielt sich hier der Kern der genuesischen Handelsmacht, und den unzählbaren Horden des Enkels des Dschinges-Chan[254], welcher mit seinen Tartaren bis nach Schlesien vordrang und Polen verwüstete, sowie später den wilden Raubschaaren Tamerlans[255] widerstand Kaffa mit eben so viel Heldenmuth, als Glück. Erst 20 Jahre nach dem Falle des griechischen Reichs – 1473[256] – wurde es von den Genuesen, deren Macht im erneuerten, verwüstenden Kampfe mit Venedig gänzlich gebrochen war, aufgegeben und verlassen. Wir wissen, daß Venedig sich des Alleinbesitzes vom Welthandel auch nur kurze Zeit erfreute: hätten beide Republiken, statt ihre besten Kräfte zu ihrer eigenen Zerstörung anzuwenden, sich zu einem gemeinschaftlichen Bund vereinigt, und statt des lächerlichen Kastenwesens von Patriziern, Nobili etc. etc. nur dem Verdienste gehuldigt, möchte ihr Glanz heute noch leuchten. –

[247] Der byzant. Feldherr Flavius Belisarius (griech. Φλάβιος Βελισάριος, Flávios Belisários; ca. 505–565).

[248] Der Begriff Sarazenen (von lat. sar[r]acenus; wahrscheinl. über die arab. Bezeichnung شرقيون, šarqīyūn, „Menschen des Ostens" für die semitischen Bewohner Nordwest-Arabiens, von arab. شرقي, šarqī, „östlich") bezeichnete ursprüngl. einen im Nordwesten der arab. Halbinsel siedelnden Volksstamm. Mit der islamischen Expansion wurde der Begriff in lat. Quellen und im christl. Europa zur Sammelbezeichnung für die islamisierten Völker verwendet, die ab etwa 700 n. Chr. in den Mittelmeerraum eindrangen.

[249] Die Langobarden.

[250] Karl der Große (747 o. 748–814), seit 768 bis 814 König des Fränkischen Reichs, ab 800 Kaiser.

[251] Ludwig I. der Fromme (frz. Louis le Pieux; 778–840), seit 781/814 König des Fränkischen Reiches und seit 813 Kaiser.

[252] Monaco.

[253] Heute Feodossja (altgriech. Θεοδοσία, Theodosía; mittelgriech. Κάφφας, Káffas; osman. كفه, Kefe; ukrain. Феодосія, Feodosija, russ. Феодосия, Feodosija, krimtatar. Kefe).

[254] Dschingis Khan (mongol. transliteriert Činggis Qaɣan; ca. 1155, 1162 o. 1167–1227), seit 1206 erster Großkhan der Mongolen.

[255] Der zentralasiatische Feldherr Temür (1336‑1405), auch unter den Namen Timur Leng (pers. تیمور لنگ, Tīmūr Leng, „Timur der Lahme"), Timur Lenk oder Tamerlan bekannt.

[256] Recte: 1453.

In der langen Periode des Krieges, der Eroberung und des Erwerbs von Reichthümern war selten Friede im Innern. Die unruhigen Bürger wechselten zu verschiedenen Malen gewaltsam die Regierungsformen, ernannten bald Statthalter, bald Dogen, bald Diktatoren, bald einen Podesta; bald aus dem Adel, bald aus der Bürgerschaft. Am Ende wann sie des Eigenregierens gar müde, und sie gaben sich freiwillig unter die Oberherrschaft Frankreichs. Karl der Sechste[257] legte eine starke französische Besatzung in die Stadt und hielt den aufrührischen Geist durch Strenge nieder. Aber die Bürgerschaft trug das Joch nicht: in einem Aufstand (1409) ermordete sie die französische Besatzung, wurde bald darauf Mailand zinsbar, dann (1436) abermals frei. Im Jahre 1458 suchte Genua das französische Protektorat von neuem; aber kaum war die äußere Gefahr, die es dazu veranlaßte, vorüber, so stellte es die Republik wieder her. Noch einmal bot es sich dem Könige Ludwig dem Elften[258] an; dieser aber antwortete: „Wenn Genua mein würde, übergäbe ich's allen Teufeln."[259] Die Treulosigkeit der Genuesischen Politik war damals sprüchwörtlich, und die Entsittlichung und die Parteiwuth des Volks so gränzenlos, daß, es zu beherrschen, dem Auslande gefährlicher schien, als es zu bekriegen.

Nach dieser Zeit zerfleischten innere Unruhen die Stadt, erregt von den Parteien der Guelfen und Ghibellinen[260], von der Eifersucht der Häuser Adorno und Fegoso. Genua, voller Reichthum und mit einer üppigen, fast ¼ Million starken Bevölkerung, schwamm fast zwanzig Jahre lang in Bürgerblut. Deutschlands Kaiser, die Könige von Frankreich und die Herzoge von Mailand herrschten abwechselnd mit den Faktionen. Schon war die Bevölkerung unter die Hälfte gesunken, ein Theil der reichsten Geschlechter ausgewandert; sie schien dem Untergang nahe, als der Seeheld Andrea Doria, einer der größten Männer, welche Italien hervorgebracht, sein Vaterland aus dem Joche der Fremden befreite, die Parteien im Innern versöhnte und die Freiheit wiederherstellte. Vom Volke zu lebenslänglicher Diktatur berufen, schlug er die Herrschast edelmüthig aus. Diese That und das Dankvotum des Volks, welches ihm den großen Namen „Vater des Vaterlandes"[261] beilegte, hat ihn mehr verherrlicht als die Herrschaft über eine Welt.

Nachher war Genua mehrentheils mit Spanien verbündet, suchte aber, wenn jener Staat in Kriege verwickelt wurde, gemeinlich eine neutrale Stellung zu gewinnen. – Das schnelle Dahinsinken des Handels, der einen glänzenden Staatshaushalt genährt hatte, machte die auswärtigen Besitzungen der Republik zu einer Last, die sie nicht behaupten konnte. Daher verlor sie eine nach der andern. Die Empörung von Corsika 1730[262], und das langjährige Bestreben, sie zu unterdrücken, entzog dem Staate die letzten Kräfte. Nach deren Erschöpfung (1768) trat sie die Insel an Frankreich ab, das sich solche mit Waffengewalt unterwarf. Der Sturm der französischen Revolution endlich brach das längst morsche Gebäude gänzlich zusammen. Zwar versuchte nach der Schlacht von Marengo[263] Bonaparte eine Art Wiederherstellung unter dem Titel „Ligurische Republik."[264] Es war indeß blos ein Schattenspiel, das (1805) in der Einverleibung mit dem französischen Reiche endigte. – Damals büßte auch die berühmte Bank[265], (eine der ältesten der Welt und das Muster für die meisten gleichartigen Institute), welche im Besitz eines Ungeheuern Grundvermögens und von mehr als 10 Millionen Franken jährlicher Einkünfte war, ihre Existenz ein; sie wurde aufgehoben und ihr Grundkapital auf das Schuldbuch von Frankreich übergetragen: eine Maßregel, durch welche Genua einen großen Theil seines Vermögens verlor. Nach dem

[257] Karl VI. der Vielgeliebte bzw. der Wahnsinnige (frz. Charles VI le Bien-Aimé ou le Fou; 1368–1422), seit 1380 König von Frankreich.

[258] Ludwig XI. der Kluge (frz. Louis XI, le prudent, der Vorsichtige, le rusé, der Listige bzw. l'araignée, die Spinne; 1423–1483), seit 1461 König von Frankreich.

[259] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[260] Bei den Welfen (Guelfen) handelte es sich um Parteigänger des Papstes, bei den Waiblingern (Ghibellinen) um solche des staufischen Kaiserhauses.

[261] „Liberator et Pater Patriae / Befreier und Vater des Vaterlandes".

[262] 1729.

[263] Am 14. Juni 1800 im Zweiten Koalitionskrieg, der Napoléon Bonaparte den entscheidenden Sieg über Österreich brachte.

[264] Von 1797 bis 1805.

[265] Die 1407 gegründete „Banco di San Giorgio", die 1805 aufgelöst wurde.

Umsturze der Napoleonschen Weltherrschaft besetzten die Britten die Stadt, und der englische Befehlshaber Bentink[266] gab die offizielle Versicherung der Wiederherstellung ihres Freistaats – ein Versprechen, was der Wiener Kongreß[267] unerfüllt ließ. Genua und sein Gebiet wurde vielmehr zu Sardinien geschlagen, und alles, was die Stadt erhalten konnte, war eine Art Provinzialrepräsentation, welche jedoch die Regierung nicht gehindert hat, in Genua eben so gut, wie in andern Theilen des Staats Grundsätze zur Ausübung zu bringen, die eben so wenig zur Förderung der Civilisation, als zum Heile der Völker gereichen.

Das heutige Genua verdient, wegen der Menge und Schönheit seiner Palläste, noch immer den alten Zunamen LA SUPERBA (die Prächtige). Schon der Kay imponirt durch seine Construktion von Marmorquadern ungewöhnlicher Größe und die Porta Triumphalis[268], welche in das Innere der Stadt führt. Der Ueberfluß an Marmor und die Bläue des Himmels machen einen eigenen Eindruck von Helle und Sauberkeit; und diesem, so bildet man sich ein, müsse auch das Innere der noch immer volkreichen Hauptstadt entsprechen. Tritt man aber durch's Thor in die enge Gasse, so weiß man nicht, wie einem nach dem Glanz des äußern Eindrucks geschieht. Man sieht weiter nichts als Menschengewühl zwischen Läden, die reich sind an Waarenvorräthen, aber dunkel. Nachdem man sich durch diese erste, enge Straße durchgearbeitet hat, kömmt man in die Goldschmidtsstraße[269]. Sie ist schon etwas heiterer. Gewölbe mit Gold- und Silbergeschirren und Schmuck und Kleinodien reihen sich hier an einander, und verkündigen den Reichthum ihrer Besitzer und den Flor ihres Gewerbes, das auf des Landes Sitte sich gründet. In Oberitalien ist es nämlich Gebrauch, daß Mädchen ihr Heirathsgut in goldenem Hals- und Ohrenschmuck an sich tragen, und keine Magd läßt sich an Feiertagen sehen, die nicht auf ähnliche Art zeigt, daß sie für den Himmel und – einen Mann ausgestattet ist.

Erst die Goldschmidtsstraße führt in den eigentlichen Prachttheil der Stadt. Die glänzende Strada Nuova[270] erscheint, dann die Strada Balbi, die, nach dem Ausdruck der Frau von Stael[271], für einen Congreß von Königen gemacht ist. Die dritte ist die Strada Nouovissima[272].

Diese drei Straßen sind eine ununterbrochene Folge von Pallästen, von kostbarer Architektur und reicher, innerer Einrichtung, und viele enthalten die kostbarsten Werke der Malerei und Skulptur. Aber auch diese Straßen, welche, bei gehöriger Breite, die schönsten der Welt wären, sind leider so schmal, als unsere Gassen. Es fehlt überall an einem Standpunkt, die hohen Palläste zu betrachten. Das Pflaster ist von Ziegeln und Reihen von Marmorfließen zusammengesetzt, mosaikartig, was sich recht hübsch ausnimmt. Sie werden mit großer Sorgfalt rein erhalten. Die meisten Häuser haben fünf bis sechs, viele sogar sieben und acht Stockwerke. Sie sind alle massiv.

Die Einzelbeschreibung der Palläste würde einen weit größern Raum erfordern, als wir dafür haben, und am Ende unsere Leser ermüden. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß die berühmtesten Palläste im nördlichen Europa armselig sind gegen diese, und mit wenigen Ausnahmen scheint Alles, was man von Schlössern der Fürsten und Könige anderwärts sehen kann, nur Flitter gegen die Pracht der der vornehmen Genueser. Als die herrlichsten zeichnen sich aus: die Palläste Prignole[273] (der rothe

---

[266] Lord William Henry Cavendish-Bentinck (1774–1839).

[267] Siehe hierzu S. 27, Anm. 67.

[268] Vielleicht die mittelalterl. Porta Soprana?

[269] Ital. Via degli Orefici.

[270] Seit 1882 Via Giuseppe Garibaldi.

[271] Die frz. Schriftstellerin Anne-Louise-Germaine, baronne de Staël-Holstein geb. Necker (1766–1817).

[272] Heute Via Cairoli.

[273] Der 1671 nach Plänen von Pietro Antonio Corradi (1613–1683) und Filippo Parodi (1630–1702) errichtete Palazzo Gio Carlo Brignole.

Pallast), Doria[274], die beiden Balbi[275], Marcellino, Marcello Durazzo[276]. Der alte Pallast des Doge[277] sinkt, so schön er für sich ist, mit jenen stolzen, die kostbarsten Gemäldeschütze verbergenden Privatwohnungen verglichen, zur Bedeutungslosigkeit herab. Das Jesuiten-Collegium[278], die Börse[279], das große Hospital[280] sind prachtvoll; unter den Kirchen sind die der Maria-Verkündigung[281] und des heiligen Ambrosius[282] groß und schön und ihrer Gemälde wegen berühmt.

Die Bevölkerung des heutigen Genua erreicht nicht ganz hundert tausend. Noch immer ist große Handelsthätigkeit, und die fürstlichen Palläste der hiesigen Kaufleute sind Zeugniß ihres alten, festgegründeten Reichthums; aber daneben sticht die Armuth des gemeinen Volks um so greller in die Augen, und die Sittenverderbniß desselben ist von Alters her berüchtigt. Bettler sind eine Landplage in ganz Italien: aber so zahlreich wie in Genua wird man sie nirgends wieder finden. Jeden Fremden verfolgen sie haufenweise, die Treppen vor den Pallästen und Kirchen sind von ihnen belagert, und in den Kirchen selbst treiben sie ihr Gewerbe mit eben so großer Unverschämtheit, als List.

Das Klima Genuas ist außerordentlich mild, und der Nordländer macht sich keinen Begriff von dem Farbenglanz aller Gegenstände in dieser reinen Atmosphäre. Die ursprünglich öden und kahlen Berge um die Stadt sind mit Orangenhainen und Oelbäumen bepflanzt, aus denen die Villen der Großen als gigantische Häusermassen hervorschauen. Fröste sind selten, Schneeflocken etwas außerordentliches. Nelken und Rosen blühen den ganzen Winter hindurch; noch im November sind die Märkte mit frischen Blumen und Obst reichlich versehen; Feigen und Lorbeeren wachsen wild in den Ritzen der Felsen und alten Gemäuer. Weinreben von außerordentlicher Stärke beschatten, wie üppige Locken, die Augen der Villen. Auf den platten Dächern bemerkt man häufig Terrassen mit Weinlauben, mit Blumen, ja selbst mit Obstbäumen saftiger Apfelsinen, Mandeln und Kirschen. Abends werden diese hängenden Gärten erleuchtet, und an besondern Heiligentagen ist die Illumination allgemein. Vom Hafen aus gewährt dann die Stadt einen feenartigen Anblick. Die Lampen flimmern wie unzählige Sterne, und die von allen Dächern aufsteigenden Raketen und Feuergarben strahlen in diesen reinen Lüften vom herrlichsten Glanze.

Genua ist ein Freihafen; doch ist er von Fremden weniger besucht, als das nahe, rivalisirende Livorno, wo eine eben so milde, als freisinnige Regierung der Thätigkeit nirgends Fesseln anlegt. Die auswärtigen Geschäfte sind großenteils in den Händen englischer Firmen. Südfrüchte, Oel, Seide machen die Hauptartikel der Ausfuhr; an diese reihen sich die Erzeugnisse der hiesigen Manufaktur: Sammt, Seidenstoffe, Seife, Papier etc. Der uralte Verkehr mit der Levante[283] ist noch immer von großer Bedeutung. –

---

[274] Der ab 1565 nach Plänen von Domenico († ca. 1589) und Giovanni Ponsello († 1598) errichtete Palazzo Doria Tursi.

[275] Der Palazzo Reale, der in den Jahren 1618 bis 1655 für die Genueser Patrizierfamilie Balbi nach Plänen von Pier Francesco Cantone († 1657) aufgeführt worden war.

[276] Hiermit dürfte der Teil des Palazzo Reale (s. o.) gemeint sein, der in den Jahren 1685 bis 1694 im Auftrag von Pietro Durazzo (1632–1699) nach Plänen von Carlo Fontana (1638–1714) dem ursrpüngl. Gebäude hinzugefügt worden war.

[277] Der 1777 zerstörte und in den Jahren 1778 bis 1783 nach Plänen von Simone Cantoni (1739–1818) wiederaufgebaute Palazzo Ducale.

[278] Heute das „Liceo Classico e Linguistico Statale Cristoforo Colombo“.

[279] Die in den Jahren 1589 bis 1595 nach Plänen von Andrea Ceresola (Lebensdaten nicht bekannt) erbaute „Loggia della Mercanzia“.

[280] Das heute wohl nicht mehr existierende Panuanatore-Hospital.

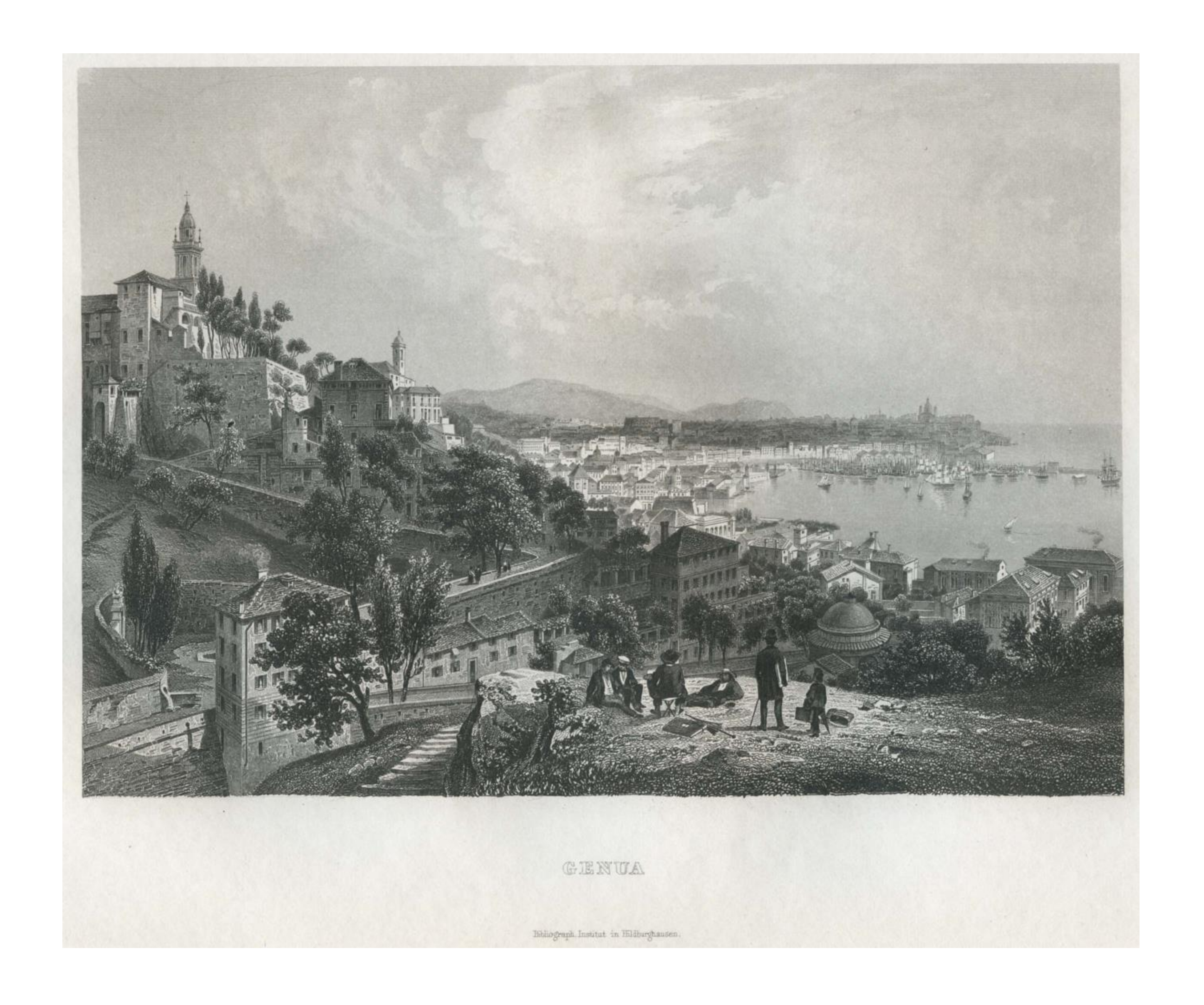
[281] Der 1520 begonnene und 1591 unter der Leitung von Taddeo Carlone (1543–1615) vollendetet Bau der „Basilica della Santissima Annunziata del Vastato“.

[282] Die in den Jahren von 1552 bis 1598 nach Plänen von Giuseppe Valeriano (1526–1596) erbaute Jesuiten-Kirche „Chiesa del Gesù“ (auch Chiesa del Gesù e dei Santi Ambrogio e Andrea).

[283] Histor.-geogr. Bezeichnung für die Länder am östlichen Mittelmeer, das Morgenland (von mittelfrz. levant, der Osten).


Ch. Daumerlang sc. Nbg.
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

GENUA



GENUA

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 79-86.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [176]-181.

Genua.

Die alte herrliche Dogenstadt Genua, dies oberitalische Neapel, die sich amphitheatralisch in einem Halbkreis längs der ligurischen Küste hin prachtvoll erhebende Meerstadt, die ihre Bewohner mit Recht „La Superba" nennen, die kühn am Bergrücken des Apennin in malerischem Durcheinander und Uebereinander emporsteigenden Palastgassen, bringen beim ersten Blick auf den Beschauer den Eindruck jenes mächtigen Emporstrebens hervor, das einst die Republik Genua den sie gewaltig überragenden Gebirgszügen abgesehen zu haben scheint. Die schönste Ansicht der Stadt, namentlich zur Zeit der Abenddämmerung, hat man von der Villa Negri, dem Standpunkt unsers Zeichners, aus, von wo herab man Genua und in weitem, schimmernden Umkreis Gebirg und Meer überschaut. Von diesen rosenduftigen Terrassen aus schweift das Auge in trunkener Lust über die Stadt der Paläste, deren Architektur an Großartigkeit und gediegener Pracht nicht ihres Gleichen hat, über den Hafen mit seinem bewimpelten Mastenwald und über das weite in lichtem Grün, rosa, violett und azurn im Glanze der scheidenden Sonne traumhaft schimmernde Meer. Treten wir in die Stadt selbst ein, so verlieren wir uns freilich sehr bald in ein Gewirr von Gassen und Gäßchen, die oft treppenartig bergauf und bergab steigen und von denen nur die wenigsten für Wagen zugänglich sind. In der Enge dieser Straßen geht leider nur zu viel von dem Eindruck verloren, den die mächtige Architektur der Stadt mit ihrer wunderbaren Fülle von Marmorpalästen, Vorhallen, Säulenhöfen und Statuenschmuck hervorbringen müßte, wenn dies nicht Alles so sehr zusammengedrängt wäre.

Ein nicht geringeres Gedränge großartiger imponirender Erscheinungen bietet der Blick auf die Geschichte der alten ruhmreichen Stadt, die nicht nur im Mittelalter den Namen Italiens mit Glanz umgab, sondern auch auf die neueste Entwicklung des Königreichs Italien[284] einen tiefgehen den Einfluß ausübte, die nicht nur des Columbus, sondern auch Mazzini's[285] Wiege war.

Die Gründung Genua's verliert sich in das Nebelgrauen der Vorzeit. Ihre ersten Bewohner waren die streitbaren Ligurer, die erst zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege den Römern unterworfen wurden. Während der Stürme der Völkerwanderung kam Genua erst an die Longobarden, dann an die Franken, als aber das Reich Karls des Großen zerfiel, ward Genua frei und theilte bis zum elften Jahrhundert das Schicksal der in Freiheit schnell emporblühenden lombardischen Städte. Eine Hauptquelle des hohen Aufschwungs der genuesischen Republik war der beträchtliche Handel, den sie noch vor Venedig mit der Levante trieb. Mit ihrem zunehmenden Reichthume suchte sie sich, dem Gravitationsgesetz aller Staaten folgend, auch auf dem Festlande mehr und mehr auszudehnen, kam darüber

[284] Das Königreich Italien war erst am 17. März 1861 aus der Taufe gehoben worden.

[285] Der ital. Freiheitskämpfer Giuseppe Mazzini (1805–1872).

aber zu Anfang des zwölften Jahrhunderts mit der Schwesterrepublik Pisa in Streit und führte mit ihr zweihundert Jahre hindurch blutige Kriege, die ihr Corsika und Elba einbrachten und die Zerstörung des nur wenige Stunden von Pisa entfernten Hafens dieses Staates herbeiführten. Im Jahre 1174 besaß die Republik Genua bereits Montferrat, Monaco, Nizza, Marseille und fast die ganze Küste der Provence. Heiße Kriege führte sie mit Venedig um die Herrschaft des Mittelländischen Meeres, die erst 1381 durch den Frieden von Turin beendet wurden. Bis zum Jahre 1475 besaßen die Genuesen auch die Stadt Kaffa[286] in der Krim, die bis auf den heutigen Tag die Trümmer der von ihnen angelegten mächtigen Bauten aufweist. Aber an der Blüthe der Republik begann der Hader zwischen Aristokraten und Demokraten zu nagen und Aufstand auf Aufstand im Innern bereitete langsam, aber sicher ihren Verfall vor. Der von 1339 an auf Lebenszeit gewählte Doge besaß zu geringe Macht, um der fortwährenden Bürgerzwietracht zu steuern und so kam es, daß Genua sich wiederholt fremder Herrschaft unterwarf. Mitten im Strudel beständiger Unruhen ward indeß die St. Georgsbank (Compera di San Giorgio) gegründet, die unter allen Kämpfen fortdauerte und lange Zeit ein Hort unerschöpflicher Finanzkraft war. Bis Andrea Doria 1528 die Unabhängigkeit Genua's wieder herstellte, hatte dies während der Kriege Karls V.[287] und Franz I.[288] bald unter spanischer, bald unter französischer Herrschaft gestanden. Doria, den Fiesko[289] vergeblich zu stürzen trachtete, gründete eine aristokratische Verfassung, die bis zum Ende der Republik dauerte. Die beständigen Unruhen hatten Genua um alle seine auswärtigen Besitzungen gebracht. 1684 mußte sich der Doge sogar vor Ludwig XIV. in Versailles beugen und 1746 eroberten die Oesterreicher die alte Seerepublik, da sie sich im Erbfolgekriege[290] ihren Gegnern angereiht hatte, doch dauerte die Freude dieses Besitzes nicht lange, indem ein Volksaufstand schon im nächsten Jahre die Kaiserlichen wieder aus der Golfstadt vertrieb. Als über Frankreich die Stürme der Revolution losbrachen, da sank auch die gebrechliche aristokratische Wirthschaft in Genua zusammen und dies erhielt am 6. Juni 1797 von Bonaparte eine neue Verfassung und den Namen einer ligurischen Republik. Ewig denkwürdig wird die Belagerung Genua's, die es 1799 unter Massena[291] so heldenmüthig bestand, in den Annalen der europäischen Kriege bleiben. 1805 ward Genua Frankreich einverleibt und seine bereicherte Bank aufgehoben, 1814 aber besetzten es die Engländer und stellten seine frühere aristokratische Verfassung wieder her, der Wiener Kongreß aber vereinigte es unter dem Titel eines Herzogthums mit dem Königreich Sardinien.

Seit dieser Zeit gewinnt es erst an allgemeinerem Interesse, indem es fortan der Hauptsitz aller italienischen Bewegungsmänner und so zu sagen der Stapelplatz für die Idee italienischer Freiheit und Einheit wurde. Das Jahr 1821 sollte in dieser Beziehung für Italien und für Genua epochemachend werden. Die damalige Lage Italiens war überaus traurig. In Neapel tyrannisirten die Bourbonen[292], in Rom führte Pius VII.[293] ein wüstes Gewaltregiment. In Toscana, Lucca und Modena herrschten Fürsten[294],

---

[286] Siehe hierzu S. 74, Anm. 253.

[287] Karl V. (span. Carlos I; 1500–1558), von 1520 bis 1555 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[288] Franz I. (frz. François Ier; 1494–1547), seit 1515 König von Frankreich.

[289] Giovanni Luigi Fieschi (1523–1547); er hatte am 1./2. Januar in Genua erfolglos geputscht.

[290] Der Österreichische Erbfolgekrieg war nach dem Tod Kaiser Karls VI. (1685–1740) ausgebrochen, weil dieser keinen männl. Thronfolger hatte und stattdessen seine Tochter Maria Theresia (1717–1780) den Thron bestieg. Mehrere europ. Fürsten erhoben daraufhin eigene Ansprüche auf die Habsburgischen Erblande bzw. das römisch-deutsche Kaisertum. Friedrich II. von Preußen nutzte diese Konstellation, um am 16. Dezember 1740 in Schlesien einzufallen, womit er nicht nur den Ersten Schlesischen Krieg auslöste, sondern kriegerische Auseinandersetzungen gesamteurop. Ausmaßes vom Zaune brach, die zunächst bis zu dem am 18. Oktober 1748 geschlossenen Frieden von Aachen fortgeführt werden sollten.

[291] André Masséna, duc de Rivoli, prince d'Essling, maréchal d'Empire (eigentl. Andrea Massena; 1758–1817).

[292] Ferdinand von Bourbon (ital. Ferdinando I di Borbone; 1751–1825), als Ferdinand IV. (ital. Ferdinando IV di Napoli) von 1759 bis 1806 u. von 1815 bis 1816 König von Neapel, als Ferdinand III. von 1809 bis 1815 König von Sizilien (ital. Ferdinando III di Sicilia) und als Ferdinand I. ab 1815/16 König beider Sizilien (ital. Ferdinando I delle Due Sicilie).

[293] Pius VII. (eigentl. Luigi Barnaba Niccolò Maria Chiaramonti; 1742–1823), seit 14. März 1800 Papst.

[294] Österr. Provenienz, die sog. habsburgischen Sekundogenituren im Großherzogtum Toskana und im Herzogtum Modena und Reggio; im Herzogtum Lucca herrschte hingegen bis 1847 ein Zweig der frz. Bourbonen.

denen Metternich[295] als das α und ω der Regierungskunst den österreichischen Korporalstock anempfahl, die Lombardei und Venetien seufzten unter dem Druck einer antinationalen Regierung[296]. Im Königreiche Piemont aber trieb der schwachsinnige Victor Emmanuel I.[297] mit schlimmen Räthen und Jesuiten sein Unwesen, und glaubte in seiner ungeheuern Beschränktheit, sein Volk glücklich zu machen, indem er ihm alle jene heilsamen Einrichtungen, welche die französische Herrschaft eingeführt, entzog und Alles wieder so herstellte, wie es im Mittelalter gewesen war. Der arme Mann glaubte, sein Volk würde sich die Lippen für ihn wund beten, während tausend Flüche ihn täglich laut und leise umschwirrten und seine väterliche Seele allen Dämonen der Hölle empfahlen.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen Italien an's Konspiriren dachte, um sich des Joches all der Tyrannen, die aus dem Garten Europa's ein großes Gefängniß machen wollten, zu entledigen. Die in den Abruzzen und den Bergen Kalabriens entstandene geheime Gesellschaft der Carbonari[298] verbreitete sich mit reißender Schnelle über die ganze Apenninenhalbinsel und bald sollten ihre ersten Früchte zum Vorschein kommen. Durch Deutschland, Polen, Frankreich, Spanien und Portugal zog damals eine gemeinsame revolutionäre Strömung. Auf der Pyrenäenhalbinsel hatten die Liberalen gesiegt; Italien wollte nicht hinter ihnen zurück bleiben. Im Neapolitanischen erhob ein Häuflein Patrioten den Ruf: „*Viva Dio, il Re e la Costituzione!*"[299], der General Pepe[300] verlangte an der Spitze seiner Truppen in Avellino die Konstitution und der König Ferdinand beschwor sie am 13. Juli, um sich dann in Laibach gegen seine eigenen Unterthanen zu verschwören und die Oesterreicher zur Vollstreckung der Aufhebung der von ihm königlich beschworenen Verfassung einzuladen. In der Lombardei, Parma, Modena und der Romagna sah man gespannt auf Piemont, um seinem Beispiel zu folgen, und die piemontesischen Patrioten, die auf den mit ihnen verschworenen Pinzen [sic!] von Carignano, den nachmaligen König Karl Albert[301], vertrauten, ließen nicht lange auf sich warten. Schon waren die Oesterreicher unter Frimont[302] gegen Neapel in Anmarsch, da bemächtigten sich die Verschworenen (meist höhere Offiziere) an der Spitze von regulären Truppen der Citadelle von Alessandria und proklamirten die Konstitution. In Ivrea, Pinerolo, Carmagnola und Asti ward die Trikolore aufgepflanzt; Victor Emmanuel floh von Moncalieri nach Turin, auch dahin begleitete ihn die Revolution; er befahl dem General Ciravegna[303], gegen die Rebellen in Alessandria zu marschiren, erhielt aber zur Antwort: „Mein Blut

---

[295] Siehe hierzu S. 194, Anm. 683.

[296] Das Königreich Lombardo-Venetien war am 9. Juni 1815 als Ergebnis des Wiener Kongresses geschaffen worden. 1851 wurde es in die zwei Kronländer Lombardei und Venetien aufgeteilt, wobei die Bezeichnung „Königreich Lombardo-Venetien" beibehalten wurde. Nach der Niederlage im Sardinischen Krieg mußte Österreich mit dem Frieden von Villafranca (11. Juli/10. November 1859) die Lombardei an Frankreich abtreten. Im Vertrag von Turin (24. März 1860) mit dem Königreich Sardinien gingen im Austausch für die Lombardei Nizza und Savoyen an Frankreich, so daß die Lombardei 1861 Teil des neu gebildeten Königreiches Italien wurde. Mit dem Frieden von Wien fielen schließlich am 3. Oktober 1866 auch das bislang bei Österreich verbliebene Venetien sowie Mantua an Italien.

[297] Viktor Emanuel I. (ital. Vittorio Emanuele I; 1759–1824), von 1802 bis 1821 König von Sardinien und Herzog von Savoyen.

[298] Die Carbonari (ital., Köhler) waren die Mitglieder der Carboneria, des bedeutendsten Geheimbunds in den ital. Staaten des 19. Jhd.s; sie waren die tragende Säule der ital. Einigungsbewegung des Risorgimento (ital., Wiedererstehung).

[299] Ital.: „Hoch lebe Gott, der König und die Verfassung!"

[300] Der neapol. General Guglielmo Pepe (1783–1855), bei der 1820/21 gescheiterten bürgerlichen Revolution war er der Kommandeur der Konstitutionalisten.

[301] Karl Albert Amadeus (ital. Carlo Alberto Amadeo; 1798–1849), seit 1831 König von Sardinien-Piemont und Herzog von Savoyen.

[302] Der österr. Militär Johann Maria Philipp Frimont, Graf von Palota, Fürst von Antrodoco (1759–1831), der am 24. März 1821 siegreich in Neapel eingezogen war.

[303] Der wegen seiner humanen Haltung beim Volk sehr geschätzte Generalmajor Giovanni Battista Bernardino Ciravegna (1774–1831).

gehört dem König, aber ehe ich das meiner Mitbürger vergieße, zerbreche ich meinen Degen.“[304] Da dankte Victor Emmanuel ab, ernannte Karl Albert zum Regenten und flüchtete nach Nizza. Eine Stunde später flatterte auf der Citadelle von Turin die Trikolore.

Karl Albert schwankte, ob er sich an die Spitze der Revolution stellen und sich mit ihrer Hülfe die ihm angebotene Königskrone von Italien aufsetzen solle. Aber die Ereignisse schritten rasch vorwärts, Oesterreich zeigte sich entschlossen, die italienischen Hoffnungen in Blut zu ersticken und Karl Albert verzweifelte an seinem Glück. Da er keine Konstitution proklamirte, so ward das Volk mißtrauisch und erhob sich gegen ihn in Genua und Novara. Ein großer Entschluß hätte noch Alles ändern können, aber Karl Albert zog es vor, aus Turin zu fliehen und an der Sache des Volkes zum Verräther zu werden. Die Erhebung Piemonts wurde niedergeworfen und Genua füllte sich mit geflüchteten Rebellen, – denn diesen Ehrennamen bekommen jedesmal die Patrioten, wenn sie verrathen oder besiegt wurden.

Da, am 21. April 1821, wandelte ein zwölfjähriger Knabe mit seiner Mutter durch die *Strada Nuova* in Genua. Dieser Knabe sah mit Betrübniß die traurigen Mienen der vielen unheimlich aussehenden Männer, die jetzt ängstlich die Ankunft neuer Schiffe abwarteten, um nach Spanien zu gehen und dort im Kampfe um die Freiheit eines fremden Landes ihr eigenes Vaterland, das sie ausgestoßen, zu vergessen. Es näherte sich ein gebräunter, bärtiger Mann, mit energischen Gesichtszügen und einem Blick, in dem ein tiefer Schmerz brannte, breitete ein weißes Taschentuch aus, und flehte: „*Pei proscritti d’Italia*.“[305] Die Mutter des Knaben warf einige Münzen in das Tuch und der Verbannte ging weiter, um seine Bitte bei Anderen zu erneuern. In jenem Augenblick leuchtete in der Seele des Knaben, wie Enrico Montagio[306] schreibt, die tiefe Sehn sucht auf, für Freiheit und Vaterland zu kämpfen. Jener Knabe war der im Jahre 1809 in Genua geborene Giuseppe Mazzini, der geistige Begründer der italienischen Einheit, über den eine politische Gegnerin, die berühmte Fürstin Belgiojoso[307], noch kürzlich urtheilte: „Die Schriften Mazzini’s haben in hohem Grade dazu beigetragen, in der italienischen Jugend jenen Geist erhabener Hingebung, vollendeter Selbstverleugnung und heroischen Opfermuthes zu wecken, den nur tief edel angelegte Seelen einzuflößen vermögen. Keiner hat so viel und so wirksam gesprochen wie er, und seine Schriften und Thaten haben Italien zu dem gemacht, was es jetzt ist.“ –

Zehn Jahre später ging eines Tages ein junger Ingenieuroffizier mit mehreren anderen Offizieren durch die Hafenbefestigungen derselben Stadt und sprach sich freimüthig und laut über die Ereignisse in Frankreich[308] aus. Es war der junge Graf Camillo di Cavour[309]. Seine Reden wurden seinen Oberen hinterbracht und er nach Fort Bard in die Verbannung geschickt, er kam um seinen Abschied ein und erhielt ihn, worauf er wieder nach Genua, seinem Lieblingsaufenthalt, zurückkehrte. Damals schrieb ihm eine Freundin ihr Bedauern über die Ungnade, in die er bei Hof gefallen; Cavour erwiderte: „Ich danke Ihnen, Frau Marquise, für das Interesse, welches Sie an meiner Ungnade nehmen, aber glauben Sie mir, ich werde nichts desto weniger meinen Weg machen. Ich habe Ehrgeiz, ungeheuern Ehrgeiz, und wenn ich Minister sein werde, hoffe ich ihn zu rechtfertigen, da ich mich in meinen Träumen als

---

[304] So zu diesem Zeitpunkt nur in „Meyer’s Universum“ zu finden (der Autor vorliegenden Artikels – siehe hierzu S. 87, Anm. 339 –verwendet obiges Zitat erneut in seiner 1878 in Wien erschienenen Biographie über Viktor Emanuel II.).

[305] Ital.: „Für die Geächteten Italiens“.

[306] Der Autor vorliegenden Artikels (siehe hierzu S. 87, Anm. 339) nimmt hier Bezug auf die 1862 in Turin erschienene Biographie „Giuseppe Mazzini“ aus der Feder von Enrico Montazio (1817–1886).

[307] Die ital. Freiheitskämpferin und Schriftstellerin Cristina Trivulzio Belgiojoso (1808–1871); in ihrem Werk „Histoire de la Maison de Savoie […]“ (Paris: M. Lévy frères 1860) ist die unten getroffene Aussage zwar sinngemäß zu finden, jedoch nicht in der hier zitierten Form.

[308] Die Folgen der revolutionären „drei glorreichen Tage“ vom 27. bis 29. Juli 1830, nach denen in Frankreich die konstitutionelle Monarchie unter Louis Philippe (1773–1850) eingeführt wurde.

[309] Der ital. Staatsmann Camillo Benso Graf von Cavour (ital. Camillo Benso, conte di Cavour; 1810–1861). Als Ministerpräsident des Königreichs Sardinien-Piemont trieb er die italienische Einheit voran, war danach Architekt der italienischen Verfassung und erster Ministerpräsident des neuen Königreiches Italien.

Minister des einigen Italiens sehe.“[310] – Die Träume Cavours sollten in Erfüllung gehen. – Er verließ sein Vaterland, um dieselbe Zeit, wo der mittlerweile verbannte Mazzini in Marseille den berühmten Geheimbund des „jungen Italiens“ (*Giovine Italia*) gründete, der die geistige und materielle Wiedergeburt des italienischen Volkes vorbereitete.

In Karl Alberts Lande besaß damals Jeder die vollkommene Freiheit zu sein, was er wolle und könne, vorausgesetzt, daß es ihm nicht einfalle, Republikaner sein zu wollen. Die Lectüre des von Mazzini redigirten, heimlich in Italien eingeschmuggelten Journals: „*La Giovine Italia*“ behielt sich Karl Albert ebenso zu eignem Gebrauch vor, wie seine herrliche Fasanerie zu Stupinigi[311]. Gegen das Lesen jenes Blattes und das Wilddieben der Fasane bestanden gleich strenge Gesetze, da aber Gesetze nie vor ihrer Uebertretung schützen, kursirte das *Giovine Italia* so gut im Reich, als sich gewisse Gourmands regelmäßig an den Fasanen des Königs delektirten, nur mit dem Unterschied, daß die Turiner mehr nach den Fasanen, die Genuesen mehr nach den Artikeln Mazzini’s trachteten.

Da bestieg Pius IX.[312] den päpstlichen Stuhl und begann unter dem Jubel Italiens den Weg der Reformen freiwillig zu betreten. Er zündete, ohne es zu wollen, die Fackel der Revolution an. Sicilien stand auf; überall regte es sich; am 7. Februar 1848 langte eine Deputation aus dem stürmisch erregten Genua in Turin an, die vom Könige die Errichtung der Nationalgarde und die Vertreibung der Jesuiten verlangte, der Gemeinderath von Turin folgte diesem Beispiel und am 8. Februar erließ Karl Albert das Statut, am 23. März die berühmte Proklamation an die Lombarden und Venetianer, denen er zu Hülfe zog, um die schon einmal an ihm vorübergegangene Königskrone von Italien sich zu erobern. „*L’Italia fara da se*“[313] war das Feldgeschrei der erwachten Nation geworden. Doch nach kurzem Siegeslächeln folgten sich die Niederlage von Custozza[314], der Waffenstillstand von Salasco[315] und der traurige Tag von Novara[316]. Vergebens suchte Karl Albert den Tod. Mit gebrochenem Herzen betrat er den Weg freiwilliger Verbannung. Da, im Moment, wo die Sache Italiens durch die Monarchie verloren schien, stand Genua auf, um sie womöglich durch die Republick zu retten. Es bildete sich eine provisorische Regierung, die den äußersten Widerstand organisirte und die lombardische Legion in ihre Mauern aufnahm; Reta, Avezzana und Morchio stellten sich an die Spitze der Aufständischen, nöthigten den Militärkommandanten, die Stadt zu räumen und bemächtigten sich nach einem blutigen Kampfe mit den königlichen Carabinieri der Darsena[317]. Der Bürgerkrieg erhob sein Haupt und der vor Vergießung von Bürgerblut niemals zurückbebende General Alfonso Lamarmora[318] ward mit seiner Division, der einzigen, die gegen die Oesterreicher nicht im Kampfe gewesen war, beordert, die Republikaner in der Hauptstadt Liguriens zu bekämpfen. Der General marschirte durch jene Berge, die er vor wenigen Tagen erst

---

[310] Das vorliegende Zitat findet sich in zahlreichen Zeitschriften des Jahres 1861 sowie in „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon. Fünfter Band […]“ (Leipzig: F. A. Brockhaus 1861), S. 770.

[311] Das in den Jahren von 1729 bis 1734 von Filippo Juvarra (1678–1736) erbaute Jagdschlößchen von Stupinigi (ital. palazzina di caccia di Stupinigi) bei Turin.

[312] Pius IX. (eigentl. Giovanni Maria Mastai-Ferretti; 1792–1878), seit 16. Juni 1846 Papst; er hatte sein Pontifikat als Reformer angetreten.

[313] Ital.: „Italien wird es selbst schaffen“.

[314] Am 30. Mai 1848 hatten die österr. Truppen in Peschiera vor denen Karl Alberts I. von Sardinien-Piemont (ital. Carlo Alberto di Savoia; 1798–1849) kapituliert, der Rest der Österreicher zog sich zwischenzeitlich nach Verona zurück. Auf diesen Erfolg hin wurde Karl Albert spontan zum König von Italien proklamiert. Nach dem österr. Sieg bei Custozza am 25. Juni 1848 entwickelte sich die militärische Lage jedoch wieder zuungunsten Italiens, so daß am 8. August die österr. Herrschaft über Norditalien als wiederhergestellt gelten konnte.

[315] Vom 9. August 1848 durch General Carlo Felice Canera, 3º conte di Salasco (1796–1866).

[316] Durch den Sieg des österr. Feldmarschalls Radetzky (tschech. Jan Josef Václav hrabě Radecký z Radče; 1766–1858) über die Truppen des Königreiches von Sardinien-Piemont am 23. März 1849 bei Novara war dem ital. Streben nach nationaler Einheit vorerst ein Riegel vorgeschoben.

[317] Ital., Hafenbecken, aber auch Dock, Werft.

[318] Der ital. Politiker und General Alfonso La Marmora (1804–1878), der vom 5. bis 11. April 1849 den gegen das sardische Königshaus – und damit gegen den späteren ital. König Vittorio Emanuele (siehe hierzu S. 85, Anm. 319) – gerichteten Aufstand von Genua niedergeschlagen hatte.

auf dem Marsch gegen die Oesterreicher durchmessen, und unterwarf nach zweitägigem heftigen Kampfe Genua.

Ein Glück für Italien war es, daß Victor Emmanuel II.[319] nicht das gleichzeitige Beispiel der übrigen Fürsten Europas nachahmte und „den Verhältnissen Rechnung tragend“ die Verfassung Piemonts aufhob oder illusorisch machte. Vielmehr gelang es Cavour, die Wunden, die der unglückliche Krieg geschlagen, zu heilen und in ganz Italien „moralische Eroberungen“[320] zu machen. Durch seine kluge Berechnung wehte die italienische Trikolore siegreich auf den Mauern Sebastopols[321], durch ihn wurde der italienische Schmerzensschrei auf dem pariser Kongreß 1856[322] zur brennenden Weltfrage angefacht; durch ihn ward das französisch-italienische Bündniß und die Reihe von Siegen[323] vorbereitet, die in ganz Europa der Reaktion einen so empfindlichen Stoß versetzt.

Aber Nizza und Savoyen bezahlten leider die französische Hülfe, die sich gebrüstet hatte, für die Idee zu kämpfen; wieder schien es, als ob Italien nur den Namen seines Herrn gewechselt; – da faßte Mazzini den kühnen Entschluß, in Sicilien den Aufstand gegen die Bourbonen zu organisiren, damit ein nationaler Kampf die nationale Einigung herbeiführe.

Viktor Emanuel II. von Sardinien-Piemont (siehe hierzu S. 85, Anm. 319).

Mazzini kam selbst, obwohl das Todesurtheil noch über ihm schwebte, heimlich nach Genua, wo er, nachdem in Palermo die *Campana della Gancio*[324] zu früh ertönt, mit Garibaldi[325] zusammentraf und ihn zur Unternehmung seines kühnen Argonautenzuges[326] nach Marsala bestimmte. Das Gerücht von den Vorbereitungen zu dieser Expedition drang bald nach Turin. Der König war anfänglich unschlüssig, ob er sich dem tollkühnen Unternehmen widersetzen solle, allein Cavour brachte ihm die Ueberzeugung bei, daß es für ihn nur vortheilhaft ausfallen könne, denn entweder werde Garibaldi, der furchtbare Hausdämon Italiens, und mit ihm die unruhigsten Köpfe der ganzen Monarchie, zu Grunde gehen, und dann sei ja die italienische Regierung für immer der zuweilen recht fatalen Pression der Ultraliberalen ledig, oder – und dies sei bei der Lage Neapels gar nicht unmöglich, – der gewaltige Sohn des Volkes siegte und setze damit dem Könige eine Doppelkrone auf. Daß Garibaldi durch seinen eventuellen Sieg nicht übermüthig werden und daß nicht mazzinistische

[319] Viktor Emanuel II. (ital. Vittorio Emanuele II; 1820–1878) aus dem Hause Savoyen; von 1849 bis 1861 König von Sardinien-Piemont, seit 17. März 1861 König von Italien. Der nach einer Vorlage von Francesco Gonin (1808–1889) von Carl Mayer (1798–1868) angefertigte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Gothaischer genealogischer Hof-Kalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuche auf das Jahr 1851 – Acht und Achtzigster Jahrgang“ (Gotha: J. Perthes [1850]).

[320] Anspielung auf die Erklärung des damaligen Prinzregenten, späteren Preußenkönigs und Deutschen Kaisers Wilhelm I. (1797–1888) vom 9. November 1858: „In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen, durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist“. Mit der Berufung des beim Bürgertum allgemein als reaktionär verschrieenen Otto von Bismarck (1815–1898) zum preuß. Ministerpräsidenten erschienen die obenzitierten ‚hehren‘ Worte vielen dt. Zeitgenossen allerdings nur noch als blanker Hohn.

[321] Siehe hierzu S. 27, Anm. 66.

[322] Der den Dritten Pariser Frieden vom 30. März 1856 zu Beendigung des Krimkrieges aushandelte.

[323] Die Siege von Magenta am 4. Juni und Solferino am 24. Juni 1859, in denen die österr. Streitkräfte von den mit Sardinien-Piemont verbündeten Franzosen vernichtend geschlagen wurden.

[324] Die Glocke (ital. la campana) des Franziskanerkonvents La Gancia in Palermo, die in der Nacht vom 3. April auf den 4. April 1860, früh um 5 Uhr vorzeitig zum Aufstand gerufen hatte, der auch prompt von den örtl. Behörden niedergeschlagen wurde.

[325] Der Protagonist der ital. Einheitsbewegung Guiseppe Garibaldi (1807–1882).

[326] Der berühmte Zug der Tausend (ital. spedizione dei Mille), der am 11. Mai 1860 auf Sizilien landete.

Velleïtäten[327] dann in ihm erwachen möchten, glaubte Cavour mit Recht nicht besorgen zu müssen. Auf diese Verwendung hin hatte Victor Emmanuel II. gegen die Ausführung des Zuges Garibaldi's nichts mehr einzuwenden.

In der Nacht vom 5. auf den 6. Mai 1860, es war eine herrliche italienische Frühlingsnacht, sammelte sich das kleine kaum tausend Mann betragende Heer bei Quarto, einem kleinen Dorfe an der ligurischen Ostküste, nur wenige Miglien[328] von Genua entfernt. Garibald's Plan war vollkommen geglückt. Bixio[329] und Castiglio[330], zwei seiner kühnsten Offiziere, hatten sich mit einem Häuflein entschlossener Freiwilliger in den Hafen von Genua begeben und sich da der beiden der Gesellschaft Rabattino angehörenden Dampfer bemächtigt, die sich jetzt dem Gestade von Quarto näherten, um die Waffengenossen aufzunehmen. Um vier Uhr früh war die Einschiffung beendet und die beiden Dampfer steuerten mit ihren neuen Argonauten lustig ungekannten Gestaden und der Zukunft Italiens zu.

Nach der Abfahrt Garibaldi's ging in Genua erst recht ein kriegerisches, bewegtes Leben und Treiben an, denn es wurde fortwährend für den nöthigen Nachschub und neue Expeditionen geworben. Aus allen Häusern und Palästen hing die Trikolore, überall klangen kriegerische Nationallieder und überall begegnete man rothen Blousen, der Uniform, welche die italienische Jugend anlegte, um für die theuere *madre patria*[331] zu bluten. Welch namenloser Jubel tönte in Genua wieder, als die Nachricht von der Landung in Marsala[332], der Schlacht bei Calatafimi[333], der Einnahme von Palermo[334] eintraf! Nun wollte Keiner mehr zurückbleiben, wer Jugendkraft und Liebe zur Freiheit in sich spürte. Selbst von Deutschland, Ungarn, Frankreich und anderwärts eilten feurige junge Männer herbei, um ihr Eisen im heiligen Kampf für die italienische Unabhängigkeit zu erproben, um es dann einst um so gewuchtiger für Freiheit und Recht in der Heimath schwingen zu können. Garibaldi drang, wie bekannt, siegreich bis Capua[335] vor, und der dies schreibt, war so glücklich, einem Theil seiner Siegeslaufbahn zu folgen.

Es war eine herrliche Zeit, das Morgenroth der Freiheit lachte mit Zauberschein in alle jungen Herzen, und wie Sirenengesang lockte uns der Ruf: „*Viva l'Italia, viva la libertà, viva Garibaldi*"[336] in den Todeskampf. Garibaldi und sein sieggewohntes Heer wollten Capua in Sturm nehmen, aber da traf ein Gebot Victor Emmanuels den großen Nizzarden[337]: Capua nicht eher anzugreifen, bis er mit der piemontesischen Armee eintreffen werde. Garibaldi gehorchte; er ahnte nicht, daß ein Italiener später im Parlament den Hohn gegen ihn schleudern würde, daß die piemontesische Armee die Garibaldianer vor Capua vor dem Untergang gerettet habe. Doch, das ist die bekannte Dankbarkeit der Könige, die Garibaldi bald darauf auf dem Hügel von Aspromonte[338] noch näher kennen lernen sollte!

Wie sich das Schicksal Italiens nun wenden wird? Der mächtige Wille eines einigen, großen Volkes, das eine lebendige todesmuthige Jugend besitzt, wird darauf Antwort geben, das ist mein Glaube. Cavour sah im Sterben die Trikolore auf dem Kapitole wehen, Mazzini, der große Sohn Genua's, arbeitet rastlos auf Erfüllung dieses Traums, Garibaldi, der Leu Italiens, lebt noch. Einst wird kommen der Tag, wo die schweren Vierundachtzigpfünder in den Hafenwerken von Genua den Endsieg der italienischen Einheit und Freiheit mit donnernder Stimme verkünden werden. Das walte Gott! –

---

[327] Lat./frz., kraftloses, zögerndes Wollen.

[328] 1 Miglio/piemont. Meile = 800 Trabucchi = 2466,08 m.

[329] General Gerolamo „Nino" Bixio (1821–1873).

[330] Der Seemann Salvatore Castiglia (1819–1895).

[331] Ital., die „Mutter" Vaterland, das Vaterland.

[332] Am 11. Mai 1860.

[333] Am 15. Mai 1860.

[334] Am 30. Mai 1860.

[335] Ende September/Anfang Oktober 1860.

[336] Ital.: „Hoch lebe Italien, hoch lebe die Freiheit, hoch lebe Garibaldi!"

[337] Giuseppe Garibaldi (siehe hierzu S. 85, Anm. 325) war in Nizza geboren worden.

[338] Am 29. August 1862 unterlagen die Freiwilligen Garibaldis (siehe hierzu S. 85, Anm. 325) den regulären frz./piemont. Truppen in Aspromonte in Kalabrien; während einige der Garibaldiner erschossen wurden, nahm man den verletzten Anführer derselben lediglich gefangen.

Eduard Rüffer[339].

[339] Der deutsch-tschechische Schriftsteller Eduard Rüffer (1835–1878), der 1860 am Feldzug Garibaldis (siehe hierzu S. 85, Anm. 325) teilgenommen hatte.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 53f.

CCVIII. Falmouth[340] in der Grafschaft Cornwallis.

Am südwestlichen Ende Englands sieht man eine stiefelförmige Landzunge, welche auf der nördlichen Seite vom atlantischen Ocean, südwärts von den Fluthen des Canals bespült wird. Ihre größte Länge beträgt 70 englische Meilen[341]. Jhre Breite verringert sich von 20 bis auf 2 Stunden. Dieser Theil Englands ist die Grafschaft Cornwallis.

Ueppiger Getreide- und Graswuchs schmückt die südlichen Thäler; Pfirsiche und Aprikosen, Wein sogar, kommen an sonnigen Wänden im Freien fort; im Ganzen jedoch ist das Land nicht fruchtbar, und in den Bergdistrikten ist es holzarm und öde. Vor einigen Jahrzehnten lag die Hälfte des Bodens noch unbebaut und wüste. Damals kamen menschenfreundliche Landeigenthümer und Grubenbesitzer auf den Gedanken, jedem armen, jungen Bergmann, wenn er heirathete, zunächst den Gruben, 3 Morgen[342] des öden Landes in Erbpacht zu geben, mit der Verpflichtung, sie urbar zu machen und sich eine Wohnung darauf zu bauen. Der Erfolg übertraf jede Erwartung. Was Einzelner Versuch gewesen, erhob sich zur allgemeinen Anwendung. Auf diese Weise entstanden und entstehen noch immer Dörfer und Flecken in der Nähe der Bergwerke mit jedem Jahre; der Charakter der sonst ödesten Strecken hat sich auf das vortheithafteste geändert.

Die südliche Küste ist voll malerischer Szenen; wild und großartig ist der Charakter der nördlichen. Senkrecht steigen hier die Granitwände mehre hundert Fuß aus den Fluthen empor, oder, zerklüftet, gleichen sie Castellen, zwischen denen sich das Meer tiefe Canäle weit in das Land hinein grub. Ein 1000–1200 Fuß hohes, wildes Gebirge, durchzieht die Grafschaft und theilt sie der Länge nach in 2 ungleiche Hälften. Sein Rücken ist großentheils Granit. Um und über dieses Gestein aber lagert Thonschiefer, und in dessen. Schooße sind jene unermeßlichen Metallschätze verborgen, welche schon vor 4 Jahrtausenden die Phönizier[343] herbei lockten, und um welche Cornwallis berühmt und beneidet ist. Seine Zinngruben allein beschäftigen weit über 24,000 Menschen, und die jährliche Ausbeute an Metallen, jene der nicht minder wichtigen Kupferbergwerke eingeschlossen, kommt dem Werthe von 14 Millionen Thalern gleich. Kein Land in der Welt, Peru und Mexiko nicht ausgenommen, kann eine Ausbeute von solcher Größe aufstellen, und nirgends sonst auf der Erde treibt man den Bergbau so groß artig, so kühn, so vortheilhaft und geregelt, und mit so großen Kapitalien.

Die eigenthümliche geographische Lage von Cornwallis, seine Kultur und Bodenverhältnisse geben dem Lande einen Reichthum von theils großen und romantischen, theils malerischen und lieblichen Ansichten. Ein Ruinenkranz von Burgen, Klöstern und Kapellen, welcher die Vorgebirge und Hochufer schmückt, umschlingt so zu sagen die ganze Landschaft, und an jede Trümmer knüpft sich eine uralte Sage, oder Legende, die im Munde des Volks fortlebt von Jahrhundert zu Jahrhundert. Auch die Lebensweise des Volks stimmt zum Romantischen der Landschaft. Die Hälfte der Einwohner besteht aus Fischern, Schmugglern, Seeleuten, die kühnsten, geschicktesten, verwegensten in ganz England. Die andere Hälfte ist vergraben in die Nacht der Schächte, und das düstere Grubenlicht ist ihre Sonne. –

340 Corn. Peny-cwm-cuic.

341 1 mile = 1.760 yd = 5.280 ft = 63.360 in = 1.609,344 m.

342 Der Umfang lag meist bei einem fünftel bis halben Hektar, umfaßte also ca. 2.000 bis 5.000 m².

343 Phöniz. 𐤐𐤕, Pūt; griech. Φοινίκη, Phoiníkē; eine Seefahrer- und Handelsnation, die ursprüngl. im östl. Mittelmeer (in etwa im Bereich des heutigen Libanons) angesiedelt war.

Falmouth, der wichtigste Ort in der Grafschaft, dankt seine Entstehung dem vortrefflichen Hafen, welcher schon den Phöniziern bekannt war; Ptolomäus[344] rühmt ihn, und erwähnt des alten Cenia[345] als der Hafenstadt. Camden[346] vergleicht ihn dem Brundusium[347] des alten Italiens, und bemerkt, 100 Schiffe könnten in ihm vor Anker liegen, ohne daß (wegen der vielen tiefen, kleinen Buchten und Einschnitte seiner Ufer) eins das andere gewahre. 600 Seeschiffe finden hier vollkommene Sicherheit, und zu Zeiten, wenn widrige Winde die Handelsflotten Englands, Hollands, Deutschlands und Frankreichs wochenlang am Versegeln aus dem Kanale hindern, ist Falmouth die Station, wo sich die Fahrzeuge zu tausenden versammeln. –

Falmouth hat gegenwärtig 10,000 Einwohner, deren Erwerb sich auf den gelegentlichen Besuch der Schiffe gründet, welche hier Sicherheit in Sturm und vor widrigem Winde suchen. Die Hälfte der Häuser sind daher Gasthöfe, Kaffee- und Branntweinschenken, Spielhäuser oder Aehnliches. Merkwürdig ist der numerische Unterschied der erwachsenen männlichen und weiblichen Bevölkerung. Der neueste Census ergab ein Mehr der letztern von fast 1100 Personen.

Die diese Beschreibung begleitende Ansicht zeigt uns den Hafen und die Stadt von der Seeseite.

---

[344] Der griech. Mathematiker, Geograph und Astronom Claudius Ptolemäus (griech. Κλαύδιος Πτολεμαῖος, Klaúdios Ptolemaios; ca. 100–ca. 160).

[345] Lat. Bezeichnung für den River Fal samt Umgegend, an dem Falmouth liegt; Ptolemäus (s. o.) hatte der Stadt den Namen Cenionis Ostium verliehen.

[346] Der engl. Historiker William Camden (1551–1623) in seinem Werk „Britannia, or, A chorographical description of Great Britain and Ireland, together with the adjacent islands […]. Vol. I.“ (London: M. Matthews ^{2}1722), Cornwall, Sp. 16.

[347] Lat. für Brindisi.



FALMOUTH HARBOUR

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 58f.

CCX. Antiochien[348] in Syrien.

Schwacher Sterblicher, der du vor Allem zitterst, was dich an deine und deiner Werke Vergänglichkeit erinnert, trete an den Sarg einer Königin unter den Städten deiner Erde. Schaue auf! Dieser Haufe Ruinen, auf der ein neues Geschlecht niedrige Wohnungen gekleibt hat, Schwalben gleich an das verlassene Nest des Adlers, war die große Antiochia. – Nur ihr Name klingt noch und die Namen ihrer großen Männer; alles andere schweigt, selbst der Fußtritt der Jahrhunderte schleicht leise und unbemerkt neben ihrem Grabe hin. Alles Herrliche an ihr ist vergangen. Ihre Palläste, ihre Tempel, ihre Theater, Siegespforten und Ehrensäulen modern aufgelöst in chaotischem Schutt, oder, von der Hand der Zeit zu Staub gemahlen, sind sie verweht in alle Winde.

Armer Sterblicher, der du dein Stückchen Augenblick, das dein Geschlecht zu leben hat, von jeher mit der Ewigkeit verwechseltest, und das Sandkörnchen im Reiche Gottes, deine Erde, mit dem unendlichen All: es kommt die Zeit, wo auch das letzte Sonnenstäubchen der letzten Menschenwohnung im Aether sich wiegt, und alle Städte und Namen vergangen sind, wie der Hauch eines gestorbenen Kindes. Aber was liegt Erschreckendes in den Gedanken an die Hinfälligkeit deiner Werke? hat Gott nicht selbst den Seinigen die Dauer ihres Daseyns beschränkt? gab er seinen Welten mehr als einen Tag von seiner Ewigkeit? Siehst du nicht Planetentrümmer um die Sonnen fliegen? weißt du nicht, daß ganze Sonnensysteme, aufgelöst, um größere, unbekannte Sonnen kreisen, und chaotische Welten, aus lauter Weltruinen zusammen gesetzt, im unendlichen Raume ziehen? Aber Gott trägt die Särge seiner gestorbenen Welten leicht im Arme; Engel macht er aus den Weltenseelen, und in tausend Milchstraßen schimmern friedlich, nach wie vor, die Lichter seiner Himmel. Darum – denn was Gott seinen Schöpfungen versagt, kann er deinen nicht gewähren, – erschrecke nicht, wenn du die Uhr ausheben hörst, welche einem Menschenwerke die letzte Stunde schlägt. Hübe sie aber aus, um die deinige zu schlagen, und du hörtest es, – dann sey freudig! Denn, vergiß es nicht! höchste Geisterweihe bringt die Sterbestunde und der Unsterblichkeit Kranz reicht der Tod dir. –

Mehre Antiochien kannte der Osten. Zwei nennt die Bibel: eins in Pisidien, und das in Syrien. Dieses, die stolze Hauptstadt des Syro-macedonischen Reichs, das berühmteste aller, stellt der Stahlstich dar.

Seleucus Nicanor[349] baute die Stadt, machte sie zu seiner Residenz, und gab ihr den Namen nach seinem Vater. Sie blieb die Capitale Syriens während der Herrschaft der Seleuciden und Roms. Jahrhunderte hindurch blühete sie, eine der schönsten, volkreichsten Orte Asiens. Die Lehre des Heilands fand hier, zur Zeit der Apostel, welche öfters da weilten, seine zahlreichsten Bekenner. Der Name der Christen kam zuerst dort auf. Viele der berühmtesten Kirchenväter waren antiochische Priester. Daher das Ansehen der hiesigen Kirche im ganzen Orient. Noch hat der Bischof Titel und Würde eines Patriarchen.

[348] Antiochia am Orontes bzw. Antiochien (aram. ܐܢܛܝܘܟܝܐ, ʾnṭyky; griech. Ἀντιόχεια ἡ ἐπὶ Ὀρόντου, Antiócheia hē epì Oróntou; osman. انطاكيا, Ānṭākīā; arab. أنطاكيّة, ʾAnṭākiya), das heute türk. Antakya.

[349] Seleukos I. Nikator (griech. Σέλευκος Α' Νικάτωρ, Séleukos I. Nikátōr, „Seuleukos I. der Siegreiche"; ca. 358–281 v. Chr.), Begründer des Seleukidenreichs; die Dynastie der Seleukiden beherrschte im 3. und 2. Jhd. v. Chr. nahezu den gesamten Vorderen Orient.


CCX
ANTIOCHIA
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

Erdbeben, Krieg und Seuchen haben, seit dem Verfall des römischen Reichs, gewetteifert, Antiochien zu verderben. Die Erdbeben von 340, 394, 396, 458, 526, 528, waren Katastrophen, welche der Stadt ihre herrlichsten Gebäude nahmen, und Hunderttausenden ihrer Bewohner das Leben kosteten. Im letzterwähnten Jahre ging es gänzlich zu Grunde. Kaiser Justinian[350] baute es wieder auf und schickte 30,000 Familien hin, es neu zu bevölkern. Nicht lange nachher fiel Chosroes[351], der Perser-König, in Syrien ein (548[352]). Antiochien nahm er mit stürmender Hand, massakrirte die Einwohner und steckte es in Brand. Justinian baute es zum zweiten Male: – zum zweiten Male eroberte es auch Chosroes. Jetzt schleifte er es. Doch zum dritten Male erstand es auf des Kaisers Befehl prächtig aus den Trümmern! Aber schon 580 zerstörte es ein Erdbeben wieder und begrub 60,000 Menschen in seinen Schutt. – Im siebenten Jahrhundert stritten Sarazenen[353] und Byzantiner um seinen Besitz; oft wechselte Antiochien die Herren, und in den Eroberungsstürmen war kein Gedeihen. Nur erst, als die Herrschaft der Araber sich in diesen Gegenden befestigte[354], bekam es neue Bedeutung als ein Hauptwaffenplatz der Sarazenen. Die Heere der Kreuzfahrer schlugen unter seinen Mauern viele Schlachten. Antiochien wurde ein Preis ihrer Siege. Sie behaupteten von 1098 bis 1268 dessen Besitz. Endlich eroberten es die Türken[355]. Diese übergaben die männlichen Einwohner dem Schwerte, führten Weiber und Mädchen als Sklaven fort, rissen die christlichen Kirchen nieder, und vertilgten alle Spuren des christlichen Kultus. Niemals hat es seitdem gute Tage wieder gesehen. Ein elendes, kümmerliches Daseyn schleppte es fort bis zum fürchterlichen Erdbeben im Jahre 1822, welches vollendete, was der türkische Druck allein nicht vermochte. Es verwandelte Antiochien in einen Schutthaufen. Der seitherige Wiederaufbau verdient diesen Namen nicht. Antiochien, das einst über eine halbe Million Bewohner hatte, zählt gegenwärtig kaum 11,000. Seine unverwüstlichen, alt-sarazenischen Mauern, ein Werk, das selbst den Erdbeben widerstand, giebt ihm, von weitem, immer noch das Ansehen einer großen Stadt; doch ihr Inneres füllen Weinberge und Felder, Ruinen und Schuttberge, unter denen die heutige Stadt, einige halb eingefallene Straßen und zerstreute Wohnungen, kaum bemerkt wird.

---

[350] Justinian I. (eigentl. Flavius Petrus Sabbatius Iustinianus; griech. Φλάβιος Πέτρος Σαββάτιος Ἰουστινιανός; ca. 482–565), seit 527 römischer Kaiser.

[351] Chosrau I. (pers. خسرو, Ḫosrau; griech. Χοσρόης, Chosróḗs; ca. 513–579), seit 531 pers. Großkönig.

[352] Recte: 538.

[353] Siehe hierzu S. 74, Anm. 248.

[354] Die Stadt war 637 von den Arabern erobert worden.

[355] Im Jahre 1517 wurde Antiochia Teil des Osmanische Reiches (siehe hierzu S. 55, Anm. 170).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 60.

CCXI. Marokko[356].

Von dem Schutthaufen asiatischer Vergangenheit führe ich dich in den Erdtheil, auf dem die schwarzen Völker wohnen: Kulturembryonen kommender Zeiten.

Ich führe dich auf den Hügel, von dem der Zeichner im vorigen Jahre diese Ansicht skizzirt hat. Denke dich dahin am frühen Morgen. Hinter den Bergen zucken rothe Strahlen, Sonnenboten, den schlummernden Tag zu wecken. Noch hüllt die Ebene sich in Nebelschleier, züchtig wie eine Braut, die des Geliebten harrt. Da kommt Phöbus[357]! Seine Feuerhand ergreift den Schleier: er zerreißt; er flattert auf im Aether und verschwindet. –

Welcher Anblick!

Eine weite Ebne voll überschwänglicher Fruchtbarkeit, glühend von blühenden Caktus, Nelken und Rosen, und besäet, wie eine Tigerdecke, mit Olivenhainen und Palmengruppen, breitet sich aus vor dir, unabsehbar wie ein weites Meer. In der Mitte derselben, gleichsam herausgewachsen aus ihrem Schooße, umklammert von duftenden Gärten, liegt da, schön und reizend wie eine Braut des Ostens, Marokko. Schneeweiß schimmert das Gewand der Hauptstadt. Kronen bilden Minarets[358] und Thürme; Dome, Kuppeln, schön vergoldet, strahlen diamanten in der Morgensonne.

Keine Stadt in der Welt, das gesteht selbst der prosaische Roberts[359], gibt einen so entzückenden Anblick. Auf dem saftigen Grün der Gärten, welche die Stadt durchwinden, nehmen sich ihre Gebäude größer und schöner aus. Neben den maurischen Thürmen wiegen schlanke Dattelpalmen ihre befiederten Häupter. Ein solches Verknüpfen des Städtischen mit dem Ländlichen weckt unwillkührlich die Idee der Opulenz, des Vergnügens und der Behaglichkeit, und gießt über das Ganze einen eigenthümlichen Reiz. Aber das Schöne und Anmuthige sind es nicht allein, was Marokkos Ansicht verherrlicht; das Grandiose ist's, jener prächtige Hintergrund, jene Himmelsmauer des Atlas, deren ausgezackte Zinnen über den Wolken im weiten Halbkreise auf die Ebene herabsehen.

Der Blick auf eine ferne Gebirgswelt hat für jeden gemüthlichen Menschen Etwas, was den Geist erhebt und zur Betrachtung stimmt; hier aber ist der bloße Name schon ein Zauberer. Wer möchte nicht dort hinauf sich träumen auf die alte Himmelsfeste, um in den offenen Schlund der Vergangenheit zu schauen und sein Ohr an die verschlossenen Pforten der Zukunft zu legen? – Wer nicht dort oben hin sich träumen und, fest und unbewegt über den Strudeln der Erde stehend, die umlaufende Welt und ihre Zeiten, Länder und Völker und ihre Geschichten vor überziehen lassen? Ach der menschliche Geist schwebt ja so gern über zerbrochenes, oder auf die Erde gebautes, zerbrechliches Gehäuse und über das Wehe und die Wonne hienieden!

Paradiese und Gräber, Jubel und Jammer grenzen nahe an einander. Auch das marokkanische Paradies ist blos EXTRA MUROS[360] zu finden. Das Innere der Hauptstadt beschauen wir später, bei Anlaß eines andern Bildes.

---

[356] Wohl das heutige Marrakesch (arab. مراكش, Murrākuš; Tamaziɣt ⵎⵕⵕⴰⴽⵛ, Meṛṛakec, „Land Gottes").

[357] Griech. Φοῖβος, Phoíbos, „der Leuchtende, die Sonne", ein Beiname des griech. Gottes Apoll (griech. Ἀπόλλων, Ápollōn), des Gottes des Lichts, der Heilung und des Frühlings.

[358] Das dt. Minarett geht auf das frz. minaret zurück, dem das osman. مناره, minâre zugrundeliegt; letzteres hat wiederum seinen Ursprung im arab., منارة, manāra, ursprüngl. „Leuchtturm", wörtl. übersetzt „Ort des Lichts" oder „Ort des Feuers" von arab. نَار, nār, „Feuer".

[359] Vielleicht der engl. Maler David Roberts (1796–1864), der 1832 bis 1834 Spanien und Nordmarokko bereist hatte.

[360] Lat., „außerhalb der Stadtmauern".


CCXL
MAROCCO
Aus der Kunstanst. des Bibl. Inst. in Hildburghausen.
Eigenthum der Verleger.

MEYER’S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 77-88.

MEYER’S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [17]-19.

Marokko[361] mit dem Atlas.

Die Europa nächstgelegene Küste des nördlichen Afrika umsäumt zu beiden Seiten der Säulen des Herkules[362] ein Land, das der geographische Unterricht in unserer Jugend noch wie eine *terra incognita*[363] behandelt hat, obgleich von den Höhen Gibraltars man weit hinein, bis zu den rosigen Gipfeln des Atlas, zu schauen gewohnt war. Die Schrecken der Seeräuberei, welche von den Küstenbewohnern bis auf den heutigen Tag ausgeübt wird, hielten die Neu- und Wißbegier ferne, welche zu erregen die Mährchen von den Wundern des Landes und dem Glanz seiner Städte wohl geeignet waren. Im 17. Jahrhundert war es ein als Sklave dahin verkaufter Malteser-Ritter, hundert Jahre später ein an den Hof des Sultans[364] berufener spanischer Arzt, welchen wir die einzige verlässigere Kunde vom damaligen Zustande des Reichs verdanken. Aus Beider Berichten werden wir den Lesern das Interessanteste in späteren Artikeln mittheilen. Der Kühnheit neuerer Reisenden, namentlich des verdienstvollen Richardson[365], des unglücklichen Gefährten unseres Landsmanns Barth[366], ist’s gelungen, durch eigene Anschauung Licht über dieses, wie so viele andere Gebiete Afrika’s zu verbreiten, und die jüngsten siegreichen Waffenthaten Spanier[367] an seinen Küsten haben ein allgemeines und lebhaftes Interesse für dasselbe und seine Bewohner hervorgerufen. Die Reise Richardsons lieferte uns auch die interressanten Bilder, welche unsere Artikel begleiten werden.

Das gesammte Gebiet, welches wir gewohnt sind, sehr unorthographisch nach einer seiner Hauptstädte „Marakesch“ als das Sultanat Marokko zu bezeichnen, und dessen westliche Küste vom atlantischen, die nördliche vom mittelländischen Meer bespült wird, dessen östliche Grenze mit der von Al gerien zusammenfällt und die südliche sich in den Wüsten der Sahara verliert, mißt einen ungefähren Flächengehalt von 14,000 Quadratmeilen, um die Hälfte mehr als Frankreich; aber während nach europäischen Begriffen der Name eines Landes die nationale Solidarität seines Volkes, das Werk seiner durch Jahrhunderte aufgebauten und ausgearbeiteten Einheit, den gemeinsamen Schauplatz seiner Leiden und Freuden, das Obdach seines Daseins, die Wiege seiner Geschichte, die Bedeutung alles dessen, was dem Menschen ein Vaterland gibt, in sich begreift, – hat das Land, von welchem wir sprechen, in der That keinen Namen bei den 6 oder 7 Millionen Eingeborenen, die es ernährt. Die Kabylen[368] Al-

[361] Arab. المغرب, al-Maġrib; Tamaziɣt ⵍⵎⴰⵖⵔⵉⴱ, Elmaɣrib.

[362] Gibraltar (arab. جبل طارق, Ǧabal Ṭāriq, „Berg des Tarik“).

[363] Lat., „unerforschtes Gebiet“.

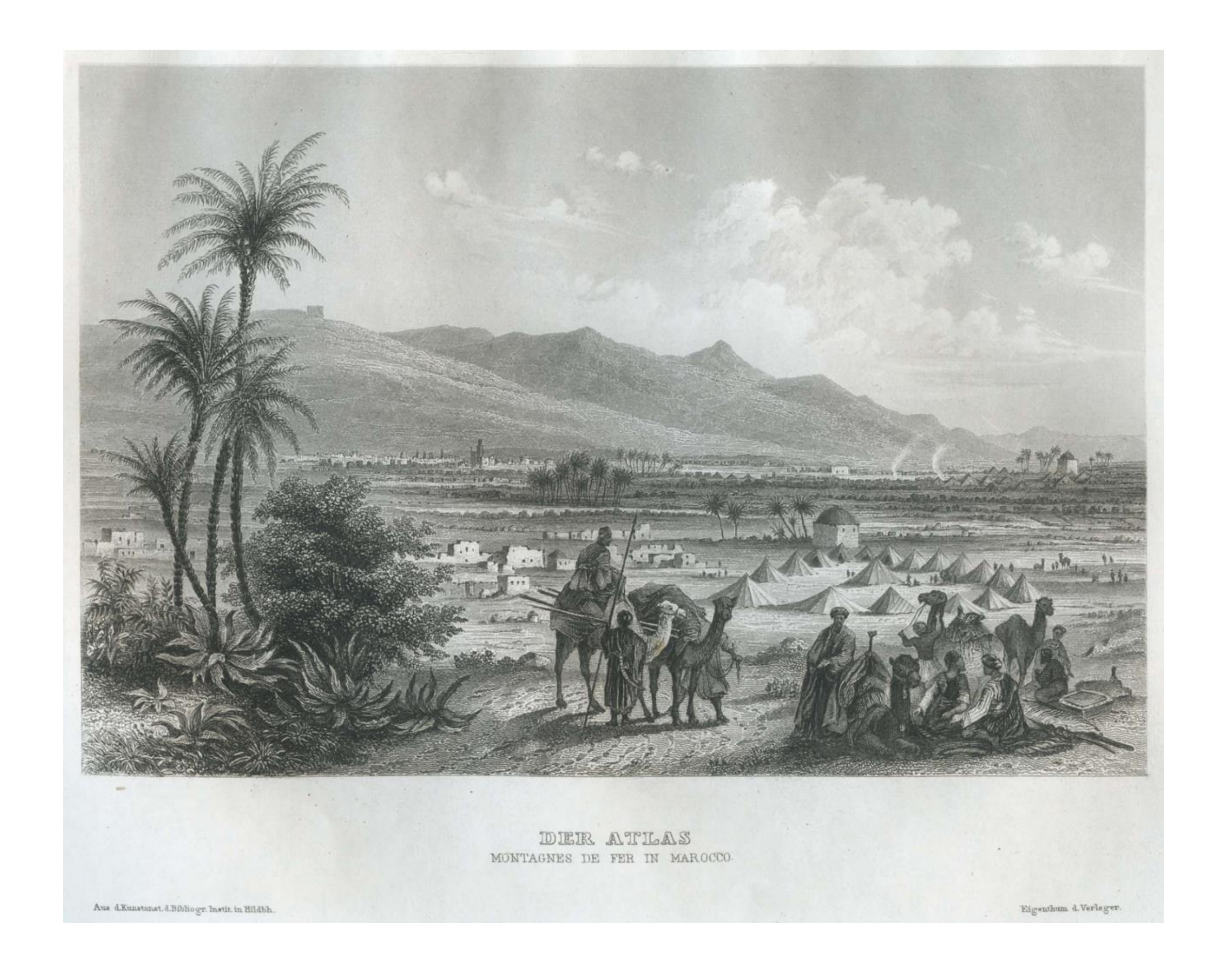
[364] Siehe hierzu S. 62, Anm. 212.

[365] Der brit. Missionar und Afrikaforscher James Richardson (1809–1851).

[366] Der Geograph, Afrikaforscher und Philologe Heinrich Barth (1821–1865).

[367] Der Spanisch-Marokkanische Krieg (span. La Guerra de África) vom 22. Oktober 1859 bis 26. April 1860.

[368] Tamaziɣt ⵉⵣⵡⴰⵡⵏ, Izwawen; arab. القبايل, al-qabaʾil; eine in der in Nordost-Algerien gelegenen Kabylei lebende Untergruppe der Berber.



DER ATLAS
MONTAGNES DE FER IN MAROCCO.

Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

geriens nennen es nur den „Westen“ (*el Garb*[369]), bei den früheren arabischen Schriftstellern hieß es „der ferne Westen“ (*Mahgreb el Aksa*[370]), für die Bewohner Marokko’s selbst ist es einfach „das Land ihres Herrn“ (*Beled*[371]) unter Beifügung des Namens dieses oder jenes Sultans, Scheiks[372] etc., dem sie zur Zeit unterthan sind. Dies einzige Merkmal enthüllt uns schon den weiten Abstand der gesellschaftlichen Zustände in Marokko von denen eines Staats in unserm Sinn des Worts.

Daß die Bevölkerungen jenes Himmelsstrichs sich nicht zu einem Staat konsolidirt haben, liegt indeß weder am Mangel geschichtlichen Alters, noch genügender Bekanntschaft mit der Außenwelt. Schon der Karthaginienser[373] Hanno[374], acht Jahrhunderte vor unserer Aera, hatte sie in Verkehr mit dem Herd antiker Civilisation gesetzt, und diese Beziehungen dauerten noch unter der Römer- und dann der Khalifen-Herrschaft[375] fort. Mehr noch ist Marokko, vor und nach diesen Epochen, von allen den großen Völkerfluthen, welche die Oberfläche der Erde veränderten, berührt worden. Hiberier, welche von Spanien herüber kamen, Berbern, welche in einer unbekannten Vorzeit von den Hochebenen Asiens niederstiegen, Hebräer und Phönicier[376], in Tausenden von Schiffbrüchen aus Tyrus[377], Samaria[378] und Sion[379] dahin verschlagen, Vandalen, die aus dem Norden einbrachen, Araber, von Mahomed[380] zur Eroberung der Welt ausgesandt, Sudan’sche Neger, die aus ihren Wohnsitzen geraubt oder gekauft worden: alle Varietäten der menschlichen Race haben Ausläufer über diesen Boden gezogen, aber keiner vermochte so tief Wurzel in ihm zu schlagen, um die räuberischen Gewohnheiten des Nomadenthums durch die Pflege des Ackerbaues, dieser ersten Mutterbrust alles Bürger- und Staatenlebens, zu verdrängen und aus dem Zelt des Hirten, dem Schlupfwinkel des Piraten, dem Mauerschloß eines Tyrannen eine Stadt erblühen zu machen. Die Städte Marokko’s, so vertraut auch das europäische Ohr mit ihren Namen ist, seine Metropolen, deren Reichthümer und Volkszahl mit ihrem Ruf die Welt erfüllt haben, sind doch kaum noch etwas anderes als wofür wir sie soeben bezeichneten, und in dem Maß, wie sie aufhören dies zu sein, entvölkern sie sich und verfallen nach dem Beispiel so vieler anderen, deren namenlose Spuren an den Ufern der marokkanischen Ströme noch eines Tages dem Forscher wunderliche Räthsel aufgeben werden.

Einen Blick auf dieses Ruinenfeld gewährt unser Bild: die Ebenen zwischen der Küste bei Mogador[381] und den Ausläufern des Atlas, die, wegen ihres Metallreichthums von den Forschern *Montagnes de fer*[382] genannt, sich hier aus dem Innern nach dem Meer hinab erstrecken. Der Weg von Mogador, dem Seethor des Landes, nach dessen Hauptstadt Marokko führt darüber hin. Wie von den Wellen des Oceans, so sei das Land von Trümmern bedeckt, erzählt Richardson. Eine große, glanz- und volkreiche Stadt hätte sich noch im vorigen Jahrhundert an dieser Stelle erhoben, welcher aber ihr Name gewesen, wie sie zu Grunde gegangen sei, wußte ihm Niemand zu sagen. Marokko ist eben, wie kein anderes, ein Land der Geschichte ohne Erinnerung.

---

[369] Arab. الغرب, al-ġarb.

[370] Arab. الغرب الأقصى, al-maġrib al-ʾaqṣā.

[371] Arab. بلد, beled.

[372] Der Scheich (arab. شيخ, šaiḫ), ein arab. Ehrentitel, der oft im Sinne von „Geistiger Führer“, sowohl in weltlichen als auch in religiösen Zusammenhängen benutzt wird.

[373] Siehe hierzu S. 73, Anm. 244.

[374] Hanno der Seefahrer (phöniz. 𐤇𐤍, ḥn; 5. Jhd. v. Chr.).

[375] Ca. 700 bis 756.

[376] Siehe hierzu S. 88, Anm. 343.

[377] Siehe hierzu S. 98, Anm. 373.

[378] Hebr. שֹׁמְרוֹן, Schoməron; griech. Σαμάρεια, Samáreia, später Σεβάστη, Sebástē.

[379] Hebr. צִיּוֹן, Ṣijjôn; eigentl. der Name des Berges auf dem der Tempel stand, doch ist Zion zugleich Synonym für Israel wie für Jerusalem.

[380] Der islam. Religionsstifter Mohammed (arab. أبو القاسم محمد بن عبد الله بن عبد المطلب بن هاشم بن عبد مناف القرشي, Abū l-Qāsim Muḥammad b. ʿAbdallāh b. ʿAbd al-Muṭṭalib b. Hāšim b. ʿAbd Manāf al-Qurašī; zw. 570 u. 573–632).

[381] Die Insel Mogador (arab. جزيرة موكادور, Ǧazīra Mūkādū; frz. Île de Mogador).

[382] Frz., „Eisenberge“.

Die Bevölkerung zerfällt in unzählige Horden und Stämme, die von einander selbst wenig mehr wissen, als daß sich jeder mit seinen Nachbarn befehdet, während der Sultan, welcher in Marokko residirt, sich die Herrschaft über alle anmaßt. Die Ausübung derselben besteht in der willkürlichen Plünderung des Eigenthums und Lebens seiner Unterthanen; die Erhebung der Abgaben in Raubzügen, die seine aus Sklaven bestehenden Heere gegen solche Stämme ausführen, die sich durch Kriege einander geschwächt haben und deren Streit er damit schlichtet, daß er Siegern und Besiegten das Letzte entführt, was ihr eigenes Schwert und ihre eigene Raubgier verschont gelassen haben. Die Prinzen und Hohen des Hofes, die Anführer der Heere und die Statthalter in den Provinzen und Städten schalten und walten im Geiste ihres Herrn. Unsere späteren Bilder und Aufsätze werden uns Gelegenheit geben, diese „Blume des Despotismus“, die höchstens unter den Negerstaaten Mittel-Afrika’s ihres Gleichen findet, näher zu beschauen. Nur des Bedauerns wollen wir uns an dieser Stelle nicht enthalten, daß der wohlgefüllte Schatz des Sultans dem Vordringen der spanischen Waffen so bald Einhalt zu thun vermochte und ihnen das Verdienst entzog, welches sie sich durch die Zerstörung dieses Giftpilzes an den Gestaden des Mittelmeeres um die Sache der Civilisation erworben haben würden.



MAROCCO

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 155-157.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [170]-172.

Marokko[383].

Unser Bild führt uns zur Hauptstadt des Barbareskenstaats[384], auf den wir an einer früheren Stelle dieses Buchs einen flüchtigen Blick geworfen, in die Residenz des Sultans selbst. Die Stadt, welche sich hinter diesen Ziegelmauern verbirgt, in einer malerischen Oeffnung des hohen Atlas gelegen, ist so reich an den Eigenthümlichkeiten aller marokkanischen Binnenstädte: an Schmutz und Ruinen der Armuth und Trägheit, an allen Symptomen des höchsten Grades staatlicher Fäulniß, daß der Europäer, den Geschäft oder Forschungstrieb dahin geführt haben, je eher je lieber diesen Schutthaufen wieder verläßt. So erging es Richardson[385], welcher versuchte, dem Sultan[386] vorgestellt zu werden. Es geschah in Gesellschaft mehrer maurischer und jüdischer Kaufleute, welche, um der Sicherheit ihres Erwerbs sich zu erfreuen, alljährlich in Form von Geschenken ihren Tribut an den Stufen des Thrones niederzulegen pflegten. Richardson beschreibt die Reise von Mogador[387] nach der Residenz als eine traurige. Der an sich fruchtbare Boden ohne Baumwuchs, ohne Kultur, ohne Wasser, das Weideland der nomadisirenden Beduinen, welche in völliger Unabhängigkeit vom Sultan das flache Land bewohnen, von der Sonnengluth versengt, die Cisternen vertrocknet, die verfallenen Wohnungen häufiger der Aufenthalt von Raubthieren, als von Menschen – so selbst die Hauptstadt, ja sogar die Residenz des Sultans macht keine Ausnahme. Die einst wie ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht gefeierten Gärten sind zu kaum mehr betretbaren Kaktusgehegen verwildert, mit einigen Brunnen und Fruchtbäumen, darunter eine Feige, die Okba[388], der Heerführer des Propheten, gepflanzt haben soll. Am Palast des Sultans sind die Mauern eingesunken, theil weise eingestürzt; nichts wird ausgebessert, sogar die Jalousien vor den Fensteröffnungen des Harems hängen in Stücken. Der Kaiser zeigt für nichts Interesse, als für Aufspeicherung und Hütung seiner Schätze.

Die Ceremonie der Vorstellung war eine einfache: Nachdem die Gesellschaft – die Juden barfuß – die Reihen von 2000 schwarzen, wild aussehenden Kriegern, der Leibgarde, passiert hatten, wurden sie in einem offenen, von Gestrüpp und Unrath verunreinigten Hof geführt, in dem nach Kurzem der Kaiser beritten und mit einem Gefolge von Höflingen zu Fuß erschien und jeden Einzelnen der Gesellschaft, unter Nennung seines Namens, an sich vorüberführen ließ. Jeder war gefolgt von einem Diener, der die Geschenke trug; ein Funktionair nahm die kaufmännisch beigefügten Verzeichnisse darüber in Empfang

[383] Marrakesch (vergl. hierzu S. 94, Anm. 356).

[384] Die muslimischen Seeräuberstaaten Marokko, Algerien, Tunesien und Libyen.

[385] Siehe hierzu S. 96, Anm. 365; Richardson war 1843 in das damals für Christen verbotene Marokko gereist, um dort Juden zu missionieren.

[386] Mulai Abd ar-Rahman (arab. مولاي عبد الرحمن, Mūlāy ʿAbd al-Raḥmān; 1788–1859), seit 1822 Sultan von Marokko.

[387] Die Hafenstadt Essaouira (arab. الصويرة, as-Ṣawīra, „Die Eingeschlossene"; Tamaziɣt ⵎⵓⴳⴰⴹⵓⵔ, Mugaḍur).

[388] Uqba ibn Nafi (arab. عقبة بن نافع بن عبد القيس القرشي االفهري, Uqba b. Nāfiʿ b. ʿAbd al-Qais al-Qurašī al-Fihrī; 622–683; gefallen); er hatte ab 662 begonnen, den Maghreb zu erobern.

und reichte sie dem Kaiser zur Prüfung. Nachdem die Ceremonie vorüber, ward den Vorgestellten gestattet, in den Gärten des Kaisers sich zu ergehen. Richardson gibt den Werth der bei dieser Vorstellung von 15 Kaufleuten dargebrachten Geschenke auf 50,000 Dollars an, bestehend in allen möglichen Erzeugnissen europäischer Industrie. Der Kaiser treibt Handel damit. Indeß war damit der Tributpflicht der Kaufleute noch nicht genügt. Es bedurfte noch einer gleichen Werthsumme und eines Aufenthalts von 14 Tagen, um sich den guten Willen des Bruders und der Söhne des Kaisers und des Statthalters von Marokko zu erkaufen, und auch dann noch kommt es vor, daß einer seiner Unterthanen, dessen Reichthum die Habsucht des Kaisers besonders reizt, gewaltsam verhindert wird, zu seinem Herde zurückzukehren, so lange er nicht eine weitere hohe Summe zum Opfer gebracht hat. Nichts ist überhaupt gefahrbringender für einen Bewohner dieses Landes, als der Geruch des Reichthums. Ein Beduine, der zu den vornehmsten Pferdezüchtern gehörte, zeigte Richardson tiefe Narben an seinem Körper von den Mißhandlungen, die er während siebenjähriger Gefangenschaft erdulden mußte, trotzdem er nie versäumt hatte, dem Kaiser und Hoch und Niedrig in des Kaisers Umgebung reichliche Geschenke zu machen. Es gereichte ihm aber zum Verbrechen, daß er trotzdem als ein reicher Mann galt. Zur Erpressung des Zugeständnisses der Reichthümer wird zu den gräßlichsten Martern Zuflucht genommen: das Opfer wird der langsamen Hitze eines Ofens ausgesetzt, es wird wochenlang in einer unerträglichen Stellung in einem langen hölzernen Kasten eingesperrt gehalten, Dornen werden ihm unter die Nägel getrieben, wüthende Katzen ihm in die Beinkleider eingenäht, den Frauen werden mit Zangen die Busen ausgerissen, die Kinder vor Augen der Aeltern erwürgt, und was an Scheußlichkeiten mehr erdacht werden kann. Ein reicher Kaufmann aus Tanger, welchen die Liebe zu seinem Gelde alle Torturen standhaft ertragen ließ, erlag folgender höllischer Erfindung: man versetzte ihn in den Winkel eines geschlossenen Raumes einem angefesselten hungrigen Löwen gegenüber, dergestalt, daß derselbe ihn mit seinen Klauen erreichen und zerfleischen mußte, falls er nicht in einer höchst schwierigen und unerträglichen Stellung beharrte.

Solcher Maßnahmen bedient sich in Marokko der Fiskus, um den berühmten Schatz von Múkinès[389] zu füllen und seine Rechnung mit dem siegreichen Spanien zu regeln.

Das Leben der Bevölkerung unter sich hat die Eigenthümlichkeiten der übrigen Barbareskenstaaten gemein. Eine besonders auffallende Erscheinung aber, welcher Richardson häufig begegnete, ist die der Schlangenzauberer, einer religiösen Fanatiker-Sekte, mit Namen Eisowys[390], welche auf allen Hauptstraßen ihr Wesen treiben. „Eines Morgens“, erzählt er, „trafen wir vor den Thoren der Residenz eine Gruppe von vier dieser Kerle, voran drei Musikanten mit rohen flötenartigen Rohrinstrumenten. Aufgefordert, uns eine Vorstellung zu geben, begannen sie damit, die Hände zum Himmel zu erheben und ihren Schutzpatron, Seedna-Eiser[391], anzurufen. Nun fing die Musik an, der Zauberer drehte sich wie ein Kreisel um einen Korb an der Erde, der, mit einem Ziegenfell bedeckt, die giftigen Reptilien gefangen hielt. Plötzlich fährt der Eisowy mit nacktem Arm in den Korb und bringt eine *Cobra capella*[392] hervor, die er tanzend wie einen Turban um seinen Kopf windet und, nachdem sie ihre Gelehrigkeit gezeigt, wieder auf die Erde setzt. Ein zweiter Griff in den Korb fördert zwei Leffas[393], eine sehr giftige Schlangengattung, ans Tageslicht, welche halb zusammengerollt, den Kopf erhoben, zum Angriff bereit, zischend und lauernd die Bewegungen des Mannes verfolgen, sobald er sich naht, mit offenem Rachen sich auf ihn stürzen und, während er ihre Angriffe von seinen nackten Beinen abzuhalten sucht, ihre Giftzähne in sein Gewand schlagen. Sodann, immer in wildem Tanze, ergreift er eine dieser Bestien im Nacken, öffnet ihre Kinnlade und zeigt den Umstehenden die Giftzähne, welche eine weiße ölige Flüssigkeit ausfließen lassen. Im Moment, wo er seinen Arm der Leffa darbietet, thut sie wüthende Bisse

---

[389] Vielleicht ist hiermit die marokk. Königsstadt Meknès (arab. مكناس, Miknās; Tamaziɣt ⴰⵎⴽⵏⴰⵙ, Ameknas) gemeint.

[390] Hier scheint eine Verwechslung bzw. Vermengung der berühmten Schlangenbeschwörer von Marrakesch mit Aissaoua (arab. العيساوية, al-ʿĪsāwīya), einer Sekte tanzender Sufis, vorzuliegen.

[391] Vielleicht ist hiermit der Gründer der marokk. Sufis (s. o.) gemeint, der auch unter dem Namen al-Hadi ben Aissa (arab. الهادي بن عيسى; 1467–1526) bekannt ist.

[392] Die Monokelkobra (Naja kaouthia).

[393] Wohl Puffottern (Bitis arietans).

ins Fleisch, während der Mann in häßlichen Verzerrungen sich windet und seinen Heiligen anruft. Nachdem er das Reptil entfernt hat, zeigt er uns den reichlich blutenden Arm, und die Wunden mit den Zähnen auspressend, fährt er in immer rascherem Tanze nach der Musik zu tanzen fort, bis er erschöpft niedersinkt. Zweifelnd an der wirklichen Giftigkeit der Bisse, verlangte ich, eine der Schlangen zu berühren. – „Seid Ihr ein Eisowy", fragte der Mann, „und habt Ihr den Glauben an unsern Heiligen?"– Ich verneinte. – „Dann ist Eure letzte Stunde gekommen, falls Euch die Leffa beißt." Uns zu versichern, ließ er eine Henne kommen und von der Schlange beißen. Nach einer Minute hauchte das Thier unter Konvulsionen sein Leben aus und sein Fleisch nahm eine blaue Farbe an. Danach verzichtete ich gern, eine der Schlangen zu berühren. – Noch mehr Schlangen aus seinem Korb hervorholend, spielte der Eisowy einige Zeit mit ihnen, ließ seinen nackten Körper über und über beißen, daß das Blut davon rieselte, und eines der Reptilien am Schwanz zwischen die Zähne nehmend, fing er an, es lebendig zu essen oder vielmehr zu zerkauen; das Thier, wüthend vor Schmerz, biß nach allen Seiten unaufhörlich um sich, in Hals, Gesicht, Hände des Mannes, bis er es gänzlich verschlungen hatte. Nie habe ich ein ekelerregenderes Schauspiel gesehen. –"[394]

Diese Eisowys bilden eine, häufig in völligen Wahnsinn verfallende Sekte, an die Derwische[395] des Orients erinnernd, und wahrscheinlich vom Fetischdienst der vormuselmännischen Zeit herrührend. Das Volk hält sie heilig.

[394] Sehr ähnliche Beschreibungen der Schlangenbeschwörer finden sich in Artikeln der „Regensburger Zeitung", des „Regensburger Conversations-Blattes" und des „Bayerischen Volksfreundes" des Jahrgangs 1846, wo sie allerdings durchgängig dem engl. Konsul in Tanger, Sir John Hay Drummond Hay (1816–1893), zugeschrieben werden.

[395] Osman. درويش, derviş (so aus dem Pers. übernommen für „arm, Armer, Bettler, Wanderer, Ekstatiker"); allg. für einen muslimischen asketischen Mönch verwendet.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 61-64.

CCXII. Schloss Theben[396] in Ungarn.

„Nach Ungarn!" antwortete Freund K. auf mein „Wohin?" das ich ihm zurief, als ich ihn vordem Posthause in Wien den Eilwagen besteigen sah. „Wollen Sie mit? Nur auf zwei Tage!" setzte er einladend hinzu, und wies auf den wolkenleeren, azurblauen Himmel und auf das in der Morgensonne strahlende kupferne Dach St. Stephans. Ich hatte nichts zu versäumen. Rasch bezahlte ich mein Passagiergeld nach Presburg[397] und fünf Minuten später rollte der Wagen durch die St. Markser Linie. Schaaren marktender Landleute zogen zu beiden Seiten des prächtigen Heerwegs uns entgegen, und ihre malerischen Gruppen bereicherten den Stoff unserer Unterhaltung. Ehe wir es uns versahen, durchfuhren wir Simmering, einen stattlichen Flecken von 2500 Einwohnern. Er liegt auf einer unfruchtbaren Ebene, wo die Artillerie der Wiener Garnison ihre Schießübungen, und die Pferdeliebhaber der Hauptstadt zuweilen Wettrennen halten. Eine Viertelstunde später kamen wir an einem mit Ringmauern und Thürmen umgebenen, citadellenähnlichen Gebäude vorüber, das Wachtposten umstellten. Es war das kaiserliche Pulvermagazin. Zur Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken, hatte der gefürchtete Soliman II.[398] hier sein Hauptquartier. Am schönen Kaiser-Ebersdorf[399] vorbei, gelangten wir nach Schwächat[400], der ersten Poststation. Eine nahe bei dem Flecken aufsteigende Pyramide[401] ist auf der Stelle errichtet, wo Kaiser Leopold[402], nach der Befreiung Wiens von den belagernden Türken mit dem Helden Sobiesky[403] zusammentraf, um ihm und seinen Polen für die Rettung seiner Hauptstadt und seines Reichs zu danken. Polen und – dieß Denkmal! – Die Dissonanz ist groß; aber im Charivari der Zeit macht sie sich nicht übel. – Bei Fischament[404], zwei Posten[405] von Wien, wird die Gegend fruchtbar und reich; hinter diesem Marktflecken reihen sich die Dörfer Elend[406], Haslau, Riegelsbrunn[407] und Petronell dicht an einander. Noch vor dem letzteren Ort, eine Viertelstunde südlich, sahen wir die Reste des Triumph-

---

[396] Slowak. Devínsky hrad bzw. Hrad Devín.

[397] Heute die slowak. Hauptstadt Bratislava (ungar. Pozsony).

[398] Süleyman II. (osman. سليمان ثانى, Süleymān-i sānī, von osman. ثاني, sānī, „der/die/das Zweite"; 1642–1691), seit 1687 Sultan des Osmanischen Reiches; allerdings hatte weder Süleyman II. noch ein anderer Sultan sein Lager vor Wien aufgeschlagen.

[399] Kaiserebersdorf.

[400] Schwechat.

[401] An der Stelle, wo Kaiser Leopold I. (s. u.) und der poln. König Jan III. Sobieski (siehe hierzu S. 104, Anm. 403) am 15. September 1683 nach der erfolgreichen Entsatzschlacht aufeinander trafen, wurde – vermutlich um 1700 – das sogenannte Kugelkreuz errichtet. Es gilt neben dem Moldauerkreuz in Wien (1683) als das älteste heute noch bestehende Türkendenkmal im Großraum Wien und befindet sich ein wenig außerhalb von Schwechat.

[402] Leopold I. (siehe hierzu S. 163, Anm. 587).

[403] Johann III. Sobieski (poln. Jan III Sobieski; 1629–1696), seit 1674 als König von Polen und Großfürst von Litauen der gewählte Herrscher des Staates Polen-Litauen; er hatte am 12. September 1683 mit der Schlacht am Kahlenberg Wien von der türk. Belagerung befreit.

[404] Fischamend.

[405] Eine Poststation entspricht in etwa der Entfernung von 15 km.

[406] Maria Ellend.

[407] Regelsbrunn.

bogens[408], den August[409] dem Tiberius[410] nach Pannoniens Eroberung setzen ließ. Wir befanden uns nahe an der Pforte Ungarns. Das alte Charnuntum[411], Hauptwaffenplatz der Römer und ihre Grenzfestung zum Schutz der deutschen Provinzen, nahm mehr als den ganzen Raum der heutigen Gemarkung von Petronell ein, und die Spuren von antikem Mauerwerk und römischen Verschanzungen gehen bis an den Neusiedler See herab. Petronell ist überdieß merkwürdig wegen seiner alten Kirche[412], die Karl der Große erbaute. Deutsch Altenburg[413], nahe der Scheidung Deutschlands und Ungarns romantisch gelegen, hat ein seit undenklichen Zeiten bekanntes Schwefelbad, das schon bei den Römern in Ruf war. Außerhalb des Orts, auf einem Hügel, liegt die Johanneskirche[414], und in der Nähe derselben ein räthselhaftes rundes Gebäude[415]; beides Denkmäler der deutschen urältesten Baukunst. Hainburg, ein an der Donau gelegenes blühendes Städtchen von 4000 Einwohnern, ist der letzte deutsche Ort. Auch er war ein Vorwerk, eine Citadelle des alten Charnunts, wie die hier aufgefundenen Inschriften, die Ruinen eines Tempels und andere Denkmäler außer Zweifel stellen. Bei Hainburg mündet sich die March, die Grenze bezeichnend, in die Donau, über welche man eine entzückende Aussicht nach den grotesken, einer Insel gleich im Strome fußenden Felsenmassen, prangend mit den Ruinen Rotenstein[416] und Theben, und nach dem fernen Presburger Schlosse genießt. Ange zogen von dem frappanten Anblick jener prachtvollen Trümmer, verließen wir in Hainburg den Eilwagen, mietheten ein Bot und fuhren hinüber. Mühsam war das Ersteigen des steilen, das Plateau des Vorgebirgs senkrecht überragenden Felsens, auf dessen Scheitel die Thebener Ruine steht, von deren Zinnen eine herrliche, eine fast unbeschränkte Aussicht auf die deutsche Gebirgswelt und die ungarischen Ebenen und Hügel lohnt. Dicht zu unsern Füßen lag Presburg mit seinen vielen Thürmen und dem hohen, leider! nach dem letzten Brande[417] noch großentheils in Ruinen liegenden Schlosse. Bald war die Fahrt dahin, zwischen anmuthigen Ufern und ohne einen Ort weiter zu berühren, vollendet, und wir befanden uns in der uralten, ungarischen Krönungsstadt.

Du weißt, daß es überall der Mensch ist, der mich am meisten interessirt, und wenn ich früher nicht gesehene Länder bereise, immer zuerst das Volk den Kreis meiner Beobachtungen ausfüllt. So war es auch hier. Ich war zum erstenmale in Ungarn; der Ungar war folglich das erste Ziel meines Forschens. – Der ächte Ungar geht in seinem Nationalkostüm; ist er von Adel, (Nemesch-Ember[418]), dann nie ohne Sporen, und sollten's auch nur zwei eiserne Zacken, oder Nägel, seyn. Oft sieht man Hirten, Ackerbauer und Tagelöhner mit diesen Abzeichen ritterlicher Abkunft; und wehe Dem, der an einen solchen die Hand zu einer thätlichen Züchtigung legte; denn von solcher ist der Edelmann gesetzlich befreit. – „Magyar ember vagoyk“[419] – ich bin ein Ungar!, im Tone stolzer Selbstgenügsamkeit gesprochen, hört der Fremde wohl zwanzigmal des Tages. Niemals nennt der Ungar seinen Herrscher Kaiser. Das Wort ist ihm ein Gräuel; er erkennt nur einen Magyar-Kiroly[420]: König der Ungarn, an. Der Deutsche ist ihm verhaßt, besonders der Oesterreicher. Alle Westeuropäer nennt der gemeine Ungar

---

[408] Das sog. Heidentor, das allerdings nicht vor dem 4. Jhd. n. Chr. errichtet wurde.

[409] Der röm. Kaiser Augustus.

[410] Tiberius Iulius Caesar Augustus (eigentl. Tiberius Claudius Nero; 42 v. Chr.–37 n. Chr.), seit 14 n. Chr. römischer Kaiser.

[411] Carnuntum.

[412] Hiermit dürfte die im 12. Jhd. erbaute romanische Kapelle von Petronell-Carnuntum gemeint sein, die Johannes dem Täufer geweiht ist.

[413] Bad Deutsch-Altenburg.

[414] Wohl der Karner (Ossarium, Beinhaus) aus dem 12./13. Jhd., der allerdings dem Hl. Leopold geweiht ist.

[415] Wohl das röm. Amphitheater aus dem 2. nachchristl. Jhd.

[416] Röthelstein.

[417] Am 28. Mai 1811 war ein drei Tage währender Brand ausgebrochen.

[418] Ungar. nemes ember, Edelmann.

[419] Recte: „Magyar ember vagyok / Ich bin ein ungarischer Mann“.

[420] Recte: Magyar-Király, König von Ungarn.

Schwaben[421]: der Franzose heißt Franken-Schwab, der Spanier Spaniol-Schwab u. s. w. Verächtlich sagt er von den Deutschen im Allgemeinen: „sie tragen Kamaschli.“ Er würde lieber sterben, als seine elenden, leinenen Unterhosen mit anständigen und warmen deutschen Beinkleidern vertauschen.

So einfach das Nationalkostüm (der Schaafpelz, leinene Hosen und Stiefel) am Bauer mit langen Haaren und den wilden Zügen sich ausnimmt, so prächtig erscheint’s, wenn es Rang und Reichthum adeln. Die Prachtsucht der ungarischen Großen in der Kleidung ist sprüchwörtlich und verräth die morgenländische Abkunft.

Ich sah den Fürsten Esterhazy[422] als Generalkapitain der ungarischen Leibgarde: sein Anzug kostete eine Million. Auf dem Kolpak prangte ein Reiherbusch von Diamanten, die Tiegerhaut ward durch eine brillantne Agraffe gehalten, die Juwelenverzierung der Beinkleider kostete 30,000 Gulden[423], der Perlenbesatz an jedem Stiefel hatte den Werth einer Grafschaft. Die Einkünfte des Fürsten übersteigen die vieler Könige; dennoch sitzt er in Schulden bis über die Ohren, und die meisten seiner Güter werden unter Controle der Gläubiger verwaltet. Seine Residenz ist Eisenstadt[424], wo er zwei Kompagnien Leibgrenadiere in Sold hat. Verschwendungslust ist übrigens dem ganzen hohen Adel Ungarns gemein, und wenige Familien entgehen ihren Folgen.

Der Palatinus[425], oder Vizekönig, steht an der Spitze des Reichs; aber Aemter, Würden, Belohnungen und Kapitalstrafen ertheilt der Kaiser durch die ungarische Hofkanzlei in Wien. Der hohe Adel verzehrt seine ungeheuern Einkünfte meist in Wien und kommt nur selten auf seine Güter. Die Entfernung und das Hofleben schwächen nothwendig dessen Theilnahme an den vaterländischen Interessen, und die österreichische Regierung hat vielleicht Gründe, es nicht anders zu wünschen. Aehnliche Motive zerstreuen die ungarischen Offiziere durch die ganze Arme. Die einheimischen Truppen, die besten und schönsten der Welt, werden von Offizieren aus allen Völkern kommandirt, und es ist nichts Seltenes, in der nämlichen Kompagnie einen Niederländer als Hauptmann, einen Italiener als Oberlieutenant, einen Irländer als Lieutenant, einen Wiener als Fähndrich zu erblicken. Beim Volk ist der Soldat, er sey Ungar oder Ausländer, verhaßt. Der Bauer fühlt sich bei seinem Anblick in seinen Freiheitsbegriffen gekränkt. Er reicht ihm daher im Quartiere nie mehr, als er muß, und Schlägereien und Raufereien mit dem Militär sind etwas ganz Gewöhnliches.

Auch die Tracht des Bürgers ist noch, in den Landstädten wenigstens, die ungarische Kleidung. Sein Pelz reicht bis an die Kniee, ist mit Borden und silbernen Knöpfen besetzt, und in der Rechten führt er ein stattlich Rohr mit silbernem Knopf. Er trägt einen gewaltigen Schnurrbart, spricht gewöhnlich nur ungarisch, kann sich jedoch auch in Latein verständlich machen. Er ist Ungar durch und durch. Hingegen in großen Städten: Ofen[426], Pesth[427], Presburg, ist der Bürgerstand, seit Jahrhunderten mit der deutschen Beamtenkaste verschmolzen, meistens verdeutscht.

Für die Geistesbildung des Volks ist noch viel zu thun übrig. Für Schulen ist zwar von der Regierung väterlich gesorgt, doch die Lehrer in den Dörfern sind meistens sehr unwissend, und ein großer Theil der Bauernkinder wächst auf, ohne Unterricht genossen zu haben. Die höhern Stände aber erfreuen sich einer Bildung, die ausgezeichnet, und mannichfaltiger und universeller ist, als in den meisten europäischen Ländern. Die Fähigkeit, sich im Lateinischen, Deutschen, Französischen, Englischen und Italienischen mit Eleganz auszudrücken, ist sehr gewöhnlich, und eine umfassende Kenntniß der Literatur dieser Sprachen nichts Seltenes. Die einheimische Literatur blüht seit einigen Jahrzehnten sehr auf, besonders im Zweige der Poesie.

---

[421] Ungar. sváb.

[422] Wohl Paul III. Anton, Fürst Esterházy de Galantha (ungar. Galántai herceg Esterházy Pál Antal; 1786–1866). Selbiges wurde über die ungar. Magnaten anläßlich der Krönung von Kaiserin Caroline (1792–1873) zur Königin von Ungarn am 25. September 1825 berichtet in „Der Baierische Landbote“ (München: K. F. A. Müller 1825), Nro. 125, 18. Oktober 1825, S. 499.

[423] Siehe hierzu S. 22, Anm. 48.

[424] Ungar. Kismarton, „Klein-Martin“.

[425] Ungar. nádor.

[426] Ungar. Buda (osman. بودين, Būdīn).

[427] Pest (osman. پسته, Peste bzw. پشته, Peschte).

Die Ungarn sind große Schauspielfreunde. Jede der größeren Städte hat ein Theater. Doch nur Pesth und Ofen besitzen stehende Truppen; die übrigen sind von wandernden besucht. Vaterländische Sujets erregen grenzenlosen Enthusiasmus, und es ist schon oft geschehen, daß bei solchem Anlasse der Autor von dem begeisterten Auditorium auf den Schultern umhergetragen worden.

Das Wort Polizei ist dem Patrioten verhaßt. Entschlüpft einem Fremden das Wort, so wird er schnell belehrt, daß es in Ungarn keine Polizei gebe, da es ein freies Land sey. Dieß legt denn auch der öffentlichen Ordnung manches Hinderniß in den Weg; das Vagabundenwesen ist arg und Räuberbanden sind eben nichts seltnes. Die Freiheit des Bettelns gehört so zu sagen zu den öffentlichen Freiheiten. „Wer nicht will geben, kann lassen bleiben," sagte ein Ungar, als man ihm das Widrige dieses öffentlichen Uebelstandes vorstellte. „Ungarland, setzte er hinzu, „ist freies Land; wer nicht thut Schelmenstreich und respektirt Constitutio[428], kann machen, was er will."

Die Polizeidirektoren in den Städten heißen Stadthauptleute. Ihr Wirkungskreis ist sehr beschränkt, ihre Verfügungen gelten nur für die untern Stände; dem Adel zu befehlen, wagen sie nicht. Die Stadtsoldaten hüten sich wohl, mit der privilegirten Kaste sich in Conflikt zu setzen. – Daß das Tabaksrauchen zu den ungarischen Nationalgenüssen gehört, und die Meerschaumpfeife sehr in Ehren gehalten wird, hatte ich von Andern gehört; aber ich hatte mir nicht vorgestellt, daß man ihr eine so abgöttische Verehrung zollen könne. Der ächte Ungar wagt nie, seine Lieblingspfeife mit unbekleideter Hand zu berühren; außer dem Gebrauch ruht sie, in weiche Seide gehüllt, auf einem Kissen voll des zartesten Pflaums[429].

Der Ungar ist gastfrei, treu, edelmüthig, tapfer im höchsten Grade; aber Leidenschaftlichkeit und Zanksucht, die sich in oft blutigen Schlägereien äußert, sind unter den Niedern Ständen allgemein.

Außer den Magyaren, oder eigentlichen Ungarn, sind sehr viele Juden, Griechen, Deutsche, Slawacken[430], Wallachen[431] und Zigeuner zu Tausenden im Lande. Die ersten treiben, wie überall, Handel und Schacher, und wohin der christliche Handelsmann erst gehen will, da sind sie schon längst gewesen. Reiche und Elegants findet man unter ihnen Viele. Das Volk, das sie aussaugen, haßt und verachtet die Hebräer; sie sind eine Landplage, wie überall; aber es kann nicht von ihnen loskommen. Nach seinen Begriffen gibt es keinen ärgern Schimpf für sein Vaterland, als wenn es der Fremde „Judenland" heißt.

Unser Heeren[432] nennt die Ungarn „ein edles Volk, ein Volk voller Zukunft."[433] Gewiß mit Recht. Möge nur die Sonne der Bildung, die bis jetzt ausschließlich den bevorrechteten Ständen geschienen, erst die Masse durchwärmen, dann wird auch die jetzt noch blinde Vorliebe für das Bestehende kein Hinderniß mehr für nothwendige Reformen seyn.

[428] Lat., die Verfassung.

[429] „flaumfeder" (DWG, Bd. 13, Sp. 1729).

[430] Slowaken.

[431] Walachei ist eine veraltete Bezeichnung für Rumänien.

[432] Wohl der Göttinger Historiker Arnold Heeren (1760–1842).

[433] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.


CCXX
RUINE von SCHLOSS-THEBEN
im Ungarn
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 65-70.

CCXIII. Constantine[434].

Eine neue Roma steht Frankreich in der Zeit. Zwar begegneten sich, der Eroberung Unbill rächend, schon einmal die Völker Europens vor Lutetias[435] Thoren, und sie entrissen der Anmaßlichen die eiserne Krone, welche mit cyklopischer Kraft für die Welt geschmiedet worden war. Diese liegt zerbrochen: aber der Baum, dessen Zweige sich zur Allherrschaft ausstreckten, grünt frisch und saftreich fort, und die Zeit der Cäsaren ist keine schon ganz vergangene.

Seit jener Völkersturm Frankreichs Kräfte in die allen Schranken zurück und zusammen drängte, haben sie sich furchtbar gemehrt. Ihr Uebermaß thut sich kund durch viele Zeichen. Der Friede, welcher in andern Nationen des Krieges Geist abgestumpft hat, ließ jenem Athleten keine Ruhe: denn, damit es ihm nie an Stacheln und an Uebung fehle, hat der Weltgeist jenen großen Zwist in seine Lebenstheile gelegt, der zu innern Drang und Streit und Kampf die Lebensgeister ohne Rast umtreibt, wenn auch äußerlich die Glieder zuweilen der Ruhe pflegen.

Der zum Drittenmale wieder aufgerichtete Thron[436] repräsentirt blos eine dieser kämpfenden Kräfte, und alle klug und schlau ersonnenen Mittel, ihn zu befestigen, daß er, im Ganzen lebend, zugleich ein Leben in sich selber habe, geben keine Gewähr. Das Königthum ist, nachdem die Revolution sein Fundament zerstört und alle seine Lebenselemente ausgetilgt hat, in Frankreich blos noch eine hohle Form, gut zum Versteckniß der Parteien, ein Aggregat von blos äußerlichem Bestande, preisgegeben jedem Zufall, zu allen Zeiten von Umständen abhängig, die es weder leiten, noch beherrschen, noch voraussehen kann. Blutschänderisch gezeugt und empfangen, entbehrt es jeglicher Würde, sogar der ehrlichen Geburt. Als Machwerk einer übermächtigen Parthei, von der es die Mission empfangen hat, große Interessen zu verwahren, durch große Opfer erworbene Rechte zu vertheidigen, positive, feierlich gemachte Zusagen aufrecht zu erhalten, wird es so lange dauern, als jene Fraktion des Volkes selbst die Obermacht behält und es seine Aufgabe zu ihrer Zufriedenheit löst. Einzig und allein auf dem schmalen, schlüpfrigen, beschränkten Grund der Charte fußend, kann sich das neue Königthum nur durch das Anlehnen an die zur Zeit noch stärkste Parthei gegen den Andrang der übrigen vertheidigen, und es ist genöthigt, das verhaßte Schaukelsystem zu verfolgen, welches jene zu ihrer Selbsterhaltung nöthig zu haben glaubt. Indem aber die Unnatur und die Arglist dieses Systems die hadernden Geister nur noch mehr empört, und die Unsicherheit, die es verräth, die Lizenz mehr und mehr entkettet, sind an den Phalanx-Enden der Gegner jene dunkeln Gewalten mächtig geworden, welche jeder Mensch als Keime in der Brust verschließt. Viele haben es über sich genommen, den Vollmachtsbrief zu schreiben zum Mord eines Königs[437], dessen Maaß, nach ihrer Meinung, gefüllt war bis zum Rande. Wunderbar ist am Angegriffenen der Todesengel vorübergegangen, schützend und warnend zugleich; und ihrerseits haben, mit einem Heroismus, des Alterthums würdig, die Mörder das eigene Leben hingegeben, Blut mit Blut zu sühnen. –

---

[434] Phöniz. 𐤊𐤓𐤕𐤍, Kirthan; lat. Cirta, später Constantina; osman./arab. قسنطينة, Qusanṭīna; Tamaziɣt ⵇⵙⵏⵟⵉⵏⴰ, Qsenṭina.

[435] Lutetia war der lat. Name von Paris; die Stadt war im 5. Jhd. von den Hunnen bedroht worden.

[436] Nach der Französischen Revolution 1789 gab es bis 1848 drei monarchische Herrschaftssysteme in Frankreich: 1804 das Kaiserreich, 1815 die Wiederherstellung der Bourbonenmonarchie und 1830 die Errichtung der konstitutionellen Monarchie.

[437] Das berühmte Höllenmaschinen-Attentat von Giuseppe Fieschi (1790–1836; hingerichtet), Théodore Pépin (1800–1836; hingerichtet) und Pierre Morey (ca. 1775–1836; hingerichtet) auf den frz. König Louis Philippe (siehe hierzu S. 110, Anm. 440) am 28. Juli 1835; im Jahre 1836 folgten drei weitere Attentatsversuche.



Louis Philippe I. von Frankreich (siehe hierzu S. 110, Anm. 440).

Seitdem trägt das neue Königshaus, entsetzt über die Beharrlichkeit der Gegner, sein Janushaupt mit zwei Zungen und zweierlei Sprachen am Tage zur Schau. Schutz suchend nach Außen im Bunde mit der Erblichkeit der Macht, die außerhalb Frankreichs fest im angestammten Boden wurzelt, sucht es die Sicherheit nach Innen dadurch, daß es sich, nach Möglichkeit, allen Ueberlieferungen befreundet, die noch nicht erloschen; allen Erinnerungen, die noch nicht verblüht; dem Klerus, was ihm an Ansehen noch geblieben; daß es sich verbrüdert mit Allem, was von den Repräsentanten der Kaiserzeit noch übrig, und der Jugend schmeichelt, welche, lebendig und gewandt, keck bis zur Verwegenheit, anmaßlich bis zur Unverschämtheit, vorzeitig erfahren in aller Weisheit und in allen Lüsten der Welt, schon in den Kinderschuhen mit Ungeduld die Zeit erwartet, wo sie Theil nehmen mag am öffentlichen Leben. Zu seiner unmittelbaren persönlichen Sicherheit aber hat es sein kaiserliches Erbe zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet: jenen nächtlichen und unsichtbaren Schirm-Apparat nämlich, genannt die hohe Polizei; dieses Ohr des Dionys[438] im Heere und in den Collegien; der aufgesperrte Löwenrachen in jeder Gaststube und jeglicher Wohnung des Bürgers; jene immer und überall horchende, spähende, lauernde, im Finstern umherschleichende Macht, die jedes Wort belauscht, jeden Anschlag erforscht, und jeder Mine eine Contremine[439] gräbt.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß das neue Königthum in Ludwig Philipp[440] einen Repräsentanten und Vertheidiger gefunden hat, Werth auf festerem Boden zu streiten. In den schwierigsten Lagen hat er eine kaltblütige Klugheit gezeigt, die leicht der Menge für Heroismus galt und um Bewunderung warb. Er führt seinen Kriegswagen mit aller Gewandtheit, die eine bewegte, thatenreiche Zeit entwikkelt; mit allem Verstande, den so viel seitig sich kreuzende Interessen angeregt; mit aller Einsicht, die ein vielfach versuchtes Leben gewähren kann; mit aller Theilnahme, welche die wichtigsten, materiellen Interessen fordern; mit allem Feuer, das der stets fortdauernde Kampf unterhält; endlich mit der ganzen Gewalt, welche die Majorität der Ansichten und Neigungen verleiht, die in ihm ihren Repräsentanten finden.

Es ist keine der geringsten Beweise von Ludwig Philipps Staatsklugheit, daß er der Eitelkeit und Ruhmsucht der Franzosen immerfort Spiele zu bereiten, und dem ritterlichen, abenteuerlichen Sinn der Nation stets eine neue Arena zur Uebung in Kampf und Kriegskunst zu öffnen versteht. Der König weiß, daß der in den dreißigjährigen Revolutions- und Kaiserkriegen erstarkte Athlet, da kein äußerer Feind mehr naht, mordgrimmig in den eigenen Eingeweiden wühlen würde, wenn er ihm nicht einen Turnplatz anwiese, wo sich die überschüssige Kraft verzehren könne. Was Amphitheater und Naumachien[441], was

---

[438] Das „Ohr des Dionysos“ ist eine künstliche in den Fels geschlagene Höhle in den Steinbrüchen von Syrakus. Wegen der hervorragenden Akustik der Höhle wird behauptet, der Tyrann Dionysos (griech. Διονύσιος Α΄, Dionýsos I.; ca. 430–367 v. Chr.) hätte sie eigens fertigen lassen, um seine Feinde zu belauschen.

[439] Gegenmine.

[440] Louis-Philippe (1773–1850), vom 9. August 1830 bis 24. Februar 1848 konstitutioneller König der Franzosen. Der von Friedrich Rosmäsler (1775–1858) 1831 angefertigte Stahlstich nach unbekannter Vorlage wurde folgendem Werk entnommen: „Almanach de Gotha pour l’année 1832. – Soixante-neuvième année“ (Gotha: J. Perthes [1831]).

[441] Siehe hierzu S. 68, Anm. 236.

die blutigen Gladiatorenspiele der alten Roma waren, sind der neuen in unsern Tagen Navarino[442], Antwerpen[443], Algier[444] und Constantine gewesen. –

Constantine liegt 26 Meilen südöstlich von Algier am Fuße des Atlas, auf einem fast viereckigen, tafelförmigen, nach allen Seiten hin 300 bis 600 Fuß hoch senkrecht abgeschnittenen Felsen. Vermöge seiner Lage fast unangreifbar, würde die Stadt unüberwindlich seyn, wenn sie nicht von benachbarten Höhen beschossen werden könnte. Zugänglich ist sie nur von der Südostseite, wo ein prächtiger Viaduct, ein Werk der Römer, über die trennende Schlucht zur Stadt führt. Die Gegend von Constantine ist nicht ohne Reiz. Von der Höhe des Felsens schweift der Blick über mit grünen Matten bedeckten Thälern hin, welche sich das Gebirge hinauf ziehen, und die einst mit römischen Landsitzen und Villen und Pallästen bedeckt waren, von denen man noch überall Trümmer findet. Den Hintergrund nach Süd und Ost bilden die Alphörner des Atlas und ein langer, unersteiglicher Felsenkamm. Die (antiken) Mauern der Stadt nehmen das ganze Plateau ein, von mehr als zweistündigem Umfange. Hiernach zu urtheilen muß die Stadt einst wenigstens eine Viertel Million Einwohner gehabt haben. Jetzt füllen den größeren Theil ihres Umfangs Gärten, und die Bevölkerung ist, mit Einschluß der französischen Garnison, nicht über zwanzig Tausend.

Constantine verdankt den Karthagern[445] die Gründung und den ältesten Namen Kirtha. Während der Dauer des numidischen Reichs[446] war es dessen Hauptstadt, und unter der Regierung des mächtigen und reichen Massinissa[447] hatte es seine glänzendste Zeit. Aus dieser stammen die prächtigsten der noch vorhandenen Trümmer antiker Gebäude. Während der Kriege des Marius[448] und Sylla[449], etwa 100 Jahre vor unserer Zeitrechnung, wurde Numidien verwüstet, und unter Tiber[450] römische Provinz. Beim Drucke aussaugender römischer Prokonsuln verarmte das einst reiche Land. Constantine, obschon als ihre Residenz von den römischen Statthaltern begünstigt und gepflegt, gelangte doch nie wieder zu dem früheren Glanze, behielt aber, als ein Hauptstützpunkt des römischen Weltreichs in Afrika, große Bedeutung, so lange jenes dauerte. Zwei Legionen hatten hier eine bleibende Station und die Bestimmung, die unruhigen Bergvölker im Zaume zu halten, und die angränzenden Distrikte vor ihren Einfällen und Räubereien zu schützen. Numidien nahm frühe den christlichen Glauben an; eben so frühe nistete sich auch das Sectenwesen ein, und die kirchlichen Streitigkeiten der Arianer[451] und Donatisten[452] führten zum Bürgerkriege. Kirtha, mehrmals Schauplatz blutiger Kämpfe, ging in Flammen auf. Kaiser Constantin[453] baute es in den Jahren 340–350 wieder auf, erweiterte die Festungswerke und versah die

[442] In der Seeschlacht von Navarino (neugriech. Ναυαρίνο) vor der Südwestküste des Peloponnes hatten am 20. Oktober 1827 die verbündeten Briten, Franzosen und Russen über die Türken gesiegt; bei diesem Seegefecht wurden auch die Flotten der mit den Osmanen verbündeten Barbareskenstaaten Marokko, Algerien, Tunesien und Libyen vernichtet.

[443] Die unter dem Kommando des niederl. General David Hendrik Chassé (1765–1849) stehende Festung war am 24. Dezember 1832 nach 25-tägiger Belagerung von frz. Truppen unter Étienne-Maurice Gérard (1773–1852) eingenommen worden.

[444] Am 5. Juli 1830 hatten frz. Truppen Algier (osman. جزاير, Ğezāīr; arab. مدينة الجزائر, Madīnat al-Ğazāʾir, „Stadt der Inseln“; Tamaziɣt ⴷⵣⴰⵢⴻⵔ ⵜⴰⵎⴰⵏⴻⵖⵜ, Dzayer tamaneɣt; frz. Alger.) nach dreijähriger Blockade eingenommen.

[445] Siehe hierzu S. 73, Anm. 244.

[446] Eine histor. Landschaft in Nordafrika, die weite Teile der heutigen Staaten Algerien und Tunesien umfaßt.

[447] Massinissa (Tamaziɣt ⵎⴰⵙⵏⵙⵏ, Masnsen; 238–149 v. Chr.), seit 201 v. Chr. König von Numidien.

[448] Der röm. Feldherr und Staatsmann Gaius Marius (158/157–86 v. Chr.).

[449] Der röm. Politiker, Feldherr und Diktator Lucius Cornelius Sulla Felix (ca. 138–78 v. Chr).

[450] Siehe hierzu S. 105, Anm. 410.

[451] Anhänger des frühchristl. Theologen Arius (ca. 260–327), der die Wesensgleichheit von Gott/Gott-Vater und Sohn – und somit die Trinität – als Irrlehre bezeichnete.

[452] Eine christl. Sekte des 4. Jhd.s, benannt nach ihrem Oberhaupt Donatus von Karthago, die sich vor allem für ihre Unduldsamkeit gegenüber die im Zuge der diokletianischen Christenverfolgung zeitweise abgefallenen Mitchristen auszeichnete.

[453] Flavius Valerius Constantinus, genannt Konstantin der Große (zw. 270 u. 288–337), als Konstantin I. von 306 bis 337 römischer Kaiser.

Mauern mit starken, bis auf den heutigen Tag vollkommen erhaltenen Thürmen. Seitdem führt Kirtha den Namen Constantine. Auch der große Aquaedukt, ein Wunderwerk der Baukunst, der die Quellen meilenweit aus der Gegend von Physgah[454] der Stadt zuführte, scheint aus dieser Periode zu seyn. Nachdem er seit anderthalb Jahrtausenden der Bevölkerung des Landes als Steinbruch gedient hat, und die Hand der Zeit eben so lange das Verwüstungswerk förderte, ist noch genug übrig geblieben, um eine Vorstellung vom Ganzen zuzulassen, welche einem schweren, riesenhaften Traume eher gleicht, als einer Wirklichkeit. Titanen-Werk scheint's, nicht das von Menschen.

Der alte, morsche Weltbau der alten Roma brach zusammen, und alle ihre Pracht und Herrlichkeit – Palläste, Forum, Akademie, Tempel und Theater, – ging auch in Constantine vorüber. Die wilden Völker, berufen die abgelebte, erstorbene Welt wieder grün zu machen, brachen auch über Numidiens Fluren herein, die Wandalen kamen mit dem Mandat der Austilgung des Alten, und furchtbar haben sie es auch an Constantine vollzogen. Auf diese Verwüster folgten die arabischen Weltstürmer, den neuen Glauben den unterjochten Völkern auf der Spitze des Schwerdtes zutragend. Constantine wurde Hauptstadt des neugeschaffenen Königreichs Afrika[455] unter der Herrschaft der Fatimiten[456]. Die Dynastie erlosch nach zweihundertjähriger Dauer im Jahre 900, und das verwaiste Reich fiel an die Jeryten[457], die über andere Theile Afrikas, in Jeburt, herrschten. Constantine sank zur Provinzstadt herab, hatte fortan blos noch als Festung Wichtigkeit und fiel, als eins der letzten Trümmer des Araberreichs, 1550[458] dem eisernen Scepter der Türken anheim. Diese machten aus Constantine und seinem Bezirke ein Beischlik[459] und stellten es unter den Dey[460] von Algier. Bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts änderte sich Constantines Geschick wenig. Durch seine Lage inmitten einer fruchtbaren Gegend, zwischen der Wüste und dem reichsten Theile von Tunis, war es allmählig Mittelpunkt eines eben so bedeutenden, als gewinnreichen Handels geworden, und, vergleichsweise, galt Constantine als der blühendste Ort in der ganzen Regentschaft. 1780 besaß Constantine 50–60,000 Einwohner, und der monatliche Caravanenverkehr mit Tunis setzte mehr als 400,000 Gulden[461] um. 1782 kam es aber zwischen Algier und Tunis zum Kriege, und der Handel von Constantine erfuhr dadurch die tiefsten Erschütterungen. Im folgenden Jahre war er gänzlich unterbrochen. Noch ein größeres Unglück brachte das nächste Jahr: die Pest. Fast die Hälfte der Einwohner der unglücklichen Stadt fiel als ein Opfer dieser Geißel, viele der reichsten Familien flüchteten und kehrten nicht zurück. In Constantine waren 1795 nur noch 15,000 Einwohner übrig, und der ehemalige Wohlstand, von dem die Schönheit der Straßen und Gebäude noch gegenwärtig zeugen, größtentheils vergangen. –

Algier, 1830 den französischen Waffen zur Beute geworden, legte die weiteste Arena zur Beschäftigung des waglichen, abentheuerlichen Geistes der Nation und zur Befriedigung ihrer Ruhmsucht offen. Bona[462] wurde ein genommen und der nächste Blick der Eroberer richtete sich auf Constantine.

---

[454] Hiermit könnte vielleicht die nördl. gelegene Provinz von Skikda (arab. سكيكدة, Sukaikida; Tamaziɣt ⵙⴽⵉⴽⴷⴰ, Sqiqda; frz. Philippeville) gemeint sein.

[455] Ifrīqiya (arab. إفريقية) bzw. Ifrīqiyā (arab. إفريقيا), die mittelalterliche arab. Bezeichnung für die Gebiete von Tunesien, Ost-Algerien und Tripolitanien.

[456] Die Fatimiden (arab. الفاطميون, al-Fāṭimiyūn), eine ismailitische Dynastie, die 907 ein Gegenkalifat zum Kalifat der Abbasiden (arab. العبّاسيّون, al-'Abbāsiyyūn) errichtet hatten und von 909 bis 1171 in Nordafrika und in Syrien herrschte.

[457] Die Berberdynastie der Ziriden (Tamaziɣt ⵉⵣⵉⵔⵉⴻⵏ, Izirien, arab. بنو زيري, Banū Zīrī, die vom späten 10. bis Mitte des 12. Jhd.s als Statthalter der Fatimiden (s. o.) in Nordafrika herrschte; ihre Residenz war jedoch das südl. von Algier gelegene Aschir (Tamaziɣt ⴰⵛⵉⵔ, Atšir; arab. آشير, ʾĀšīr).

[458] Ab 1515 begann die Eroberung des Maghreb durch die Osmanen.

[459] Ein Beylik (osman. بكلك, beylik); Constantine war eine der drei Gouvernements der osman. Provinz Algerien (osman. ايالت جزاير غرب, Eyālet-i al-Ğazāʾir-i Ġarb).

[460] Dey, Herrschertitel in Algerien und Tunesien seit dem 16. Jhd. (arab. داي; von osman. دایی, dāyı, „der Onkel, der Rabauke", einer Anrede für niedere Offiziersränge bei den Janitscharen, abgeleitet bzw. verballhornt).

[461] Siehe hierzu S. 22, Anm. 48.

[462] Heute Annaba (phöniz. 𐤏𐤐𐤅𐤍, ʿŪpōn, „der Hafen"; lat. Hippo Regius; arab. عنابة, ʿAnnāba; Tamaziɣt ⵄⴻⵏⵏⴰⴱⴰ, Ɛennaba; frz. Bône); es war im April 1832 von den Franzosen besetzt worden.

Ein Korps von 7000 Mann Kerntruppen unter dem Befehle des Marschall Clausel[463], bekam Ordre den Platz zu nehmen. Am 12. November 1836 verließ die Expedition Bona. Fürchterlicher als aller mögliche Kampf mit dem Feinde, wurde vom Tage des Ausmarsches an der Kampf mit den Elementen. Der Regen fiel unausgesetzt und in Strömen, und machte die unwegsamen Wege noch unwegsamer; Geschütze, Munitions- und Proviantwagen versanken im Koth, mit ihnen die erschöpften Pferde; was die Thiere versagten, vollbrachte aber der unerschütterliche Muth der Menschen. Diese schleppten das Fuhrwerk, Munition und Geschütze über die Höhen und durch reißende Ströme. Jede Schlucht war ein solcher geworden; alle Schleusten des Himmels nicht blos, auch die der Erde schienen geöffnet. Am 17. Nov. erreichte die Armee die Vorgebirge des Atlas. Hier überfiel sie ein Schneesturm. Er dauerte 28 Stunden und verwandelte die afrikanische Landschaft in eine sibirische. Die alten Krieger dachten an den Winterfeldzug in Rußland. Noch waren sie 2 Tagemärsche entfernt von ihrem Ziele. Alle Hindernisse aber besiegte der Enthusiasmus – nach 3 Tagen lagerte das Expeditionsheer vor Constantine[464]. Aber in welchem Zustande! Ein Drittel der Mannschaft war umgekommen unter den Strapazen, oder kampfunfähig geworden, und der Rest im Zustande der äußersten Erschöpfung. Stolz, einem gepanzerten Riesen gleich, stand die Felsenstadt vor ihnen, unersteiglich, nur auf einer einzigen Stelle verwundbar, und diese durch 9000 Araber vertheidigt, welche für Heerd und Glauben stritten. Dennoch beschloß man den Angriff. Die Höhe der Brücke gegenüber wurde erstürmt, die Kanonen hinaufgetragen; aber auf dem durch den achttägigen Regen aufgelösten Boden Batterien zu errichten, fand man unmöglich. Die schweren Geschütze versanken wie in einem Sumpfe. Unter diesen fruchtlosen Versuchen spieen die Feuerschlünde des Platzes ihr mörderisches Blei gegen die kühnen, ungeschützten Haufen der Belagerer. Viele stürzten, und es wagte die Besatzung einen Ausfall; aber die Franzosen warfen mit kaltblütiger Unerschrockenheit den ungestümen Angriff der Araber mit dem Bajonnet zurück und drangen mit ihnen zugleich bis an das Hauptthor. Dort, vor den Kanonenmündungen, entspann sich ein beispielloser Kampf, der einen vollen Tag gedauert hat. In Ermangelung einer Breschebatterie waren Steine, Gewehrkolben und Aexte die Mittel, durch welche die Belagerer eine der stärksten Festungen Nordafrikas zu bezwingen suchten, und mit diesen gewannen sie wirklich das erste Thor. Aber das zweite, innere widerstand so schwachen Werkzeugen mit Erfolg; alle Versuche der wüthenden Tapferkeit, es zu gewältigen, waren vergeblich. – Den ganzen Tag hatte es geschneit, kein Gewehr ging mehr los, erstarrt vor Kälte und Hunger und von den furchtbaren Anstrengungen erschöpft, ohne Hoffnung eines bessern Erfolgs für den kommenden Tag, hüllte die Nacht das kleine Heer in ihren Mantel. Rundum auf den Höhen loderten Feuer, rufend und versammelnd die Söhne der Wüste, wie die Geier um den sterbenden Löwen. In dieser verzweifelten Lage gab der alte Marschall Befehl zum Rückzug.

Hatten die Franzosen bisher die höchste Unerschrockenheit entfaltet, so galt es jetzt, wahren Heroismus zu zeigen. Die Hälfte der Mannschaft belud sich mit den Verwundeten und Kranken, die andere bildete den Phalanx[465], der sie vertheidigte: so – unter Schnee und Regen, auf den unwegsamsten Pfaden, stets preisgegeben den Angriffen der sie umschwärmenden und verfolgenden Kabylen[466] und Araber, bewerkstelligten sie einen Rückzug – würdig, neben dem Xenephons[467] mit seinen zehn tausend Griechen, in der Geschichte zu glänzen. In Guelma[468], auf halbem Wege zwischen Bona und Constantine,

---

[463] Der frz. General Bertrand Clauzel (1772–1842).

[464] Am 21. November 1836.

[465] Als Phalanx (griech. φάλαγξ, phálanx für „Baumstamm“, „Walze“, „Rolle“ oder „Schlachtreihe“) wird eine dichtgeschlossene, lineare Kampfformation schwerbewaffneter Infanterie mit mehreren Gliedern bezeichnet. Der Begriff bezieht sich vor allem auf die im antiken Griechenland übliche Schlachtformation, in der die Hopliten (griech. ὁπλίτης. hoplítēs von ὅπλον, hóplon, „Kriegsgerät, schwere Waffen, schwere Rüstung, Schwerbewaffnete“) eine Wand aus Schilden bildeten, wobei die rechte Seite jedes Schwerbewaffneten durch den Schild des Nachbarn gedeckt wurde. Hier einfach im Sinne von geschlossener Formation verwendet.

[466] Tamaziɣt ⵉⵣⵡⴰⵡⵏ, Izwawen; arab. القبايل, al-qabaʾil; eine in der in Nordost-Algerien gelegenen Kabylei lebende Untergruppe der Berber.

[467] Der griech. Schriftsteller, Feldherr und Politiker Xenophon (griech. Ξενοφῶν, Xenophōn; zw. 430 u. 425–ca. 355 v. Chr.).

[468] Arab. قالمة, Qālima, Tamaziɣt ⴳⴰⵍⵎⴰ Galma.

trafen sie auf die kleine Reserve, welche sich daselbst verschanzt hatte, und hier nahm die Armee eine feste Stellung; der Marschall aber ging nach Frankreich zurück, um ausreichende Mittel zur Eroberung Constantine's zu fordern. Frankreich erkannte, sie sey unerläßlich für die Ehre der französischen Waffen. Im folgenden Herbste zog daher ein 20,000 Mann starkes Heer nach Afrika, zu vollbringen, was dem alten Marschall mit zu geringen Mitteln unmöglich gewesen war; zwei Söhne[469] Ludwig Philipp's begleiteten die Expedition, ihre Gefahren und ihren Ruhm zu theilen. – Der glorreiche Erfolg derselben ist noch zu neu im Andenken unserer Leser, um mehr als der bloßen Erwähnung zu bedürfen. Auf dem Felsen von Constantine weht seit einem Jahre[470] die dreifarbige Fahne. Der Platz ist jetzt Hauptstütze der französischen Macht in Afrika, und er ist zugleich der Punkt, von welchem sich die Eroberungspläne Frankreichs, das in Nordafrika die Rolle Englands in Indien zu übernehmen gedenkt, zunächst entfalten dürften.

[469] Ferdinand-Philippe d'Orléans, duc de Chartres (1810–1842) und Louis d'Orléans, duc de Nemours (1814–1896); beide hatten an den Algerien-Feldzügen der 1830er Jahre teilgenommen, wobei anscheinend nur Letzterer an der Eroberung von Constantine mitwirkte.

[470] Seit dem 13. Oktober 1837.


CCXIII
CONSTANTINE
Aus der Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildburghausen.
Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 77-80.

CCXVII. Die Universität Göttingen.

Wenn wirklich aus der Verwesung der vergangenen Welt ein neuer Geist, bildend und neugestaltend, aufsteigen soll, dann muß er nothwendig zuerst in dem neuen Geschlechte geboren werden, das die werdende Zeit zu beherrschen gesendet ist. Mag die absteigende Generation des Nachgenusses der Vergangenheit sich erfreuen; mag sie ihre Irrthümer beweinen, oder mit starrem Eigensinn ihre Thorheiten zu vertheidigen sich bemühen: die aufsteigende, – die Jugend, – soll mit frischem Lebensmuthe in die Geschichte treten. Die Erfahrung der Vergangenheit darf sie nicht verschmähen; aber auf die Erbschaft der Irrthümer und Thorheiten jener soll sie verzichten. Vor Allem aber soll sie durch rege Theilnahme an dem Oeffentlichen sich zu dem Werke befähigen, das zu vollbringen sie berufen ist.

Ward solcher Beruf nicht gültig gefunden aller Orten, damals, als es galt, das Vaterland zu lösen aus fremdem Joch und das blühende Leben einzusetzen zum Schirm der jungen Freiheit mit dem Schwerte? Und kam ihm damals die Jugend nicht mit Ehren nach? So ist es ja Thorheit, einen Geist um seines Daseyns willen anzuklagen, den man selbst hervorgerufen, oder zu verdammen, was man selbst verschuldet. Und der Geist, den man heraufbeschworen am heiligen Abend vor den Siegesfesten, ist ein guter Geist. Nur mißleitet kann er Bösem dienen, und eben an seiner Leitung soll die Weisheit der Alten sich bewähren.

Vor allem Gelassenheit und keine Furcht im Angesichte dieser Jugend; keine Anfeindung auch und auch keinen Argwohn. Eine gute Regierung hat nicht nöthig, die Nichtswürdigkeit auf Kundschaft nach geheimen Umtrieben zu legen. Wenn sie nur einigermaßen würdig ist, sieht ja ohnehin alles Gute mit ihr in geheimem Einverständnisse, und eine solche hohe Polizei läßt nicht leicht einen Frevel, der geheimer Zusammenwirkung bedarf, im Verborgenen. Darum, wenn sie sonst der öffentlichen Bewegungen in der Gesellschaft Meisterin geblieben, darf sie, am wenigsten in Deutschland, vor Verborgenem zittern, und ihre gelassene Aufmerksamkeit von ihrem Wege ablenken lassen. Jedem Unzufriedenen wird sie billigen Spielraum gönnen, jeden Uebelgesinnten bei der That erwarten; denn sie wird nie zweifeln am gewissen Siege. Aber sie wird auch nicht müde werden, aus den vorhandenen Thatsachen, auf analytischem Wege, die Ursachen zu erforschen, (die ihr kein Heilausschuß mit unbeschränkter Vollmacht entdecken wird), und nie sich scheuen, mit der Hinwegräumung der Ursachen die Wiederkehr der Wirkungen unmöglich zu machen.

Ernst August von Hannover
(siehe hierzu S. 119, Anm. 493).

Warum hat man nicht also überall gethan? Was hat die Pforten des Unterreichs aufgerissen, was hat die Leidenschaften losgekettet, was hat die Furien herauf beschworen auf deutsche Erde, die die Brunnen des öffentlichen Lebens grausam vergifteten? O daß ich die Antwort mit meinem Herzblut an die Pforten des Vaterlandes schreiben dürfte! Aber was ich nicht auszusprechen wage, die Formel, welche die Furien zurückzuschrecken Macht hat in den Abgrund, dem sie entstiegen, und die ihn verschlos-

sen halten würde für immer: im Herzen jedes Biedermanns, der's wohlmeint mit dem Vaterlande, steht sie verzeichnet, leserlich Allen, die darinnen lesen mögen. –

Die kleine Quelle eines Stromes mag der Fuß eines Kindes aus ihrem Laufe drängen; aber den Strom selbst hemmt keine menschliche Kraft. Was hie und da jetzt vorgeht, ist wie Quellenrieseln, wie Windeswehen, wie Baumeswachsen. Aber trotz unheimlicher Zeichen grünt und schattet die deutsche Eiche doch so herrlich! Wie sollte man Gefallen daran haben, Blitze hinein zu schleudern, damit ihre Krone zum dürren Geniste werde und sie nur unterirdisch fortwachse: denn fortwachsen muß sie, und an die Möglichkeit des Vertilgens glaubt der Teufel selbst nicht.

Allerdings hat sie auch einige welke Zweige. Wenn die Blitze nur diese träfen, damit die regenerirenden Keime an ihrer Stelle sich um so schneller entwickelten, wäre es nicht übel gethan. Unsere Rechtspflege z. B., und unser Unterrichtswesen, das auf den Akademien besonders, hat schon längst einer Neu-Begeistigung und Umgestaltung bedurft. Seit einer Reihe von Jahren sind die Universitäts-Disciplinen in Zwietracht mit den Forderungen der Zeit und des Lebens. Von Jahr zu Jahr immer mehre der dürren, welken Aeste strecken jene Institutionen vom Mutterstamme aus. Aufgelöst, morsch, faul und verwittert ist das meiste an ihnen, und der Geist der Verwesung geht um auf den Kathedern. Es hilft kein Tempelneubauen, wenn die Götter verschwunden sind. Wie in Ruinen hört man's in ihren Grundvesten und Wänden knistern, als nage vernehmlich der Zahn der Zeit an ihrem Bau; Tragpfeiler bersten, die Mauern rücken aus dem Lothe und nur der grüne Epheu, der sie umrankt, oder das Gerüste, das die Nothwendigkeit endlosen Ausbesserns um den morschen Bau gespannt hat, hält diesen nothdürftig noch zusammen. Aber die Masse, unverwüstlich wie der Urfels, aus dem sie gehauen, ist gesund und für Wiedergestaltung gar wohl empfänglich.

Auch dir, ehrwürdige, so plump mißhandelte Georgia Augusta, ist der neue, glänzende Tempel, den dir ein freundlicher Fürst gebaut, ein Leichenhaus, so lange die Stunde der Verklärung dir nicht geschlagen, welche dir weniger als irgend einer deiner Schwestern vorenthalten seyn wird. Ueber dem Zifferblatt, das jene Stunde zeigt, hat die Zukunft ihren Schleier geschlagen; wir wissen nur so viel: was dir geschehen ist und noch geschehen mag im Geiste des Geschehenen gegen den Naturgang der Dinge, das muß, indirekt, früher zum Ziele führen. Wenn die Zeit wird kommen, wo ein Gedanke alle Köpfe wie ein Contagium[471] entzündet, wo eine Idee, in lichtem Schimmer aufgelöst, durch die Pforten der Sinne einzieht in alle Geister, dann wirst auch du von neuem einziehen in deinen Tempel, und eine zweite Weihe wird ihm werden, schöner, als die jüngstvergangene.

Göttingen, (12,000 Einw.), eine alte, doch eine der freundlichsten Städte Norddeutschlands, in einer schönen und fruchtbaren, gegen Süden von den Vorbergen des Harzes geschlossenen Gegend, ist weltberühmt durch seine Universität, die der englische König Georg II.[472] unter dem Namen Georgia Augusta 1737 stiftete. Der freie, ächt-wissenschaftliche Geist, und die liberalen, fast kosmopolitischen Tendenzen, welche sich sogleich bei der ersten Besetzung ihrer Lehrstühle offenbarten und ungestört fortbildeten, verliehen der Universität eine nicht sowohl nationale, als europäische Bedeutung. Ausländer kamen zu Tausenden hierher. Die mit englischer Freigebigkeit dotirten Lehrstühle nahmen fast stets Männer ein, welche, im Phalanx[473] des gelehrten Europa, als die ersten ihres Fachs, in den

[471] Lat., Ansteckung.

[472] Georg II. August (engl. George II; 1683–1760), seit 1727 König von Großbritannien und Irland, Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg (Hannover) und nominell einer der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg.

[473] Siehe hierzu S. 113, Anm. 465.

vordersten Reihen glänzten. Die Namen Tychsen[474], Langenbeck[475], Blumenbach[476], Heeren[477], Lücke[478], Ewald[479], Hugo[480], Meister[481], Bergmann[482], Beier[483], Stromeier[484], Osiander[485], Gans[486], Schütze[487], Hausmann[488], Müller[489], Wendt[490], Mitscherlich[491] etc. etc., bilden einen Zyklus, wie ihn, gleichzeitig, keine andere Hochschule aufweisen kann.

Ein würdiger, ächt vornehmer Ton, der von jeher in Görtingen in dem Lehrerkreise herrschte, und der durch die Menge von fürstlichen Personen, welche ihre Studien hier machten, unterstützt und getragen wurde, mußte nothwendig auch auf den Ton unter den Studenten überhaupt zurückwirken. Dieser war stets anständig und freier von burschikosen Rohheiten, als sonst wo. Der Aufenthalt ist übrigens an keiner andern deutschen Universitätsstadt so kostbar wie hier; ein Umstand, der sich leicht erklären läßt.

[474] Der Orientalist und Theologe Thomas Christian Tychsen (1758–1834), der 1784 als Professor der prot. Theologie an die Universität Göttingen berufen wurde.

[475] Der Mediziner Konrad Johann Martin Langenbeck (1776–1851), ab 1802 Privatdozent, seit 1814 dann ordentl. Professor der Chirurgie und Augenheilkunde an der Universität Göttingen.

[476] Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840), 1776 a. o. Professor, 1778 ordentl. Professor an der Universität Göttingen; er lehrte Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie.

[477] Arnold Hermann Ludwig Heeren (1760–1842), ab 1784 Privatdozent an der Universität Göttingen, 1787 a. o. Professor und ab 1794 zunächst ordentl. Professor der Philosophie, seit 1801 dann ordentl. Professor der Geschichte.

[478] Der prot. Theologe Friedrich Lücke (1791–1855); im Jahre 1827 hatte er einen Ruf an die Universität Göttingen erhalten, wo er Exegese, Dogmatik und Ethik lehrte.

[479] Der Orientalist Heinrich Ewald (1803–1875); nach vier Jahren einer a. o. Professur wurde er 1831 zum ordentlichen Professor für Altes Testament an der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen ernannt. Am 12. Dezember 1837 fand seine Laufbahn in Göttingen jedoch ein plötzliches Ende, als er mit sechs Kollegen gegen die Aussetzung der Verfassung protestierte und deshalb als einer der „Göttinger Sieben" von König Ernst August I. von Hannover (siehe hierzu S. 119, Anm. 493), seiner Ämter enthoben wurde.

[480] Gustav von Hugo (1764–1844), der ab 1792 als ordentl. Professor an der Universität Göttingen Rechtswissenschaften lehrte.

[481] Der Jurist Georg Jacob Friedrich Meister (1755–1832); 1784 übertrug ihm die Universität Göttingen die Stelle des ordentl. Professors für Straf- und Kriminalrecht, wählte ihn dann 1801 zum Prorektor und Ersten Magistrat der Hochschule und benannte ihn 1807 zum Ordinarius der Juristenfakultät.

[482] Der Jurist Friedrich Christian Bergmann (1785–1845); 1806 wurde er Beisitzer der Juristenfakultät, 1808 a. o. und 1811 ordentl. Professor der Rechte.

[483] Dieser Name findet im vierbändigen, zeitgenössischen Standardwerk „Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen" (Göttingen: Vandenhoek 1765–1838) keine Erwähnung.

[484] Friedrich Stromeyer (1776–1835); 1805 a. o. Professor, ab 1810 dann ordentl. Professor der Chemie.

[485] Der Mediziner Friedrich Benjamin Osiander (1759–1822) oder dessen Sohn, der Gynäkologe Johann Friedrich Osiander (1787–1855), die ab 1792 bzw. 1815 als Professoren an der Universität Göttingen wirkten.

[486] Vielleicht der Jurist und Historiker Eduard Gans (1797–1839), der in Göttingen allerdings nur studiert hatte.

[487] Dieser Name findet im vierbändigen, zeitgenössischen Standardwerk „Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen" (Göttingen: Vandenhoek 1765–1838) keine Erwähnung.

[488] Friedrich Hausmann (1782–1859), 1811 auf die Professur für Mineralogie und Technologie der Universität Göttingen berufen.

[489] Karl Otfried Müller (1797–1840), 1819 auf eine a. o. Professur an der Universität Göttingen berufen, wo er neben Klassischer Philologie auch Kunstarchäologie lehrte; seit 1835 wirkte er auch noch als Professor für Eloquenz.

[490] Der Philosoph, Musiktheoretiker und fruchtbare Herausgeber Johann Amadeus Wendt (1783–1836), der 1829 auf den Lehrstuhl für Philosophie an der Georg-August-Universität Göttingen berufen wurde.

[491] Der klass. Philologe Christoph Wilhelm Mitscherlich (1760–1854), 1785 zum a. o. Professor an der Universität Göttingen ernannt und an der Universitätsbibliothek angestellt; 1794 zum ordentl. Professor erhoben.

Zur Zeit der höchsten Frequenz hatte Göttingen 1800 Studierende. Wegen der regen Theilnahme der Göttinger an der Burschenschaft, dem Wartburgfeste[492] und anderen, die Regierungen ängstigenden Erscheinungen der damaligen Zeit wurde durch gemeinschaftlichen Beschluß ein zweijähriger Verruf über Göttingen ausgesprochen, welche Maßregel die Universität verödete und die Zahl ihrer Besucher auf 400 herab brachte. Göttingen erhob sich seitdem nie wieder zum früheren Glanze. Seine Schicksale in neuester Zeit[493] sind zu frisch im Andenken aller Leser, um mehr als der bloßen Hindeutung zu bedürfen.

Göttingen besitzt mit königlicher Freigebigkeit dotirte wissenschaftliche Anstalten und Sammlungen aller Art: ein Seminar, Gelehrten-Vereine in Menge, eine Sternwarte, ein Anatomisches Theater, ein Klinisches Institut, einen Botanischen Garten, ein Museum für Naturgeschichte, und eine Bibliothek, für neuere Literatur die reichste in der Welt, mit mehr als 300,000 Bänden und über 6000 Manuscripten. – Die im Stahlstich dargestellte neue, prachtvolle Aula[494], ein Geschenk König Wilhelm's des Vierten[495], wurde am Jubel-Stiftungsfeste der Georgia, am 19. September vorigen Jahrs, feierlich eingeweiht und der Universität übergeben.

Wilhelm IV., von Großbritannien und Irland und König von Hannover
(siehe hierzu S. 119, Anm. 495)

[492] Am 18. Oktober 1817, dem 4. Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht von 1813.

[493] Der von Ernst August (1771–1851) ausgelöste Verfassungskonflikt und die damit verbundene Entlassung der „Göttinger Sieben“ (siehe hierzu S. 118, Anm. 479); „[…] ein Autokrat und Menschenverächter, von dem eine liberale britische Zeitung schrieb: ‚Der Herzog von Cumberland hat bereits alle menschlichen Verbrechen begangen mit einer Ausnahme, des Selbstmordes.‘“ (Weis, Eberhard: Der Durchbruch des Bürgertums – Europa im Zeitalter der Revolution 1776–1847 (= Propyläen Geschichte Europas Bd. 4). Berlin: Propyläen 1978. S. 392); Ernst Augusts lakonische Feststellung zu den „Göttinger Sieben“ lautete hingegen überdeutlich: „Professoren, Huren und Tänzerinnen kann man überall für Geld haben.“ ([Assing, Ludmilla ([Hrsg.)]: Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858. Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern, und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt. Leipzig: F. A. Brockhaus 1860. S. 118; 6. April 1842). Der wohl nach einer Vorlage von Edmund Koken (1814–1872) von Carl Mayer (1798–1868) angefertigte Stahlstich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

[494] In den Jahren 1835 bis 1837 nach Plänen von Otto Praël (1793–1862) und unter der Bauausführung von Christian Friedrich Andreas Rohns (1787–1853) errichtet.

[495] Wilhelm IV. (engl. William IV; 1765–1837), seit 1830 König des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland sowie in Personalunion König von Hannover. Der nach einer Vorlage von Charles Jagger (ca. 1770–1827) von Johann Friedrich Bolt (1769–1836) angefertigte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Almanach de Gotha pour l'année 1832. – Soixante-neuvième année“ (Gotha: J.erthes [1831]).



DIE UNIVERSITAET IN GÖTTINGEN

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 80-84.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 30-34.

CCXVIII. Rudelsburg und Saaleck in Thüringen.

Das Böse
Stürzt mit dem Guten im Strom der Zeiten.[496]

Die Natur zeigt uns in allen ihren Werken unendliche Mannichfaltigkeit. Keine zwei Wesen gleichen sich in der seelen- und willenlosen Schöpfung: denn im grenzenlosen All herrscht die Freiheit. Die organische Welt kann nicht davon ausgenommen seyn, und mehr als irgend ein anderes Geschaffenes hat der Mensch die Nothwendigkeit, seine Individuen in unendlicher Mannichfaltigkeit zu entwickeln, und jedem aufzudrücken sein eigen unterscheidendes Gepräge. Nach dem nämlichen Gesetze bilden sich die Völker, ebenso verwandte Stämme ein und desselben Volks eigenthümlich aus nach dem Einflusse ihres Klimas, der Natur und Fruchtbarkeit ihres Bodens, nach ihrem Stammcharakter, ihren Ideen, ihrer Lebensweise, ihrer Kunst, ihren geschichtlichen Erinnerungen, und überhaupt nach der ganzen Art ihres Seyns. Ich kenne nichts Lächerlicheres und Nachtheiligeres zugleich, als das Streben, welches in einem großen Reiche alle Individualität der einzelnen Völkerstämme verwischen und die Mannichfaltigkeit der Formen zerstören will. Nur Unverstand und Despotismus mögen einen solchen Willen befolgen. Kein Götzendienst aber empöret mehr, als der für eine willkührlich ausgedachte, die Nationalitäten zerstörende Einheit geforderte.

Nicht einmal unter sich verwandten Stämmen darf die Idee der Volkseinheit näher treten, als es die freie Entwickelung des Stammcharakters zuläßt. Wie thöricht sind Diejenigen z. B., welche von der Nothwendigkeit reden, alle Menschen deutscher Zunge in eine Form einzupressen, damit ein Deutscher dem Andern gleiche! Deutschland, das allen andern Ländern in der Bildung vorangeht, hat seine schöne, geistige Entwickelung einzig und allein der reibenden, rivalisirenden, immer zur Nacheiferung spornenden Individualitäts-Bildung seiner Stämme zu danken. Es trägt die Mannichfaltigkeit einer Welt in sich; und gerade diese Mannichfaltigkeit ist der Träger seiner Kultur und der Bürge ihres Fortschreitens. Welchem Stamm unter so vielen würde denn, wenn wir eins werden sollen, das Münzrecht gebühren? Welchem das Recht, mit seinem Stempel die übrigen, die Urbilder vernichtend, auszuprägen und in Kurs zu setzen? Dem Stärksten doch wohl. Und der wäre? Man sieht, wohin es führt. Nein! jeder deutsche Volksstamm muß sein selbstständiges, eigenes Leben behalten; er muß behalten seinen eigenthümlichen Charakter, seine Sitten und seine Gebräuche. Würden alle deutschen Stämme zu einer großen Nation zusammen geschmolzen, wie die französische, dann würden wir vielleicht der Welt Gesetze geben; aber mit dem Verwischen aller Individualität im Einzelnen ging unsere höhere Bestimmung sicherlich verloren.

Wir dürfen nicht fürchten, daß die Metamorphose, schon zweimal mißlungen, sobald von neuem versucht werde. Die Manie, die alten deutschen Landnamen auszutilgen, gleichsam als fürchtete man die historischen Erinnerungen, welche sich an sie knüpfen, ist eine obsolete, und in der neuerlichen Wiedererweckung der Ehrfurcht für deutsches Alterthum finden wir ein Palliativ[497] gegen die Wiederho-

[496] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[497] Von lat. Palliativum, schmerzlinderndes Mittel.



RUDELSBURG UND SAALECK

lung. Wer freute sich nicht, hört er die alten Namen von Ländern und Gauen wieder aus dem Munde der Fürsten? So ist auch der Urname Thüringen, den des Thüringers Stamm treu bewahrt hat, so viel auch daran getauft und wieder getauft worden ist im Laufe der Jahrhunderte, und so viele Herren auch herrschen in seinen Gauen und auf seinen Höhen, neuerlich wieder zu Ehren gekommen, und man hat von Thüringischen Staaten und Staatenbündnissen mancherlei gehört. Am Ende liegt dem Volke freilich wenig daran: es vergißt den Heimathsnamen doch nicht, vergäßen ihn auch die Diplomaten.

Thüringen, wie Jean Paul[498] es nennt, „das Land der gemüthlichen Natur und der gemüth- und bildungreichen Menschen,“[499] zählte einst eine kaum glaubliche Anzahl von Burgen und Besten, deren Ruinen jetzt die Gegend schmücken. Der größere Theil derselben entstand zu jener Zeit, wo die Slaven sich gewaltsam Wohnsitze erbauten von den Westmarken Deutschlands an bis zu seinem Herzen; wo Wenden und Sorben der Lausitz und die Böhmen ihre räuberischen Einfälle oft bis in's Thüringer Land ausdehnten. Da kamen feste Burgen auf auf [sic!] allen Höhen, zu Schutz und zur Abwehr der frechen Fremden. Die Rudelsburg wurde damals gebaut; Saaleck, für welches die Volkssage Karl den Großen als Gründer nennt, bedeutend erweitert.

Ritter Rudolf von Münchhausen[500] errichtete jene im 10ten Jahrhundert. Anfangs bestand sie aus einem einzigen festen Thurme, hoch auf einem die Saale überragenden steilen Felsen, von Naumburg etwa anderthalb Stunden entfernt. Die Veste bezweckte ursprünglich, ein Zufluchtsort in Zeiten kriegerischer Noth zu seyn. Rudolf wohnte und wirtschaftete im gegenüberliegenden Dorfe Kreipisch, wo noch jetzt ein Rittergut ist, das ihm gehörte. Nach ihm erhielt die Burg den Namen Rudolfsburg, welcher später in den heutigen verkrüppelte. Grenzstreitigkeiten wegen kam es zwischen dem Geschlechte Münchhausen und dem der Gültenburge, welches auf der nahen Krainburg seinen Hauptsitz hatte, zur Fehde, die der Erbhaß ein paar Jahrhunderte lang nährte. Der Rudelsburger Zweig der Münchhausen war bereits im zwölften Jahrhunderte bis auf ein einziges Auge verdorrt. Ritter Otto, der letzte seines Stammes, hatte im heiligen Kriege seinen Sohn verloren; eine einzige Tochter war ihm geblieben, und der durch Alter entnervte Arm des Vaters war unvermögend, seine nach Hülfe schreienden Hintersassen gegen den drangsalirenden Nachbar zu schützen. Da that Otto den ersten schweren Schritt zur Aussöhnung. Er lud den Krainburger, diesem für sicheres Geleit sein Ehrenwort einsetzend, zu einem Fastnachtsschmauß. Ludwig von Gültenburg kam. Mit einer wechselseitigen freundschaftlichen Erklärung war der langwierige Hader aufgelöst, der böse Geist entwich und der der Liebe kehrte ein. Otto's reizende Tochter, die reiche Erbin, wurde Ludwigs Hausfrau. Im Heirathsvertrage hatte man aber ausgemacht, daß, wenn die Ehe mit mehren Söhnen gesegnet, einer der jüngeren die mütterlichen Besitzungen erben, das Münchhausen'sche Wappen führen, am väterlichen Gute aber keinen Antheil haben solle; und am Hochzeittage that Hildegard laut das Gelübde, daß, wenn Gott ihr mehre Söhne schenke, sie den Klöstern zu Weißenfels und Naumburg, jedem tausend meißnische Gulden[501] verehren wolle.

Es traf ein. Ludwig und Hildegard hinterließen 2 Söhne; der jüngere bekam die Rudelsburg mit dem mütterlichen Gute. Es war ein braver, redlicher, freundlicher Mann, allgemein geachtet; aber sein Sohn, auch ein Otto, schlug gänzlich aus der Art. Er wilderte auf Abenteuer umher, ein berüchtigter Raufbold; und als der Vater aus Gram über ihn starb, trieb er es ärger, als zuvor. Er bewaffnete seine Bauern und übte mit ihnen die adeliche Straßenräuberei auf eine gräuliche Weise aus. Sein Burgverließ füllte sich mit Schlachtopfern an. sein Schatz mit unrechtem Gute. Er baute eine Brücke über die Saale, blos um Vorwand zu haben zu Erpressungen. Da mußte jedes Schiff, das sie passirte, und Jeder, der des Wegs zog, schweres Zoll-, Brücken- und Geleitsgeld zahlen, und weder Freund noch Feind kam ungerupft durch. Dieses unwürdigen Otto's Sohn war nicht besser als der Vater. Er war der Schrecken und

[498] Jean Paul (eigentl. Johann Paul Friedrich Richter; 1763–1825).

[499] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[500] Im Jahr 1171 wurde erstmals ein Hugo de Ruthelebesburch urkundlich genannt, der dem Geschlecht der Herren von Schönburg entstammte. Die in diesem Zusammenhang im Text erwähnten Personen und Ereignisse sind historisch nicht verbürgt.

[501] Der meißnische Gulden, Abk. Mfl., war ein in Sachsen im Jahr 1490 auf 21 Groschen gesetzter rheinischer Goldgulden und von 1542 bis 1838 eine Rechnungsmünze (ein fiktiver Rechnungsgulden) im selben Wert.

die Geißel des Landes 10 Meilen in der Runde. Vergeblich waren die Klagen bei Kaiser und Reich. Sie wurden nicht gehört, oder das Raubgesindel verlachte die kaiserlichen Befehle, die ohne Kraft waren.

Aber der große Habsburger[502] kam, und mit ihm die Stunde der Vergeltung. 1289 erschien der Kaiser in Erfurt, wohin er einen Reichstag ausgeschrieben hatte; ihm nach zog ein kleines, aber streitgeübtes Heer. Nun ließ er von allen anwesenden Fürsten den Landfrieden beschwören, und wie ein Sturm ging's dann zur Vertilgung der adelichen Räuber von Burg zu Burg. An einem Tage richtete er zu Ilmenau über 28 gefangene Stegreifritter[503]. Alle büßten mit dem Strang. Der Rudelsburger entging seinem wohlverdienten Schicksal auch nicht. Nach heftiger Gegenwehr fiel er, beim Sturme der Burg verwundet, von der Mauer, auf der er kämpfte, und wurde jämmerlich zertreten; die eingenommene Veste aber wurde geplündert, angezündet und zerstört. Dieß geschah 1290.

Nach langen Jahren erhielten die Nachkommen die Besitzungen zurück und vom Kaiser die Erlaubniß zum Wiederaufbau der Burg. Eine Fehde mit dem Bischöfe von Naumburg führte die zweite Zerstörung derselben im Jahre 1348 herbei. Das Geschlecht der Gültenberge erlosch, und vom 16ten Jahrhunderte an änderte die Burg öfters ihre Besitzer. Die Familien Bünau, Kreuzen, Zech, Brühl und Schönberg besaßen sie wechselsweise. Schon zu Ende des 17ten Jahrhunderts war sie theilweise verfallen. Gänzlich verlassen wurde sie erst 1730 und seitdem ist sie, als Ruine, eine Zierde der Landschaft.

Den ehemaligen großen Umfang der alten Veste kann man noch aus den Trümmern deutlich erkennen. Brustwehren und Wälle umgaben einen äußern Hof, und eine sehr hohe Mauer, mit einem tiefen und breiten, in den Fels gehauenen Graben, umschloß die eigentliche Burg. Noch erkennt man an der Mauer die hervorstehenden Quadern, in denen die Angeln der Fallbrücke ruheten, welche letztere ein Bollwerk vertheidigte. Aus der Mitte der Veste erhob sich ein ungeheuerer viereckiger Thurm, dessen untere Mauern 12 Fuß dick waren. Der Eingang in denselben war 50 Fuß über dem Boden. In seinen tiefsten Gewölben sieht man noch das Burgverließ. Bei dessen kürzlich geschehener Aufräumung fand man die Ueberbleibsel menschlicher Gebeine. Welche Geschichten würden diese erzählen, wenn sie reden könnten! –

Der Rudelsburg gegenüber, nur durch eine tiefe Felsschlucht getrennt, stehen die Ruinen von Saaleck: – der Burg Karls des Großen, und des nachherigen Sitzes eines berühmten, längst erloschenen Geschlechts.

Nur 2 hohe, runde Thürme sind noch übrig; alles Uebrige ist versunken, und blos mit Bäumen bewachsene Schutthügel deuten den Standort der ehemaligen Gebäude dieses prachtvollen Schlosses an. Zwischen beiden Thürmen sieht man den Brunnen, der hinab drang bis unter den Spiegel der Saale. Er ist jetzt zur Hälfte verschüttet; jeder der Hinkommenden will die Tiefe durch einen Steinwurf beurtheilen, und so füllt er sich allmählich aus. Von dem höchsten der Thürme, in dem der jetzige Besitzer[504] sich ein freundliches Zimmer eingebaut hat, und der bequem zu ersteigen ist, genießt man, nach Ost und West, hinauf und hinab in das Saale-Thal eine reizende Aussicht.

Als die ältesten Besitzer Saalecks nennt die Geschichte das Dynastengeschlecht der Schenken von Vargula[505], berühmt in Thüringens Geschichte. Nach dessem Aussterben gab der Kaiser Schloß und Gut den Bischöfen von Naumburg zu Lehn. Diese benutzten die stattliche Burg zu ihrem Sommeraufenthalt, und in jener Zeit des äußersten Verderbnisses der Kirche (im 14ten Jahrhundert) waren die einsamen Mauern Saalecks öfters Zeuge von Scenen, von welchen die einfältige Laienwelt kaum eine Ahnung hatte, so frech und toll auch mancher geistliche Oberhirte in den Städten sein Wesen trieb. „Der bischöfliche Sitz zu Naumburg," berichtet eine alte Handschrift aus jener Zeit, „war eine Grundsuppe der Hölle und bestand aus erzgottlosen Bösewichtern und Kindern des Teufels, welche die ärgsten Sünden zu begehen keine Scheu trugen. Es hatten auch die bischöflichen Räthe und Vögte kein Gewissen, viel weniger Mitleid mit den Unterthanen, und da sie immer nur Geld in die bischöfliche Kammer schaffen sollten, mußten sie allezeit sinnen, wo sie es hernehmen und den Unterthanen abpressen sollten. Am

[502] Siehe hierzu S. 16, Anm. 25.

[503] Siehe hierzu S. 66, Anm. 218.

[504] Wohl Karl August Ludwig von Feilitzsch (1772–1844).

[505] Die Stammlinie der in Thüringen reichbegüterten Schenken von Vargula starb Mitte des 14. Jhd.s aus.

schlimmsten von Allen trieb es der Bischof Johannes[506] aus dem Geschlechte der Miltitze, dem der Teufel 1347 den Krummstab in die Hand gelegt. Dieser bezeigte sich seine ganze Regierung über als ein rechtes Satans- und Weltkind und lebte in Fressen, Saufen, Huren, Buben, Reiten, Fahren und Jagen also, als ob kein Herrgott im Himmel wäre. Er ließ, (und desselbigen Gleichen thaten seine Saufgenossen, die Canonici), die geistlichen Aemter durch Vikare verrichten und verlebte alle Zeit auf den Schlössern, oder in der Nähe von Nonnenklöstern, wo er ein schreckliches Leben verführte. Seine größten und meisten Schandthaten aber hat er auf Saaleck begangen, und man nannte die Burg mit Recht den Satanswinkel der Lust und der Bosheit. Da wurden Rotten von Gauklern aus Nürnberg verschrieben und lüderliche Metzen, und Leckerbißlein aus Leipzig und Braunschweig zu Hauf, und eingeladen zuweilen bei 200 Personen beiderlei Geschlechts, und nicht von dannen gegangen, als bis Küche und Keller geleert waren ganz und gar etc. etc.“[507] – Doch genug aus der Saalecker Chronik, die merkwürdige Beiträge zur Sittengeschichte einer längst vergangenen Zeit liefert.

Nach der Reformation wurde Saaleck mit den übrigen Besitzungen des Bisthums eingezogen, und die verlassene Burg verfiel. Als das dazu gehörige Gut durch Kauf an die Familie Feilitzsch[508] kam, war sie Ruine.

---

[506] Johann I. († 1351), seit 1348 Bischof von Naumburg; die Abstammung aus dem Geschlecht der Miltitz ist jedoch nach neuerer Forschung nicht mehr haltbar.

[507] Reichlich frei zitierter Auszug aus Friedrich Gottschalcks (1772–1854) „Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands […]. – Fünfter Band“ (Halle a. d. Saale: Hemmerde u. Schwetschke 1821), S. 309ff. Auch für Josephs Meyers Einlassungen zur Rudelsburg dürfte obengenanntes Werk (S. 287ff.) als Quelle gedient haben.

[508] Im Jahre 1804.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 84-86.

CCXIX. Madagascar[509].

Schon die Alten kannten das Daseyn von Madagascar als eine in Südost von Aethiopien liegende große Insel; die Portugiesen entdeckten sie aber 1492, und nannten sie nach dem Heiligen des Entdekkungstags St. Laurentius. Andere Europäer gaben ihr denjenigen Namen zurück, welchen sie im Munde der Eingebornen führt: Madagascar. – Die Insel, etwa 200 geogr. Meilen[510] lang und den vierten Theil so breit, wird durch den Kanal von Mozambique vom afrikanischen Festlande geschieden. Für die gebildete Welt ist sie, bis auf einige Küstenstriche, noch immer ein TERRA INCOGNITA[511] daher muß die Angabe von der Zahl ihrer Einwohner blos auf muthmaßlichen Schätzungen beruhen. Solche wechseln zwischen 1 ½ und 3 Millionen. – In Madagascar zeigt sich die Natur noch in ihren Urformen, und nur leise hat die Hand der Cultur sie hie und da berührt. An den Küsten tief eingerissene, mit der üppigsten Vegetation begrenzte Schluchten, aus denen brausende Bergwasser dem Ocean zueilen; weiterhin mit fast immerwährenden Nebeln bedeckte Thäler und, im Innern, große hohe Gebirgskämme, an deren mit Urwäldern bedeckten Seiten colossale Wolkenmassen hin und her ziehen, oder auf und nieder wogen, oder, das Ganze umhüllend, ein Dunstmeer bilden, aus dem nur die höchsten Bergkegel hervor stehen wie einsame Inseln: – so ist der allgemeine Anblick Madagascars aus der Ferne. Die geognostischen Verhältnisse des Eilands sind noch fast gar nicht untersucht; doch trägt es die sichtbaren Zeichen der neptunischen Herrschaft. Muschelkalk ist bis zu einer Höhe von vielen tausend Fuß aufgelagert, und die Ueberbleibsel von Korallen etc. etc. bilden ganze Berge. Nur einzelne Strecken des Ufers beweisen das Daseyn von auch vulkanischer Thätigkeit in diesen Gegenden. Basaltfelsen, theils mit schöner Säulenbildung, ragen an mehren Orten unmittelbar aus dem Meere hervor. Alle Partieen vulkanischen Ursprungs sind sehr zerklüftet und geben den Gegenden, wo sie vorkommen, einen romantischen Charakter, den eine riesenhafte Vegetation noch steigert. Die Schluchtenwände sind mit armdicken Schlingpflanzen eingefaßt, oder besetzt mit großen Bäumen, an welchen jene hinanranken. Uralte, ungeheuere Baumstämme liegen chaotisch umher, eingeklemmt zwischen dem zerklüfteten Gestein, oder mit Farnkräutern und Gebüsch überwachsen: Zeugen der Gewalt und der Verwüstungen der Gewässer, die zur Regenzeit sich in reißenden Strömen von den Bergen wälzen. Hie und da stürzen Wasserfälle von Felsabsätzen, oder grünliche Seen gucken aus der Tiefe der Thalgründe. Aus dieser Insel ist an gebahnte Wege nirgends zu denken. Die Pfade der Menschen gleichen den Pfaden des Wildes, und über die schauerlichsten Schluchten führen leichte Brücken, von Baumzweigen geflochten. Schaudernd sieht der zagende Reisende die Wasser in der Tiefe schäumen und hört ihren Donner, der sich durch die Schlucht den fernen Bergen zurollt.

Die Eingebornen wohnen Dörferweise bei einander. Ihre Wohnungen sind, zum Schutze vor den Ueberschwemmungen, gemeinlich auf Anhöhen erbaut, und haben, vermöge einer Eigenthümlichkeit in ihrer Bauart, ein sonderbares Ansehen. Sie sind nämlich zeltartig, und die Balken, welche sich zu beiden Enden, an den Firsten, kreuzen, ragen weit über dieselben, gabelförmig, hinaus, und sind an den Enden zu allerhand Kopfgestalten von Thieren und Vögeln ausgeschnitzt. Die Dörfer umgeben Gräben, zwanzig Fuß breit und oft doppelt so tief, theils der leichtem Vertheidigung wegen in Zeiten des Kriegs,

[509] Diese Abbildung findet sich 1838 unter dem Titel „Infanticide in Madagascar“ auch „Fisher's Drawing Room Scrap-Book“ (London: Fisher, Son and Co. 1838).

[510] 1 geogr. Meile = 7,4204 km.

[511] Siehe hierzu S. 96, Anm. 363.



GEGEND BEY FORT DAUPHIN
in Madagascar

theils um die Besuche wilder Thiere des Nachts abzuhalten. Ein schmaler Steg führt über den Graben an einem Ende des Dorfes; der einzige Zugang zu demselben.

Die Abstammung der Einwohner ist die Malayische. Sie sind stark, wohlgebildet, kraushaarig, olivenfarbig, sehr kriegerisch, rachsüchtig; thierischen, sinnlichen Genüssen sind sie oft bis zum Wahnsinn ergeben. Nach Art indischer Stämme scheiden sie sich in Kasten; aus den vornehmsten werden ihre Fürsten, ihre Priester und ihre Richter gewählt. Die Priester können schreiben und lesen und sind Bewahrer der Religionsgeheimnisse. Der Malagasse verehrt ein gutes und ein böses Wesen; beide theilen sich, nach seinen Begriffen, in die Herrschaft des Himmels und der Erde.

Es ist die gewöhnliche Tendenz religiösen Aberglaubens, über die stärksten und zartesten Triebe der Natur eine teuflische Gewalt auszuüben und nach ihrer Vernichtung und Unterdrückung zu streben; aber kaum giebt es eine so scheußliche Aeußerung seiner Macht, wie hier, unter irgend einem Volke. Eine von den Priestern genährte Vorstellung schreibt jedem Tage einen allmächtigen Einfluß zu, der bald für Dieses, bald für Jenes böse oder gut sey. Gewisse Tage halten sie für unheilbringend jeder organischen Neugeburt so sehr, daß sie die Zerstörung derselben für einen Pflichtakt der Barmherzigkeit betrachten. Es werden daher alle an solchen Tagen gebornen Kinder von den Aeltern gemordet, welche damit Gott das wohlgefälligste Opfer zu bringen wähnen. Schauderhaft ist die Art die Schauerthat zu vollziehen. Man denke sich den neugebornen Menschen, das Bild der Hülflosigkeit, hingegeben der Marter; seine Henker – die Aeltern. Lächelnd liegt es in den Armen der Mutter, die es still und andächtig unter den Agonien der Liebe und des Aberglaubens, gefolgt von dem Vater und den Verwandten, hinaus vor's Dorf trägt und es niederlegt in den Staub queer vor dem Steg, den Alles, was aus, und eingeht, wandeln muß. Unfern von dem wimmernden Geschöpfchen setzen sich die Aeltern und Verwandten nieder. Die Menschen gehen und kommen: aber sie schreiten über den Gegenstand des Jammers, der sich im Staube windet, hinweg. Erst den Fußtritten der heimkehrenden Heerde ist's vorbehalten, seine Leiden zu endigen. –

Bisweilen geschieht es wohl, daß ein solches Kind einen ganzen Tag liegt, und nur leicht verwundet, oder unverletzt davon kommt. In diesem Falle nimmt es ein Priester auf, reinigt es im geweiheten Wasser und unter dem Jubel des Volkes giebt er's den entzückten Aeltern zur Pflege zurück! Der böse Zauber des Tages ist dann durch die Macht des guten Geistes gelöst, und das Kind wird fortan als dessen Schützling betrachtet.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 87.

CCXX. Der Donaustrudel.

Wäre es nicht eine alte Krankheit des Menschen, in der fernen Fremde zu hoffen und zu suchen, was er in der nahen Heimath verschmäht, dann könnte man nicht begreifen, wie es möglich ist, daß die reichen, reiselustigen Menschen mit ihrem Gelde in fremden Ländern und oft fremden Welttheilen entlegene Genüsse einer üppigen und schönen Natur kaufen, die herrlichen Gauen und romantischen Thäler der Donau aber bis auf die neueste Zeit, verhältnismäßig, von ihnen wenig besucht worden sind. Erst in unsern Tagen hat die Dampfschifffahrt und ihre Bequemlichkeiten den Bann dieser Gegenden gelöst und manchen bisher wenig bekannten Namen in der Reisewelt berühmt gemacht. Einen solchen führt das schöne Bild hierneben.

Von Linz stromabwärts, halbwegs nach Grein, breitet sich die Donau in der Ebene weit aus und theilt sich in mehre Arme, die eben so viele Inseln bilden. Erst nahe bei Grein treten die Ufer wieder näher zusammen, und das Thal verengt sich zu einer tiefen Schlucht, an welcher jenes Städtchen mit der nobeln Greinburg malerisch sich lagert. Der Strom macht hier, hoch aufgethürmt in seinem Felsenbette, den gefürchtetn Greinerschwall als Vorboten des größern, gleichartigen Naturschauspiels, auf das von dort der Schiffer mit feierlicher Stille vorsichtig zusteuert. Schon von ferne warnt dumpfes Brausen und das unruhige Wirbeln der Gewässer. Die Felseninsel Wörth, gekrönt mit den Ruinen einer alten Burg, der Werfenstein genannt, auf welcher ein berüchtigtes Schnapphahngeschlecht auf Raub lauerte, der an armen, nothleidenden Schiffern leicht zu begehen war, theilt den Strom in 2 Arme. Jener zur Rechten, der sogenannte Hößgang, fließt ruhig dahin; kann aber leider! nur bei sehr hohem Wasserstande zur Fahrt benutzt werden. Der zur Linken bildet den Strudel, der Donau-Schiffer Schreckbild, wie es das Bingerloch für die Schiffer des Rheins früher gewesen. Dort, wie da, bildet ein den Fluß quer durch setzendes Felsriff eine furchtbare Brandung und eine noch immer nicht ganz gefahrlose Passage, obschon sie Joseph der Zweite[512] durch Sprengen mit Pulver unter dem Wasser erweitern ließ. Bei dem Markte Struden, der pittoresk am Uferrande unter einem überhängenden Felsen erbaut ist, hat man zum Ueberschauen dieses erhabenen Naturschauspiels den besten Standpunkt. Von diesem geschah auch die Ausnahme unserer Abbildung.

[512] Siehe hierzu S. 163, Anm. 589.



DER DONAU-STRUDEL
(Nieder-Oesterreich)

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1841. 134 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 62.

CCCXXXXIX. Die Insel Wörth und ihre Ruine.

Wörth, der fluthenumbrauste Fels mit seinen Trümmern ist die schönste Parthie der Donau von Linz bis, nach Mölk[513] hinab. Die Donau erweitert sich hier und erinnert an eine der gemüthlichern Parthien des Vierwaldstädter Sees in der Schweiz. Alle Felsgipfel der waldumkränzten Höhen prangen mit Ruinen alter Burgen und auf jeder Landzunge lugen Weiler und Dörfer zwischen Obsthainen und freundlichen Gärten heraus. Nahe der Insel bildet der Strom den furchtbaren Greinerschwall, – eine Stelle, wo er über Klippen brausend und schäumend dahin tobt.

---

[513] Melk.


CCCXXXXVIII
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbgh.
Eigenthum der Verleger

BURG WOERTH

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 91-94.

CCXXII. Segovia[514].

Segovia (10,000 Einw.; einst 80,000!) dessen Erbauer, der Sage nach, Herkules selbst war, und dessen reiche Minen und blühenden Gefilde im Alterthume berühmt gewesen, ist noch jetzt eine der malerischsten Städte Spaniens. Sie liegt auf einem schmalen und steilen Felsriff, der sich zwischen zwei tiefen Thälern hinzieht, in welchen die Flüsse Eresma und Arova[515] strömen, welche sich unterhalb der Stadt vereinigen. Zur Zeit der arabischen Herrschaft war sie die Residenz eines Königs. Die reichen Minen sind längst verloren gegangen, die Kultur ist gewichen und die Gegend ist verwildert; aber in der wohlerhaltenen Trajanischen Wasserleitung[516] und dem Alkazar[517] (dem Pallaste der maurischen Könige) bewahrt Segovia noch Monumente seiner glänzendsten Zeiten.

Der Aquaedukt beginnt in den Hügeln von Ildefonso, und führt das Wasser auf einer sehr beträchtlichen Länge über das Thal zur Mitte der Stadt. Anfänglich sind, wie sich von selbst versteht, seine Bogen niedrig. Langsam nehmen sie zu an Höhe; am Fuße der alten Stadtmauer thürmen sie 120 Fuß hoch sich auf. Dort sind zwei Reihen Bögen über einander gesprengt; ein vortrefflicher Gedanke des Baumeisters, um den Schein der Schwäche zu vermeiden. Am schönsten nimmt sich der Aquaedukt aus, wenn die Morgensonne strahlend durch die obern Bogen bricht, die Pfeiler der untern aber tief in Schatten sich hüllen, und gleichsam auf dem leichten Nebel nur zu ruhen scheinen, mit welchem der Fluß das Thal anfüllt. So betrachtet ist er einer Brücke ähnlich, die, über 3000 Fuß lang, die Stadt mit dem fernen Gebirge verbindet. Von der Stadt selbst sieht man blos die höchsten Kuppeln und die Glokkentürme, deren kupferne Dächer blendende Strahlen aussenden.

Die Leitung führt bis zum höchsten Punkt der Stadt, wo sie sich in einem Reservoir ausmündet, von welchem Röhren das Wasser in Ueberfluß den entferntesten Quartieren zubringen, und Plätze und Märkte mit kühlenden Springbrunnen zieren. Es war ein schöner, eines Welteroberergeistes würdiger Gedanke, die sprudelnden Quellen in dem fernen Gebirge zu sammeln und mit einem solchen für die Ewigkeit gebauten Werke der Wohlthäter einer Stadt für alle Zeiten zu werden. Interessant ist der Vergleich zwischen alter und neuer Bauart, wozu sich, da der Aquaeduct einige der Hauptstraßen überspannt, hier die beste Gelegenheit bietet. An einer Stelle schreitet der Römerbau über eine Kirche weg und über den gegenüber liegenden Palast. Wie nobel und herrlich erscheint jener, wie spricht das Ebenmaaß seiner Verhältnisse, die Einfachheit seiner Form so wohlgefällig an: wie widerlich ungestaltet dagegen erscheinen die kleinlichen Gebäude späterer Zeiten und anderer Völker, wie sinnlos sind ihre Verzierungen, wie plump und unverständig ihre Verhältnisse!

In der stolzen Seele des Römers lag keine Ahnung von der Möglichkeit eines Wechsels der Dinge. Er setzte überall die Ewigkeit seines Staats voraus; deshalb auch Dauer für die Ewigkeit oberster Zweck in allen seinen öffentlichen Werken war. Durch sie spottete er gleichsam der Zeit und den Elementen.— Baumeistern späterer Völker scheint hingegen immer der Gedanke der Vergänglichkeit zur Seite gewesen zu seyn; – sie bauten für das Jahrhundert, höchstens für das Jahrtausend. – Der Aquaedukt ist von Granitquadern aufgeschichtet, ohne irgend ein Cement, oder Mörtel. Die Quadern sind auf einander

---

[514] Griech. Σεγουβία, Segoubía; lat. Segovia; arab. شقوبية, Šiqūbiyyah.

[515] Wohl der Arroyo Roduelos bzw. de La Viña.

[516] Der Aquädukt war wahrscheinlich 98 n. Chr. unter dem römischen Kaiser Trajan (53–117 n. Chr.) fertiggestellt worden (siehe hierzu S. 140ff.).

[517] Bereits im 11. Jhd. unter islam. Herrschaft begonnen, wurde der Alcázar (siehe hierzu S. 144, Anm. 544) von Segovia nach der Rückereroberung im Jahre 1122 von König Alfons VI. (span. Alfonso el Bravo; 1037–1109; seit 1065 König von León) im Wesentlichen vollendet.

geschliffen und nach drittehalbtausend Jahren ist noch kein Stein um ein Haar aus dem Lothe gewichen, oder geht ein Tropfen Wasser durch Versickerung verloren. Wenn aber je dieses Werk einmal vergehen sollte, so ist es gewiß nur durch die Sorglosigkeit der Segovier, welche die Wohlthat des Ueberflusses an herrlichem Trinkwasser nicht einmal mit der geringen Mühe vergelten mögen, den Aquaeduct von Unrath zu reinigen und von dem Strauch- und Buschwerke zu befreien, das ihn überwachsen hat, und während es ihn ziert, allmählich zu zerstören droht.

Nächst der antiken Wasserleitung ist der alte Palast der Maurischen Könige das merkwürdigste Gebäude Segovia's. Der Alkazar hat durch den Gil-Blas des Lesage[518] classischen Ruf durch die gebildete Welt. Er steht frei auf einem Felsen und seine burgähnliche Form beweist, daß er den doppelten Zweck einer Zitadelle und Königswohnung vertreten mußte. Er beherrscht die lieblichsten Aussichten in die tiefen Thäler und Auen der Eresma und Arova, über die hügeliche Landschaft und zur hochgipflichen Sierra, welche jene in blauer Ferne bekränzt.

– „Ich verlangte einen Führer zum Schlosse. Der Wirth packte einen behenden, barfußen Buben an, und rief ihm zu, er solle mich begleiten. Auf breiten, großen Stufen war die Höhe bald erstiegen und wir waren am Thore. Ein alter Invalide kam nach langem Klopfen, frug und öffnete mit gleichgültiger Miene. Schweigend führte er uns durch ein finsteres Gewölbe und pochte an einer kleinen Pforte. Sie wurde von innen geöffnet. Wir sahen uns in einem weiten Hofe, auf welchem einige 40 zerlumpte Menschen mit wilden, ausdrucksvollen Zügen im Grase lagerten, oder in Gruppen umher standen und sich unterhielten. „Gefangene Carlisten[519]!“ antwortete unserer Frage der Invalid, der an der Pforte seine Cigarre schmauchte und als Wache fungirte. Aber mein Cicerone erklärte mir, daß ich mich auf dem ehemaligen Turnierhofe der maurischen Könige befände.

Wir schritten über den kothigen Raum einem in's Innere führenden Thore zu. Begleitet von einem der Unteroffiziere, der in der Halle saß, ging es eine Wendeltreppe hinan, dann über einen langen Corridor. Wir traten in den Rittersaal, Er war getragen von schlanken Säulchen, aus welchen tief herabgehende Bogen in der gewöhnlichen maurischen Hufeisenform ruheten. Uebrigens war alles leer und öde; und der Unrath von Vögeln, der auf dem Boden lag, gab ein übles Zeugniß von der Tüchtigkeit der Fenster. Von da passirten wir eine Menge Gemächer, meistens klein und unansehnlich, oft schmutzig bis zum Ekel und meistens durch winkliche Corridors mit einander verbunden. Ich hatte es anders erwartet, war getäuscht und verlangte, müde etwas zu besehen, was nicht des Besehens werth war, zurück. „Ich will nur noch einen Kranken besuchen,“ antwortete der Corporal und öffnete eine kleine verschlossene Thüre, vor der wir standen. Ein hoher, ehrwürdiger Greis trat uns entgegen; sein kahler Kopf war voll Ausdruck. Der Corporal fragte ihn, ob er was essen wolle. „Nein,“ antwortete der Alte; „aber bringt mir einen Krug frisches Wasser. Ich bin sehr durstig. Der Kleine da holt mir's wohl,“ setzte er hinzu, und auf einen Wink des Corporals nahm mein Bube den Krug und eilte damit fort. Ich sah mich um in der engen Zelle. Sie ließ kaum für uns den nöthigen Raum übrig; hatte aber eine köstliche Aussicht über das Thal und den Wald in's Gebirge. Die Geräthe bestanden aus einem Rohrstuhle, einem Tische und einer Bettlade mit ein Paar Matratzen. Auf dem Tische lag ein Gebetbuch, einige Papiere, Winkelmaß und Cirkel. Ich äußerte dem Greise meine Theilnahme und den Wunsch, etwas von seinem Schicksale und der Ursache zu erfahren, die ihn hierher gebracht hatte. „Sie vermuthen einen Carlisten in mir;“ – sagte er gelassen; „aber Sie irren. Ich büße das Verbrechen, den Versuch gemacht zu haben, meinem unglücklichen Sohne das Leben zu retten. Dieser, taub meinen Bitten, war der Fahne des Prätendenten[520] gefolgt. Die Guerilla, welche er befehligte, wurde zerstreut. Verfolgt, floh er des Nachts in's väterliche Haus. Er war mein einziges Kind. Ich hielt ihn wochenlang verborgen. Vergebens. Entdeckt, wurde er

---

[518] In der zwischen 1815 und 1835 erschienenen „Histoire de Gil Blas de Santillane“ des Alain-René Lesage (1668–1747).

[519] Span. Carlistas; so benannt nach Don Carlos (1788–1855), dem Bruder des verstorbenen Königs Ferdinand VII. (1784–1833), der im Kampf gegen die Regentin Christina (span. María Cristina de Borbón, princesa de las Dos Sicilias; 1806–1878) die Befürworter einer absoluten Monarchie um sich scharte. Die unter dem Begriff Carlistenkriege in die Geschichte eingegangenen politischen Auseinandersetzungen (1833 bis 1844, 1847 bis 1849 und von 1872 bis 1876) wurden – ähnlich wie später während des span. Bürgerkriegs von 1936 bis 1939 – von beiden Seiten mit kaum vorstellbarer Grausamkeit geführt.

[520] Don Carlos (s. o.).

zum Richtplatze geführt. Grausam machte man mich zum Zeugen seines Todes, und der Akt der Vaterliebe wurde interpretirt als Beweis Carlistischer Gesinnung. Die Regierung dekretirte Confiskation meines Vermögens und gab mir diese Zelle zur Wohnung. Hier bin ich nun seit drei Jahren. Aber der Abend meines Lebens ist vorüber gegangen und die Nacht bricht schnell herein. Ich bin nicht unglücklich; – ersparen Sie sich,“ – sagte er, mich mit heiterm Blick fixirend, – „das Wehgefühl des Bedauerns, das ich in Ihren Augen lese.“ Ich frug ihn, ob er keinen Freund, oder Bekannten in Madrid habe, der sich seiner annehmen könne. „Lassen Sie das,“ antwortete der Alte; „meine Zelle ist mir der liebste Aufenthalt auf der Erde geworden; Befreiung hoffe ich nur von oben.“ Ich suchte das Gespräch ab und auf die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes zu lenken. Er schien mit den Ereignissen der Gegenwart bekannt, und seine Theilnahme doch etwas lebendiger zu seyn, als ich nach der vorhergehenden Aeußerung vermuthen durfte. Er sprach mit Kürze und Bestimmtheit und dem Freimuth eines Mannes, der das Leben mit seiner Furcht und seinem Hoffen hinter sich liegen hat, wie eine vollendete Reise. „Spanien lebt,“ sagte er, „in einer Uebergangsepoche. Jede Verwandlung ist Qual, und das lebende Geschlecht fühlt ihre Schmerzen, ohne ihre Lust zu genießen. Ich habe den Prozeß seit 50 Jahren beobachtet, und er ist noch im ersten Stadium. In keiner Erscheinung ist noch Bleibendes. Alles ist noch Gährung; Ideen und Vorstellungen entstehen und vergehen wie Blasen. Man adoptirt sie und läßt sich für sie todtschlagen, oder schlägt Andere todt. Es geht aber andern Völkern auch nicht besser. Erst kamen die Franzosen mit weißen Bändern und Lilien, und fochten mit uns für unsern König; dann kamen sie mit dreifarbigen und mit Adlern und schleppten ihn fort und sperrten ihn ein. Dann kamen die Engländer und stritten mit unsern Mönchen für die Ehre der heiligen Jungfrau, und nun sind sie wieder da und helfen die Klöster aufheben und die Mönche erschießen. Bald predigen die Fremden, bald predigen die Unsrigen Haß, oder Liebe, bald dem absoluten, bald dem constitutionellen Königthum, bald mußte man beide verleugnen und die Republick hoch leben lassen, wollte man nicht als Aristokrat am Stricke baumeln. Ist in dem Allen Verstand gewesen, oder Beständigkeit? Sie sehen, so hat jedes Volk und jeder Tag in dieser Gährungsperiode seine Ratte. Unsere Zeit bläßt Seifenblasen, und dem Zuschauer kommt sie schaal und unerträglich vor, wie große Leute, wenn sie mit Kindertand spielen. Jede Gegenwart hält sich für allein klug, und jeder Gläubige an das Thier des Tages für den Alleinrechtgläubigen. Niemand will irren, weil Alle befangen sind im Irrthum. Keiner gibt zu, daß Das, was für den Augenblick geboren ist, nicht für den nächsten zu leben hat. Doch – (der Junge trat mit dem Wasserkrug herein!) Sie wollen zu Haufe.“ Und mir die Hand reichend, setzte er erst feierlich hinzu: „Wir sehen uns nicht wieder. Laß die feige Weisheit der Zeit Dein Ohr nicht bethören, oder Dir von ihrem Unglauben das Herz vergiften. Vertraue und hoffe! Ohne den Willen Dessen, der die Welten schuf, und den Menschen, und den Seraph, und den Wurm, und Jeden seine Bestimmung erfüllen läßt, wird auch kein Steinchen am Bau der Menschheit anders gelegt werden, als es werden soll, und – fällt auch kein Haar von Deinem Haupte.“ –



SEGOVIA
in Spanien



SEGOVIA IN SPANIEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1841. 134 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 115f.

CCCLXVIII. Das Amphitheater zu Segovia in Spanien.

Im römischen Weltreiche hat außerhalb Rom kein Primat bestanden. Jedes Glied an der Völkerkette mußte nothwendig alle Geltung in dem ersten Ringe suchen – dort, wo die ganze Gliederreihe aus erster Ursache, die allein Rom war, sich entwickelte. Darum hatten auch alle Provinzen an den Einflüssen und Wirkungen römischer Herrschaft gleichen Antheil.

Spanien, gesichert durch seine Lage, und den Heerstraßen des Krieges fern, genoß, als römische Provinz, eine lange Periode des Gedeihens, des Friedens und der Ruhe. Drei hundert Jahre hat dort die Blüthenzeit der Herrschaft Roms gedauert. Ueber tausend reiche Städte prangten am Stocke des Landes, und ihre Namen und Denkmäler reden von jener Zeit zur Gegenwart.

In dieser Epoche waren es besonders drei Städte der iberischen Halbinsel, in welchen sich der Glanz der weltherrschenden Roma widerspiegelte: Tarragona, volkreicher und größer als irgend eine Stadt der heutigen Welt, mit 2 Millionen Einwohner; Merida, das 90,000 bewaffnete Bürger aufstellen konnte, und Saragossa. Auch Segovia, dessen Gründung die Chronisten dem Herkules zuschreiben, war damals groß und reich. Seine prachtvollen Gebäude stiegen auf den Terrassen eines Bergs empor, und die Spitze desselben krönte die Zwingburg, das Castrum.

Segovia ist jetzt arm, entvölkert und eilt seinem Verfalle zu; aber zwei Werke geben Zeugniß von dem, was es gewesen: der Aquädukt, welcher der Stadt das Trinkwasser zuführt und im 5ten Bande dieses Werkes beschrieben wurde, und das Amphitheater. Letzteres ist ein Rundbau und wohl erhalten. Es wurden in demselben bis auf neuere Zeit die Stiergefechte gehalten, in welchen die blutigen Circenses[521] der Römer fortleben.

Jetzt brandmarkt die öffentliche Meinung auch die Stiergefechte als grausam und sie hören allmählich auf; aber anderthalb Jahrtausende gehörten dazu, diesen Wechsel der Begriffe zu bewirken. Tiefer als irgendwo im Römerreiche hatte in Spanien der Sinn für die Spiele der Arena gewurzelt, welche unter Tiber[522], Nero[523], Caligula[524] den höchsten Gipfel der Scheußlichkeit erreicht hatten. Gladiatorenkämpfe waren damals so allgemein in Spanien, wie in Rom selbst. Die schönsten, kräftigsten Männer und Jünglinge, welche die auswärtigen Kriege als Gefangene lieferten, wurden, nach Abzug dessen, was Italien zum Schlachten im Circus brauchte, in die Provinzen vertheilt, und wenn die Fehden mit den Barbaren nicht ein hinlängliches Contingent hergaben, so öffnete man die Gefängnisse, und ließ die Verbrecher sich würgen. Erst am Abend des römischen Tages, als, durch Constantin, das Christenthum zur Staatsreligion sich erhob und es die Barmherzigkeit in die Welt zurück führte, lange nachher, als in Rom selbst die Arenen geschlossen waren – hörte das Spiel des Menschenwürgens in Spanien auf. An seine Stelle, – denn der verwilderte Sinn des Volks forderte Ersatz – traten die Stiergefechte, und dem Umstande, daß die Amphitheater die Bühnen des neuen Schauspiels blieben, ist auch die lange Erhaltung mehrer dieser Monumente in Spanien zu danken.

---

[521] Lat., die Spiele.

[522] Siehe hierzu S. 105, Anm. 410.

[523] Nero Claudius Caesar Augustus Germanicus (37–68; Selbstmord), seit 54 römischer Kaiser.

[524] Gaius Caesar Augustus Germanicus, postum bekannt als Caligula (eigentl. Gaius Iulius Caesar; 12–41; ermordet), seit 37 römischer Kaiser.



RÖMISCHER AQUAEDUCT im SEGOVIA

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dreizehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1848. 190 S. qu.-8°. S. [3]-7 u. 34.

DLXVIII. Römischer Aquädukt in Segovia (Spanien).

„Roma schenkte den Strom; Roma, die Mutter des Ruhms.“[525]

Das Volk der Gracchen ist vergangen, der Staub der Cäsaren ist verweht; ein anderes Rom steht auf den sieben Hügeln und eingezogen ist ein anderes Geschlecht: wohin sie aber blicken die Nationen des ehemaligen Weltreichs, sey es in ihre Gerichtsstuben, sey es in ihre Gesetzbücher, sey es in ihre Staatseinrichtungen, in ihre Schulen, in ihre Sprachen: überall sehen sie noch lebendig das alte Rom, die alte Weltbezwingerin.

Roms Zeit war Herrlichkeit und Schrecken. Es war die Zeit der großen Tugenden und der großen Laster, die Zeit, da viele Völkerleben erstarrten im Eise der Gewaltherrschaft einer einzigen Stadt. Die Idee einer Universalmonarchie, sie wurde durch Rom allein zur vollen Geltung gebracht. Zehn Jahrhunderte lang wuchs der Riese des Kapitols fort, bis er seine Glieder ausstreckte über drei Viertheile der damals bekannten Erde. Das Schwert war sein Hirtenstab, die Völker seine Heerden. Folgerecht, unerbittlich, mit eiserner Härte zerstörte er bis auf den Grund das eigenthümliche Wesen der Nationen; Sitten, Kultus, Sprache und Verfassung verschwanden unter seinem Tritt und römisches Leben trat an ihren Platz. Dreißig Generationen hindurch dauerte zum Jochen der Welt das Kriegen und Siegen. Dreißig Geschlechter feierten auf dem Kapitol Triumphe, sahen die Bürger in Siegerkronen, mit Trophäen beladen, über das Forum ziehen, sahen fremde Könige in Ketten und feindliche Feldherren gebunden am Siegeswagen, sahen herbeiströmen alle Schätze der Erde, – aber auch alle Blutschuld mit ihnen, welche lastet auf der Unterjochung und Beraubung der halben Menschheit. Die Vergeltung ließ nicht lange auf sich warten. Während der Adler des kapitolinischen Jupiters allwärts Herrschaft übte, und als man sich's am wenigsten versah, ward es plötzlich wüst im Hause des Donnerers selber, und das Schicksal der abgesetzten Götter der bezwungenen Nationen, die er im Pantheon versammelt hatte, ward sein eigenes Loos. Gerade als seine Macht am größten schien – fielen Glaube und Vertrauen von ihm ab und er verschwand vor dem enttäuschten Volke wie ein Schemen. Es war das eine Zeit furchtbarer Bewegung. Von innern Kämpfen zuckte das Weltreich, Mordbrenner wütheten in Rom, die Parteien zerfleischten sich, Proskription[526] und Plünderung waren an der Tagesordnung, die Straßen schwammen vom Blut der Hingerichteten oder Erschlagenen. Grauenvolle Tage gingen über die Weltstadt hin und bei allem Glanze war kein Segen, kein Glück, kein Trost und keine Freude in Rom mehr zu finden. Gewichen war der Glaube an die Macht der Götter, Verachtung schlug ihre Altäre und ihre Priester, die Tempel wurden der Menschen Spott. In dieser sternlosen Nacht ging plötzlich ein neuer Lichtträger auf: **Jesus Christus**. Die milde und erhabene Lehre von einem ewigen Gott, welcher die Menschen liebt und mit Liebe richtet, von Unsterblichkeit und ewiger Vergeltung, floß in die Völkerherzen wie ein Strom des Balsams und des Trostes, und das Kreuz, von der Schädelstätte am Jordan hergetragen, wurde aufgerichtet auf dem Golgatha des alten Kultus. Es wurde ein Zeichen der Versöhnung der Menschen mit dem Himmel, das Zeichen einer neuen Zeit!

Lange vorher schon, ehe die Kaiser selbst sich zum Christenthum bekannten, war der Einfluß der Christuslehre im Weltreiche herrschend geworden. Der größere Theil der Gebildeten waren heimliche Christen. Christus Lehre war das Band, das die edelsten Menschen vom Pontus[527] bis zu den Säulen des

[525] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[526] Von lat. proscriptio, die Bekanntmachung, die Achterklärung; hier eindeutig im letzteren Sinne gebraucht.

[527] Griech. Πόντος Εὔξεινος, Póntos Eúxeinos, „das gastliche Meer“; Name des Schwarzen Meeres in der Antike.

Herkules[528] zusammenknüpfte, und unter ihrem Einfluß erlitt der Geist, welcher die römische Staatsordnung leitete, eine große Umwandlung. Dieser Wechsel war für die Nationen ein Wechsel des Segens.

Roms staatliche Macht stand damals auf dem Gipfel. Die Lust an Eroberung war gesättigt und das Christenthum verdammte den Länderdiebstahl. An die Stelle des Staatsprinzips Raub kam das Prinzip Erhaltung. – Die Fürsorge des Reichs richtete sich zunächst auf größere Sicherung der Grenzen; es entstanden jene ungeheueren, auf große Strecken fortgeführten Befestigungen in Schottland[529], Thracien[530], Asien und Deutschland[531], welche im Volksmund, wegen ihrer Größe, Werke des Teufels heißen. Da nun das Reich nach Außen gesichert war, konnte sich die Thätigkeit der Regierung für die Verbesserungen im Innern mit voller Kraft entfalten. Die mit dem Schwert überwundenen Völker, nunmehrige Insassen und Glieder des großen Staats, sollten aller Vortheile theilhaftig werden, welche ein Weltreich durch die Einheit der Macht, der Gesetze und der Verwaltung gewähren kann, sie sollten so mit dem stärksten Band, dem eigenen Interesse, an den Bestand des Reichs festgeknüpft werden, und dieser Wille bethätigte sich in jener großartigen Weise, welche sich in Allem zeigt, was Rom unternahm. Die römischen Heere, welche nicht zur Bewachung der Reichsgrenzen gebraucht wurden, erhielten an den Werken des öffentlichen Nutzens Beschäftigung; die Legionen mußten Straßen erbauen, Kanäle graben, Ströme austiefen zur Schiffahrt und Häfen anlegen für den Handel: – sie stählten ihre Kraft durch die harten Arbeiten des Friedens für die des Kriegs. Alles, was zur materiellen Wohlfahrt und zur geistigen Entwickelung der Provinzen beitragen konnte, wurde vom Staate auf die liberalste Weise befördert. Handel und Gewerbe erfreuten sich unbeschränkter Freiheit; der Ackerbau wurde seiner Lasten enthoben und blühte, vom Handel unterstützt, rasch empor; Wohlstand und Reichthum verbreiteten sich mit außerordentlicher Schnelligkeit durchs ganze Reich und Kunst und Wissenschaft und ihre Anstalten fanden Aufmunterung. In den rasch wachsenden Städten der Provinzen erhoben sich Prachtgebäude, die mit den schönsten und größten Roms wetteiferten: Theater, Bäder, Hallen für Volksversammlungen, Gerichtshöfe, Tempel, Kirchen und Triumphbögen: Werke, deren Ueberreste nach fast zwei Jahrtausenden als die Zeugen Roms die Welt in Erstaunen setzen.

Unter diese Werke sind auch die Wasserleitungen zu rechnen. In der That gehören sie zu den größten und ehrwürdigsten Unternehmungen, welche den Geist Roms charakterisiren und das menschliche Genie gefaßt und ausgeführt hat. Fast jede bedeutende Stadt im Römerreiche hatte einen Aquädukt. Während in unserer, ihrer Kultur sich so hochbrüstenden Zeit selbst die Hauptstädte großer Reiche Mangel an gutem Trinkwasser leiden müssen, anerkannten die Römer die Herbeischaffung des besten, gesündesten Quellwassers für eine unerläßliche Staatspflicht, und sie übten sie mit einem Luxus, ja, mit einer Majestät, an welche wir nicht einmal zu denken wagen. Hat auch hier und da ein Architekt der Neuzeit sich erkühnt, die Alten nachzuahmen: so gehören doch diese schwachen Werke fast nie dem öffentlichen Wohl; sie wurden errichtet um der Laune einer Maitresse, oder der Prunkliebe der Könige willen, sie sind Monumente des fürstlichen Uebermuths, der Verhöhnung des Volkselends, der bodenlosen Verschwendungssucht. Ihr Anblick kann nur betrüben oder erzürnen: erfreuen kann er nicht. Ein Ludwig XIV. mochte wohl Aquädukte über Thäler und Ströme hin bauen und ferne Gewässer nach seinen Schlössern und Gärten leiten, um kindische Wasserkünste zu nähren, oder plätschernde Springbrunnen oder Seen zu füllen, um die Gondeln seiner Höflinge zu tragen: doch den Großstädten seines Reichs ließ er Trinkwasser aus verfaulenden Holzröhren zufließen: für's Volk waren seine Werke nie. – Doch selbst diese angegafften Werke der unsinnigsten Verschwendung: was sind sie, trotz der Millionen, die sie gekostet haben, anders, im Vergleich zu jenen Römerbauten, als Kinderspiel gegen Männerwerk? Während die römischen Aquädukte nach 20 Jahrhunderten noch Bewunderung erwecken und durch ihre Festigkeit der Ewigkeit Trotz zu bieten scheinen, sind jene meistens schon verfallen. –

Die Bauart dieser Römerwerke war von jeher für den Architekten eine Fundgrube des Studiums, an der er lernen konnte, wie man die höchste Zweckmäßigkeit mit Grandiosität ohne Ver-

---

[528] Bezeichnung für Gibraltar (siehe hierzu S. 96, Anm. 362) in der Antike.

[529] Der vom 2. bis 5. Jhd. errichtete Hadrianswall an der Grenze zwischen England und Schottland.

[530] Thrakien (griech. Θρᾴκη, Thrákē; bulg. Тракия, Trakija; osman. تراقيا, Trāḳyā), eine Landschaft auf der östl. Balkanhalbinsel, die sich heute auf die Staaten Bulgarien, Griechenland und Türkei aufteilt.

[531] Der vom 1. bis 6. Jhd. in Deutschland errichtete Limes.

schwendung und Eleganz mit der äußersten Dauer, zu verbinden hat. Vitruv[532] und Frontin[533] haben uns beschrieben, wie die römischen Baumeister bei der Anlegung der Aquädukte zu Werke gingen. War zuerst die Wassermenge, welcher man bedurfte, ermittelt, so prüfte man mit größter Sorgfalt, oft bis zur Entfernung von 10 Meilen[534], alle Quellen, welche über dem Niveau des Orts lagen, wohin man sie führen wollte, sowohl nach ihrer Stärke als nach ihrer Zusammensetzung. Der Hauptzweck: das gesündeste Trinkwasser, welches zu erlangen war, herbeizuschaffen, wurde niemals dem Kostenpunkte geopfert. Wenn nun die Frage, welche Quellen herzuleiten seyen, ermittelt war, so erfolgte die Leitung selbst mittelst sorgfältig gemauerter Kanäle, in denen das Wasser in metallenen Röhren, oder in Rinnen von Quadersteinen lief. Traf man auf Berge, so wurde der Kanal durch dieselben geführt; traf man auf Thäler, so ruhete er auf Bogen, die, brückenähnlich, aus ein, zwei oder drei Bogenreihen über einander bestanden und bisweilen eine Höhe von 150 Fuß[535] erreichten. In gewissen Zwischenräumen sammelte sich das Wasser, der Klärung und Verstärkung des Drucks wegen, in großen Behältern (*Piscinae*). An seinem Bestimmungsorte wurde es in besondern Brunnenhäusern (*Castella*), welche große überwölbte Bassins einschlossen, aufgefangen und von hier aus mittelst metallener Röhren in die verschiedenen Stadttheile, in die Bäder, Häuser, Gärten etc. geleitet. Für die Benutzung wurde eine billige, die Kosten der Unterhaltung deckende, Abgabe an den Staat entrichtet.

Die imposantesten und riesenhaftesten Aquädukte besaß Rom selbst. Hier und in der Umgebung der Stadt, wo sich die Pracht und der Pomp des Weltreichs zusammendrängten, wurde auch der Bau der Wasserleitungen zur größten Vollkommenheit gebracht, und namentlich in der Kaiserzeit bot er Erscheinungen dar, die an das Unglaubliche grenzen. Mehre führten das Wasser 20 bis 30 Stunden Wegs herbei, über eine Menge Thäler und durch den Leib der Berge hin. „Wenn wir," berichtet Plinius[536], „die Wassermenge betrachten, welche durch die sämmtlichen Aquädukte für den Gebrauch der vielen Bäder, Fischteiche, Springbrunnen, künstlichen Seen und Wasserfälle, für die unzähligen Wohnungen, für die Gärten und Villen der Umgebung herbeigeführt wird; wenn wir die Werke selbst mustern, welche diesem Zwecke dienen, diese mächtigen Kanäle, die in hoch über einander gewölbten Bogen, wie Giganten, von Berg zu Berg über die Abgründe schreiten und weite Thäler überbrücken, oder auf großen Strecken unter Fels und Wald hinkriechen, oder Städte und Schlösser auf ihren Rücken tragen, dann muß man selbst in Rom, das des Wundervollen so viel schauen läßt, sagen, es gibt nichts Staunenswürdigeres auf der ganzen Welt."[537] Rom hatte nicht weniger als 14 Aquädukte. Der älteste war die Aqua Appia, erbaut 305 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Schon 40 Jahre nachher führte die berühmte Leitung des M. Curius Dendatus[538] die herrlichen Quellen um Tibur[539] vereinigt nach Rom. Sie ist 8 Stunden lang und fast ganz unterirdisch. Jetzt sind von allen noch drei übrig. Diese versorgen jedes Haus, so wie alle öffentlichen Brunnen, die meisten Gärten und Landhäuser des heutigen Roms aufs reichlichste mit Wasser. Alle andern sind Ruinen, welche der Landschaft um Rom zur eigenthümlichsten und großen Zierde gereichen. Nichts geht über den Anblick dieser mit Epheu und wildem Gebüsch umkleideten Ueberreste,

---

[532] Marcus Vitruvius Pollio, ein röm. Architekt, Ingenieur und Architekturtheoretiker im 1. Jhd. v. Chr.; er beschreibt den Bau von Aquädukten in Buch VIII seines Werkes „De architectura".

[533] Der röm. Senator, Militär und Schriftsteller Sextus Iulius Frontinus (ca. 35–103 n. Chr.); er ist Verfasser des Werkes „De aquaeductu urbis Romae / Die Wasserleitung der Stadt Rom".

[534] 1 mille passus (röm. Meile) = 5000 pedes = 1.000 passus = 1,48176 km = 1481,76 m.

[535] 1 pes (Fuß) = 4 palmi (Handbreit) = 12 unciae (Zoll) = 16 digiti = 0,296352 m = 29,6352 cm.

[536] Der röm. Naturforscher, Offizier und Verwaltungsbeamte Gaius Plinius Secundus Maior (23 o. 24–79).

[537] Sehr frei zitiert nach Plinius' (s. o.) Naturalis historiae XXXVI,123: „[…] quod si quis diligentius aestumaverit abundantiam aquarum in publico, balineis, piscinis, euripis, domibus, hortis, suburbanis villis, spatia aquae venientis, exstructos arcus, montes perfossos, convalles aequatas, fatebitur nil magis mirandum fuisse in toto orbe terrarum. / Wenn man den Überfluß an Wasser in der Öffentlichkeit, in Bädern, Fischteichen, Kanälen, Häusern, Gärten und Landgütern nahe bei der Stadt, die Wege, die das Wasser durchläuft, die errichteten Bögen, die durchgrabenen Berge und eingeebnetenTäler sich genau vergegenwärtigt, wird man gestehen müssen, daß es auf der Erde nie etwas Bewundernswerteres gegeben hat." (in der Übersetzung von Karl-Wilhelm Weeber; * 1950).

[538] Der röm. Feldherr und Senator Manius Curius Dentatus († 270 v. Chr.).

[539] Der antike Name für Tivoli bei Rom.

welche in langen, oft wenig unterbrochenen Reihen von allen Seiten über Berg und Thal der ewigen Stadt zuziehen.

In der Periode der Kaiserzeit, als das Reich im Innern mit wenigen Ausnahmen Frieden genoß und diese seine Segnungen in tausend Beziehungen entfaltete, wurde die Wohlthat der Aquädukte auf fast alle große Städte der Provinzen übertragen. Noch sind viele Hunderte in Trümmern übrig, oft die einzigen Erkennungszeichen eines untergegangenen großartigen Gemeindelebens, von dem selbst der Name verschollen ist. Andere erfüllen noch jetzt ihre Bestimmung und werden vielleicht noch spätere Völker tränken.

So der Aquädukt in Segovia. Er führt die bei Ildefonso entspringenden Quellen des trefflichsten Wassers gesammelt zum höchsten Punkte der Stadt, welche er an der tiefsten Stelle in kühnen, doppelten Arkaden überschreitet. Seine Wassermenge wäre genügend für eine Bevölkerung von 100,000; ungefähr so viel zählt die Römerstadt. Das neue Segovia ist freilich nur ihr Schatten. Schlechte Hütten lehnen am Gemäuer der Eroberer, und eine gedankenlose Menge treibt sich umher, die den Riesen nicht einmal angafft, aber von weitem schon aus Respekt den Hut zieht, wenn der Alkalde[540] über die Gasse geht. Man möchte grollen über den Kontrast, und unwillkürlich wirft sich die Frage auf: wo ist da der Fortschritt der Kultur in zwei Jahrtausenden zu suchen? Es schneidet dir diese Frage ins Herz, wie der Laut eines Verdammten, und dein Blick ruht traurig auf dem Römerbau, den die Natur mit Epheu und Ginster und Gräsern und blühenden Schlinggewächsen bis hinan auf den obersten Rand wie einen Liebling geschmückt hat! Stehen aber nicht auch die Ruinen von Palmyra[541] in einer Wüste und füttert nicht der Araber sein Roß im Allerheiligsten der thebaischen[542] Tempel? Bedenke! Alle Kultur ist wandernder Natur, und in dem Drama der Menschheit die poetische Gerechtigkeit zu finden, muß man sie nicht in den einzelnen Szenen suchen. Zertrümmerte Welten fliegen um jede Sonne, und vergeblich rollen die Scherben einander nach, sie finden sich nicht wieder: ihre Sehnsucht nach Wiedervereinigung bleibt ungestillt. Grolle deshalb nicht über den Urheber der Weltordnung; du weißt ja nicht, warum die Scherben sich jagen! – Betrachte das Ganze und fasse das All, und wenn du das thust, wirst du hinsinken, und anbeten, und Vertrauen fassen, und glauben:

Der die Pracht
Der Welt gemacht,
Der den Sternen
In ew’gen Fernen
Die Pfade schrieb:
Er ist die Lieb’.[543]

[540] Span. alcalde, der Gemeindevorsteher.

[541] Siehe hierzu S. 67, Anm. 228.

[542] Ägypt. wꜣs.t, Waset, „Stadt des Szepters“; griech. Θῆβαι, Thēbai; arab. الأقصر, al-Uqṣur.

[543] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

DLXXV. Der Alkazar[544] in Segovia (Spanien).

Ein finsterer Anblick, dieses Denkmal der maurischen Herrschaft in Spanien, das, verwachsen mit dem Fels, auf dem es steht, für die Ewigkeit gebaut zu seyn scheint. Der Alcazar, viele Jahrhunderte die Wohnung von Königen, ist schon lange her das furchtbarste Staatsgefängniß Spaniens[545], in dessen Zellen die edelsten Kämpfer für Volksfreiheit schmachten und vergebens auf Erlösung hoffen.

[544] Span. Alcázar; Bezeichnung für eine Burg, ein Schloß; abgeleitet von arab. القصر, al-qaṣr, „Burg, Schloß"; das arab. qaṣr geht als Lehnswort wiederum auf das lat. castrum, „Feldlager" zurück.

[545] Von ca. 1561 bis 1762; danach dienten die Baulichkeiten bis zum Brand vom 6. März 1862 als Artillerieschule.



ALCAZAR in SEGOVIA

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 95-100.

CCXXIII. Frauenstein bei Feiberg
im Erzgebirge.

Es giebt Worte und Namen, mit denen irrige Vorstellungen sich erblich verknüpfen. Hört man z. B. vom Erzgebirge und Bergbau, so denkt man sich gewöhnlich eine Landschaft voll großer, steiler Berge, tiefer Thäler und finsterer Schluchten, in denen der Bergmann den Weg gleichsam angebahnt findet zu den Eingeweiden der Erde. Es kann nicht fehlen, daß der Reisende, der unter so falschen Vorstellungen in die Freiberger Gegend kommt, sich unangenehm getäuscht findet; denn statt der erwarteten Gebirgswelt, in der, aus tiefen und wilden Thälern, spitze Kegel und rauhe Felswände aufragen, findet er nur sanft ansteigende Höhen und freundliche Gründe, die sich oft in ausgedehnte Ebenen ausbreiten.

Das Hauptthal bildet die Mulde; sanft erheben sich die Thalwände und nur die kleinen, jenem Gewässer zuströmenden Bäche geben hin und wieder der Landschaft ein stückliches, zerrissenes Ansehen. Doch gerade da, wo das Gebirge am meisten der Ebene sich nähert und mit einem geringen Neigungswinkel südwärts fortzieht, ist der Hauptsitz jenes seit 6 Jahrhunderten blühenden Bergbaus und die weltberühmte Lagerstätte edler Metalle, welche, nach unermeßlicher Ausbeute, noch immer unerschöpflich scheint. Frauenstein, die uralte Residenz der Burggrafen von Meißen, auf einem Porphyrfelsen unweit des gleichnamigen Städtchens, gilt gewissermaßen als der südliche Grenzstein, als der Thorwart dieses, so große Schätze verbergenden Reviers, und von seinen verfallenen Thürmen überschaut man es eines Blickes bis zu den Mauern des 4 Stunden fernen Freibergs. Weiter aufwärts nach Böhmen zu wird das Gebirge steiler, zerrissener, der edle Geschicke führende Gneis kommt nur noch in einzelnen Parthien vor, und der ärmere Porphyr wird das herrschende Gestein. Wegen der äußerst starken Bevölkerung (das 3 Quadratmeilen große Grubenrevier beschäftigt durch den Bergbau an 6000 Menschen) ist die Cultur der Gegend ungewöhnlich groß, die Wälder sind (bis auf die sogenannte Zellische Holzung) längst ausgerodet, Ackerland, Wiesen und Gartenbau traten an ihre Stelle.

Schon die Sorben bauten im 11. Jahrhundert mehre Gruben in der Gegend von Frauenstein und Freiberg, und der Meißner Burggraf Otto der Reiche[546] zog Hunderte von Bergleuten vom Harze herbei, um die entdeckten reichen Silberadern zu bearbeiten. In einer ehedem ganz öden und menschenleeren Gegend entstanden nun Flecken und Städte, welche in dem Maaße zunahmen, als der reiche Bergsegen der Ansiedler immer mehre aus allen Theilen Deutschlands herbeilockte. Freiberg erhob sich vor allen übrigen, und zur Zeit seines höchsten Glanzes, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wanderten jeden Morgen 9000 Bergknappen aus seinen Thoren nach den Zechen. Diese Zeit war die der Blüthe des sächsischen Bergbaus, der sich aus Freibergs Gegend weiter im Erzgebirge verbreitete. Die Entdekkung der reichen Silbergruben bei Schneeberg und Annaberg, und der großen Lager von Zinnerzen bei Altenberge fällt noch in's 15. Jahrhundert. Es sollen einst über 60,000 Bergknappen im Meißner Lande die Schätze der Erde zu Tage gefördert haben! Viele Gruben wurden für Rechnung des Landesherrn betrieben; mehre noch bauten die reichen Kaufleute Venedigs, Mailands, Nürnbergs, Erfurts und Magdeburgs. Die Ausbeute war unermeßlich; denn noch hatte Amerika seine Schätze nicht über Europa ausgeschüttet, der Silberwerth war das sechsfache des jetzigen, der Handlohn unglaublich gering und das Gewinnen der Erze in den obern Tiefen mit nicht dem zehnten Theil der Kosten und Beschwerden verknüpft, welche man jetzt, auf minder reichen Gängen, die bis zu einer Tiefe von 1600 Fuß unter Tage abgebaut sind, überwinden muß. Das Freiberger Revier soll in einzelnen Jahren über 300,000 Mark[547] Silber geschmolzen haben. Dabei war der damalige Bergbau meist Raubbau, d. h. man bearbeitete die

[546] Otto der Reiche (1125–1190), seit 1156 Markgraf von Meißen.

[547] Eine Gewichtseinheit; auf die im deutschen Sprachraum bedeutsame „Kölner Mark" kamen etwa 234 g.

Gruben so lange sie ohne viele Mühe reiche Ausbeute gaben, ließ sie dann liegen und öffnete neue. Erst am Ende des 16. Jahrhunderts, als schon die Erzanbrüche sich überall minderten, und Besorgnisse für die Dauer des Bergbaus die Nothwendigkeit einer bessern und geregeltern Einrichtung des Bergwesens einleuchtend machten, kamen Gesetze auf, welche die Erhaltung einer Industrie bezielten, aus der die Bevölkerung des Erzgebirges ihren fast ausschließlichen Erwerb zog und noch zieht. Aber die Gesetze waren nicht weise. Die gefesselte Spekulation zog sich aus einer Industrie zurück, in der sie vom Staate mißtrauisch überwacht wurde, und eine große Menge fremder Kapitale wanderten weg und suchten eine andere Anwendung. Ueber die Hälfte der erzgebirgischen Bergwerke wurden innerhalb eines halben Jahrhunderts von ihren Eignern verlassen und aufgegeben. Viele Bergknappen gingen nun nach Ungarn, oder nach Böhmen, und ganze Schaaren wurden für spanische Unternehmer geworben und nach Peru und Mexiko eingeschifft, die dortigen reichen Minen zu bearbeiten. Die alte Regel: „Bergbau leidet keinen Zwang," bewies ihr altes Recht.

Der dreißigjährige Krieg mit seinen Verwüstungsstürmen, seiner Hungersnoth und seinen Seuchen, mehrte den Verfall des sächsischen Bergbaus furchtbar. Es war eine Zeit, wo fast keine Grube mehr im Betrieb stand. Kein Wunder! denn für die raubsüchtigen Kriegerschaaren war der köstliche Bergsegen die lockendste Beute. Viele Bergknappen nahmen auch Kriegsdienste; noch mehre verdarben durch Pest und Roth, oder sie lernten andere Gewerbe. Die so häufigen Spuren alten Bergbaus im Erzgebirge, an Gegenden und an Orten, wo langst des Bergmanns fröhliches Glückauf! nicht mehr gehört wird, – jene oft stundenlangen Pingenzüge[548] und überwachsenen Halden, an welche das Volk die alten Sagen von reichen Bergschätzen knüpft, sind fast alle aus jener Zeit, und die Trümmer der damals aufläßig gewordenen Werke. Erst nach dem westphälischen Frieden[549] hob sich der Bergbau von neuem; aber doch nur in beschränkterem Kreise. Eine liberalere Gesetzgebung begünstigte ihn, so viel sie vermochte, und die Entdeckungen zum wohlfeilern und vollständigern Ausbringen der Metalle, besonders die Amalgamation, die Verbesserungen im Maschinenwesen, die dadurch ermöglichte Bewältigung der Grubenwasser mit geringern Kosten, die Errichtung der Bergakademie in Freiberg[550] und der Generalschmelzadministration, welche den Hüttenprozeß für edle Erze aller Gruben vereinigte, und andere gute Anstalten, suchten zu ersetzen, was die Erzlager an Ergiebigkeit verloren hatten. Der Staat übernahm die Anlage der ungeheuersten Werke zur Wasserlosung mittelst stundenlang fortgetriebener Stollen (Tunnels), um die ersoffenen Gruben auf langen Gang-Zügen von ihren Wassern zu befreien. Jeder, der eine alte Grube wieder bearbeiten wollte, oder einen neuen Gang entdeckt zu haben glaubte, wurde, war er Inländer oder Fremder, erb- und eigenthümlich damit beliehen, und so lange er nicht Ausbeute hatte, verzichtete der Landesherr gewöhnlich auf herkömmlichen Zehnten und Steuern. Jeder durfte schürfen wo und wie er wollte; und wer ein bauwürdiges Lager von nutzbaren Fossilien auffand, aber nicht die Mittel, oder die Lust hatte, sie selbst zu gewinnen, wurde vom Staate freigebig belohnt. Diese und andere Bestimmungen, welche größtentheils noch gegenwärtig gesetzliche Kraft haben, (z. B. das Recht der Bergleute, oder Unternehmer, in Gewerkschaften [Aktienvereine] zusammenzutreten, und eine oder mehrere Gruben für gemeinschaftliche Rechnung zu bauen), haben dem sächsischen Bergbau seit länger als einem Jahrhundert neues Leben gegeben und erhalten. Gegenwärtig arbeiten im Freiberger Reviere, in einigen sechzig Gruben, über 2200 Bergleute, und die jährliche Ausbringung an Silber, (50,000 Mark), an Kupfer, Eisen, Kobalt, Schwefel, Blei übersteigt den Werth von 2 Millionen Thaler.

Außer den wenigen Gruben, welche dem Gouvernement gehören, sind alle übrigen vergewerkschaftet, d. h. sie werden für Rechnung von Privatgesellschaften betrieben. Das Eigenthum jeder Grube zerfällt gesetzlich in 128 Aktien, welche Kuxe heißen, und die Besitzer desselben bilden eine Gewerkschaft. Diese bestreitet die Kosten des Baus gemeinschaftlich durch Zubuße und theilt den sich ergebenden Gewinn als Ausbeute. Die Aufsicht über den Betrieb und die technische Oberleitung überhaupt übt das Bergamt, ohne daß den Grubenbesitzern Kosten daraus erwüchsen. Als Bevollmächtigter der

[548] Als Pinge bzw. Binge bezeichnet man eine keil-, graben- oder trichterförmige Vertiefung, die durch Bergbautätigkeiten entstanden ist.

[549] Vom 15. Mai und dem 24. Oktober 1648 in Münster und Osnabrück zur Beendigung des Dreißigjährigen Krieges.

[550] Sie war 1765 gegründet worden und besteht heute noch als Technische Universität Bergakademie Freiberg.

Gewerkschaft handelt der Schichtmeister, welchem die Details der Verwaltung obliegen, und der sowohl der Gewerkschaft, als dem Bergamte jährlich Rechnung legen muß, welche letztgenannte Behörde sie der schärfsten Revision unterwirft. Jede Gewerkschaft hat das Recht, ihre Gruben unbearbeitet zu lassen; allem, wenn sie die Wiederbelegung länger als ein Jahr aussetzt, so verliert sie ihr Eigenthum daran, so wie an allen noch vorräthigen Erzen, Wasserkünsten und zum Dienste der Gruben gehörigen Bauwerken, und die Grube wird mit allem Zubehör für in's Freie gefallen erklärt. Ist dieß geschehen, so kann Jeder, der zu ihrem Fortbetriebe Lust und Mittel hat, sie in Besitz nehmen (muthen), und er wird, auf sein Ansuchen, erb- und eigenthümlich damit belehnt. Um inzwischen solchen Veränderungen, die immer mit großen Nachtheilen für die Grubenwirthschaft und mit empfindlichen Störungen im gewohnten Erwerb der Bergleute verknüpft sind, möglichst vorzubeugen, besteht schon seit langen Jahren die Einrichtung, für jede Grube aus einem dazu reservirten Theil des Gewinns (der Ausbeute), oder selbst durch Zubuße, ein Vermögen (einen Kapitalfond) zu sammeln und auf große Erzvorräthe zu halten. Während nun solche Einrichtungen die Eigner (Kuxinhaber) in Zeiten der Zubuße hindern, diese zu verweigern und dadurch ein Eigenthum von bedeutendem Kapitalvermögen aufzugeben, auch bei unvorhergesehenen Unglücksfällen die bequemsten Mittel zur Abhülfe darbieten, und die Regierung in den Stand setzen, in außerordentlichen Fällen mit Vorschüssen, ohne Gefahr des Verlustes, zur Hand zu gehen, sichern sie zugleich eine ganz regelmäßige und stätige Lieferung von Erzen an die Schmelzwerke, und folglich auch diesen Anstalten einen geregelten und vortheilhaften Betrieb; denn ohne große Erzvorräthe an den Gruben würde die Erzlieferung an die Hütten von oft plötzlichen Wechseln in der Produktion abhängig seyn. Manche Gruben im Freiberger Revier haben 30,000 bis 60,000 Thaler baaren Kassenbestand und einen Erzvorrath, um für ein ganzes Jahr die vorausbestimmten Ablieferungen zu befriedigen.

Der gesammte erzgebirgische (sächsische) Bergstaat steht unter dem Finanzministerium, und theilt sich, hin sichtlich der Aufsicht und Gerichtsbarkeit über die Gruben, in 6 königliche und 5 Herrschaftliche Bergämter, in Ansehung der Aufsicht über die Berggefälle (Zehnten und Zwanzigsten von den in Ausbeute stehenden Gruben der Gewerkschaften) aber in 2 Oberzehntämter zu Freiberg und zu Annaberg. Die unmittelbaren Oberbehörden sind das Oberberg- und das Oberhüttenamt, welche beide ihren Sitz in Freiberg haben. Jenes leitet den eigentlichen Erzbau; dieses führt die Aufsicht über die Schmelzhütten und das Amalgamirwerk. Alle Rechtssachen werden von den Bergämtern in erster Instanz entschieden. Früher genossen alle zum Bergwesen gehörige Personen eine Menge Vergünstigungen und Privilegien; ein sehr wichtiges war die Befreiung vom Militairdienste. Sie sind, als dem constitutionellen Prinzips der Rechtsgleichheit aller Staatsbürger zuwider, in neuester Zeit aufgehoben worden. – Auch das Ausland hat schon längst anerkannt, daß bei der Bergverwaltung keines andern Staats eine solche Ordnung und Sparsamkeit herrsche, wie bei der sächsischen, und die Tüchtigkeit der Freiberger Schule ist längst weltbekannt. Seit vielen Jahren gibt Freiberg den Bergverwaltungen anderer Länder, Amerika, Rußland, Schweden, Italien, Frankreich sogar, wie allen deutschen Staaten, die wakkersten Offiziere. Auch für die Bildung praktischer Unterbeamten, von Steigern u. s. w., besteht in Freiberg ein eigenes Institut, in welchem alle Diejenigen aufgenommen werden, welche, als Bergleute, vorzügliche Anlagen entwickeln. Selbst die Ausbildung des hiesigen gemeinen Bergmanns setzt eine lange Laufbahn voraus. Er beginnt als Waschjunge, kommt dann zur Scheidebank, dann, als Förderjunge, zur Grube, als Haspelknecht an die Haspel[551], als Lehrhäuer vor Ort, wird als Doppel-Häuer Geselle und vollendet seine Meisterschaft, als Gänghäuer, auf edlen Geschicken. Auf diese Weise wird jeder sächsische Bergmann mit allen vorkommenden Arbeiten vertraut und ist zu jeder zu gebrauchen. – Der Charakter des hiesigen Bergmanns ist ehrenwerther, als anderswo, wo ihn keine so strenge und doch so väterliche Aufsicht bewacht. Bei allen Arbeiten herrscht eine militairische Pünktlichkeit und Ordnung; der Genuß von Branntwein ist in den Gruben eine unbekannte Sache, selten hört man von Veruntreuungen, obschon dem Häuer, der auf den reichsten Silberanbrüchen arbeitet, gemeinlich Armuth drückt. Wird bei einem Kameraden irgend eine Unredlichkeit bemerkt, so wird er von der Genossenschaft in

[551] Zug- und Hubwinden.

den meisten Fällen selbst angegeben. Man bindet ihm das Arschleder[552] ab, macht ihn damit ehrlos und stößt ihn als einen Unwürdigen aus, mit dem kein braver Bergknappe wieder arbeiten mag. Die gebräuchliche Schicht des Bergmanns ist 8 Stunden, so daß in den Gruben drei Arbeiter-Sätze stets wechseln, damit die Arbeiten ohne Unterbrechung Tag und Nacht fortgehen. Vor der Anfahrt versammelt sich alles im Zechenhause zum Gebet; eine fromme, uralte Gewohnheit, an der man strenge hält und ohne welche der gemeine Mann keinen Bergsegen hofft.

Eine Beschreibung der einzelnen Gruben würde ein Buch ausmachen und gehört nicht hierher. Nur der merkwürdigsten geschehe Erwähnung. – Es ist der Himmelsfürst, das reichste Silberbergwerk in Europa! Seit 400 Jahren steht diese Grube in Betrieb, ist gewöhnlich mit 500 Bergleuten belegt und liefert vierteljährig über 3000 Centner Silbererze zu den Hütten. Sie hat seit ihrem Bestehen über 8 Millionen Thaler reine Ausbeute vertheilt und zu verschiedenen Perioden war der Preis eines Kuxes von dieser Grube 20,000 Thaler. – Ihr Inneres ist ein wahres Labyrinth und dessen vollständige Befahrung ist kaum in 8 Tagen möglich! Der Gang ist bis zu einer Tiefe von 200 Lachter[553] (1400 Fuß) abgebaut, noch 50 Lachter tiefer untersucht und edel gefunden worden. Wegen der großen Tiefe des Baues und der schweren Wetter- und Wasserlosung sind aber die Betriebskosten, jährlich über 100,000 Thaler, allmählig so gestiegen, daß von der ganzen Jahres-Ausbeute gegenwärtig nur etwa 10,000 Thaler reiner Ueberschuß bleibt, die an die Kuxinhaber quartaliter vertheilt werden. Die Menge des allmählich aus den Erzen dieser Grube geschmolzenen Silbers berechnet man auf mehr als 25,000 Centner.

In dem bei Freiberg gelegenen Amalgamirwerke, dem größten in Europa, werden jährlich 60,000 Centner silberhaltiger Schlich[554], der aus den Pocherzen[555] gewonnen wird, zugute gemacht. Die Pocherze sind meist sehr arm und halten im Centner nur etwa ein Loth[556] Silber. Dennoch erzeugt man aus ihnen jährlich an 30,000 Mark jenes edlen Metalles, das die Dresdner Münzstätte verprägt. Das gesammte Silberausbringen der Gruben Freiberger Reviers vom Anfang ihres Baus an bis jetzt schätzt man auf 300 Millionen Thaler.

[552] Das für den Bergmann charakteristische Arschleder diente als Schutz vor dem Durchwetzen des Hosenbodens sowie gegen Bodennässe und Kälte beim Sitzen.

[553] Längenmaß im Bergbau. Man kann mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, daß sich Joseph Meyer bei seinen Angaben am preußischen Maßsystem orientierte; 1 preuß. Lachter = 2,0924 m. Überhaupt entspricht 1 Lachter im deutschsprachigen Raum stets ca. 2 Metern.

[554] Veralteter Ausdruck für feinkörnige Mineral- oder Erzkonzentrate.

[555] „geringhaltiges erz, das zuerst im pochwerke zerstampft und dann durch verwaschen auf herden gereinigt werden musz“ (DWG, Bd. 13, Sp. 1962).

[556] Die Gewichtseinheit Lot; 1 Lot entsprach in Sachsen 14,606 g.



FRAUENSTEIN

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 101-103.

CCXXIV. Die Leuchtenburg.

Wieder einmal ein recht charakteristisches Bild aus dem Thüringer Lande! – Von Rudolstadt abwärts bildet das Saalthal mit den zunächst gelegenen Parthien einen Park, wie er nur aus der Hand des Meisters hervorgehen kann, der die Welt schuf und sie geschmückt hat. Bald macht der Strom eine enge Schlucht, bald durchfließt er breitere Auen, auf welchen von Gärten umgebene Dörfer, einsame Mühlen und Gehöfte, üppige Felder und Wiesen mit Baumgruppen und Wäldchen abwechseln. Die Bergrücken, welche das Thal einschließen, sind ganz mit Wald bewachsen; nur selten drängt der Getreidebau die Holzung von den Abhängen in die höheren Regionen zurück. Ungefähr anderthalb Stunden von Kahla, einem Altenburgischen, gewerbfleißigen und freundlichen Städtchen, verengt sich der Grund zu einer Schlucht, in der sich die Heerstraße von Rudolstadt nach Jena hinzieht. Bei einer plötzlichen Wendung, welche der Weg macht, überrascht den Reisenden eine wahrhaft entzückende Ansicht. Mitten zwischen hohen, waldbewachsenen Bergkegeln, ragt, in lichter Ferne, hoch oben auf der Spitze eines Berges, die Burg, deren Fenster, sichtbar von den meisten Höhen des Thüringer Waldes, im brechenden Strahl der Morgen- und Abendsonne noch jetzt so schön flammen, wie vor tausend Jahren. Es ist die Leuchtenburg.

Ihre Erbauung geschah im neunten Jahrhundert. Sie diente den Thüringern als Grenzveste gegen die andringenden Wenden und Ungarn. Herren von der Leuchtenburg erscheinen in Urkunden lange vor des Habsburgers[557] Zeit.

Um 1360 kam sie pfandweise an die Grafen von Schwarzburg, die sie, später, an einen reichen Erfurter Bürger versetzten. Das war ein stolzer, jähzorniger Mann. Er ertappte einst einen fremden Bauer beim Fischen in einem zur Burggemarkung gehörigen Bache, schlug ihn, und als sich der Angegriffene zur Wehre setzen wollte, packte der baumstarke Erfurter ihn bei der Gurgel und knüpfte ihn am nächsten Baume auf. Die That wurde ruchbar beim Landesherrn des Gemordeten, Friedrich dem Streitbaren[558], Markgrafen zu Sachsen, und dieser, dem jede Gelegenheit zu Fehde und Kampf willkommen war, machte sich sogleich auf und zog vor die Leuchtenburg, um Genugthuung zu fordern. Es war im November 1392. Die Erfurter rüsteten sich zwar, um ihrem Mitbürger beizustehen, und riefen die Schwesterstadt Mühlhausen zu Hülfe: aber da sie merkten, daß sich Friedrich durch ihre Demonstrationen nicht irre machen ließ, vielmehr größere Heermassen herbeizog, und die reichen Besitzungen der Erfurter in ganz Thüringen zu plündern drohte, – überließen sie die Leuchtenburg ihrem Schicksale. Sie wurde nach einer kurzen Belagerung erobert, und der Markgraf machte sie zu seinem Eigenthum.

So kam die Leuchtenburg an das sächsische Haus, und sie blieb bei demselben bis auf den heutigen Tag. Die Versuche der Grafen von Schwarzburg, in Wiederbesitz der Burg zu gelangen, hatten, oft wiederholt, doch niemals Erfolg.

Als im 15. Jahrhundert die Brüder Friedrich[559] und Wilhelm[560] von Sachsen, der Erbtheilung ihrer Länder wegen, in Krieg mit einander geriethen, versetzte Wilhelm die Burg an einen reichen und mächtigen Vasallen, Apel von Vitzthum[561], der sie erweiterte und befestigte. Nach dem Frieden

---

[557] Siehe hierzu S. 176, Anm. 624.

[558] Friedrich IV., der Streitbare (1370–1428), seit 1381 Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, ab 1423 Herzog, Kurfürst und Pfalzgraf von Sachsen.

[559] Friedrich II., der Sanftmütige (1412–1464), seit 1428 Kurfürst von Sachsen, Herzog von Sachsen-Wittenberg und Markgraf von Meißen.

[560] Wilhelm III., der Tapfere (1425–1482), Herzog von Sachsen.

[561] Apel Vitzthum d. Ä. zu Roßla (ca. 1400–1474).

verlangte Wilhelm die Zurückgabe; umsonst! Apel bot seinem Herrn mit den Waffen Trotz, warb ein kleines Heer, und trieb Raub und Wegelagerei im Großen. Der Kurfürst hatte eine Gesandtschaft an Karl den Kühnen[562] geschickt, welcher mit großem Gefolge burgundischer Herren zurückkehrte, um für ihren Herzog am sächsischen Hofe eine Braut zu werben. Apel, davon benachrichtigt, vermeinte, einen guten Fang zu machen, und legte sich unweit Erfurt auf die Lauer. Als nun der Zug des Wegs kam, brachen die Räuber hervor, plünderten die Karavane rein aus und schleppten die vornehmsten Ritter und Herren gefangen auf die Leuchtenburg, um ein hohes Lösegeld zu erpressen. Doch so ruchlose und verwegene That trug verdiente Frucht. Apel wurde in die Acht und aller seiner Güter verlustig erklärt, und Herzog Wilhelm von Sachsen zog aus mit einem Heere, die Acht zu vollstrecken. Eine Burg nach der andern fiel, trotz der hartnäckigsten Vertheidigung. Nur die Leuchtenburg widerstand lange. Endlich übergab sie die Besatzung gegen Gewährung des Lebens, und die Fürsten von Sachsen ließen die Veste fortan durch Vögte verwalten. In spätern Jahrhunderten hat sie zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen gedient, und einige Zimmer sind noch jetzt diesem Zwecke ausschließlich bestimmt.

Gegen das Jahr 1720[563] (nach dem Aussterben der Altenburg-Sächsischen Linie) fielen deren Länder an Gotha, und der uralte Rittersitz wurde in eine Zucht-, Arbeits- und Irrenanstalt[564] des Landes verwandelt. 1744 bekam dieselbe eine vortreffliche Neu-Organisation; es wurden mehre neue Gebäude aufgeführt, unter andern die Kirche.

Die Leuchtenburg hat jetzt nur ein einziges Thor, und schon beim Anblick desselben wird man ihres unheimlichen Inhalts inne. Es ist verwahrt wie der Zugang einer Citadelle. Dem Eintretenden empfängt ein weiter Burghof. Rechts ist das Zuchthaus für männliche Sträflinge, und das Hospital für die Irren; die Gebäude links schließen die weiblichen Verbrecher und Geisteskranken ein. Im Vordergrunde aber erhebt sich das Herrenhaus, wo der Commandant, der Prediger und die übrigen Offizianten[565] wohnen. Dieß ist der älteste, unversehrt erhaltene Burgtheil. Die Mitte des Gebäudes schmückt ein runder, fester Thurm, mit 10 Fuß dicken Mauern. Diese ersteigt man auf einer schönen Wendeltreppe, und wird für die Mühe durch eine köstliche Aussicht belohnt. Zunächst öffnet sich das romantische Saalthal, zu dessen Seite sich die Berge und Wälder Thüringens und des Voigtlandes ausdehnen. In den vielen Waldblößen sind Flecken und Dörfer gebettet, und auf den Höhen erkennt ein scharfes Auge 17 Ruinen von Burgen und Kapellen. Vorzüglich schön nehmen sich die Trümmer der Lobdaburg und des Fuchsthurms in der Gegend von Jena aus, und in südlicher Richtung die alte Weißenburg und die Städte Orlamünde und Kahla.

Die Besatzung der Burg besteht aus zwanzig Mann; die Zahl der Sträflinge und Irren wechselt zwischen 100 und 130 – und, einschließlich der Offizianten, steigt die gesammte Bevölkerung nicht selten auf 200 an. Die Verbrecher werden sehr zweckmäßig beschäftigt, und mit der in allen Strafanstalten der sächsischen Länder gewöhnlichen Humanität behandelt und gut genährt. Nur die ganz unverbesserlichen und verstockten sind zu harter Arbeit gemüßigt, und eine häufig zu hörende Bemerkung ist wohl nicht immer unbegründet, daß Mancher die im Zuchthaus verlebten Tage unter seine besten zähle, und zum Zweiten- und Drittenmale nur darum stehle, um jene zu erneuern. Dem Tadler aber rufe ich zu:

Nenne ein Land mir nicht glücklich, bevor du sein Strafbuch geprüft hast,
Und seine Kerker beschaut; – zweifle, wenn Menschlichkeit fehlt.[566]

[562] Karl I., der Kühne (frz. Charles Ier le Téméraire; 1433–1477), seit 1465 Herzog von Burgund.

[563] 1724.

[564] Die Irrenanstalt auf der Leuchtenburg wurde 1848 aufgelöst, das Zuchthaus 1871.

[565] Veraltet für Unterbeamter, Bediensteter.

[566] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.



DIE LEUCHTENBURG

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 103f.

CCXXV. Die Schädelpyramide zu Jerbi[567] in Nordafrika.

> Schrecken ergreift dich beim Anblick des Fluthen-umgürteten Denkmals?
> Freilich! wir hüllen's in Nacht; Rohheit, sie stellt es an's Licht.[568]

Aber die Sache bleibt darum doch die nämliche! Unsere Kriege wären nicht schrecklicher, wenn man auf den Schlachtfeldern der Erschlagenen, statt sie Zehntausendweise in Gruben aufzuschichten und zu verscharren, – eine Aussaat für die Knochenmehl- und Runkelzuckerfabrikanten, – solche Schädelpyramiden aufrichtete. Dies würde unser Gefühl vielleicht weniger beleidigen, als jenes, abgesehen davon, daß dergleichen Denkmäler, gälten sie z. B. Siegen und Kämpfen für den Erwerb, oder die Erhaltung großer Nationalgüter, für Unabhängigkeit und Freiheit, ganz andere Wirkungen hervorbringen würden, als Monumente aus Erz und Stein, mit Symbolen und Inschriften, die Künstler erfinden und Gelehrte machen, aber das Volk nicht versteht. –

Die Veranlassung zu dem abgebildeten Schauergegenstand war eine That von großem, geschichtlichen Interesse. Spanien machte nämlich im Jahre 1561[569] den erneuerten Versuch, in Nordafrika festen Fuß zu fassen und die Barbareskenstaaten[570] umzustürzen. Es schickte ein mächtiges Heer und eine zahlreiche Flotte dahin, und Tripolis[571] sollte die erste Eroberung seyn. Aber die Mauren schlugen das Christenheer in offener Feldschlacht, und zwangen es, sein Heil auf der Flotte zu suchen. Rachsüchtig landeten nun die Spanier auf der nahen Insel Jerbi[572], sengten und brennten, raubten und mordeten, und überließen sich den größten Ausschweifungen. Verzweiflung gab der unglücklichen Bevölkerung die Kraft und den Muth von Heroen. In der dunkeln, nur von dem Brande ihrer Dörfer und Wohnungen erleuchteten Nacht, rotteten sich die dem Gemetzel entronnenen Männer in einem Gehölze zusammen und schwuren bei Gott und dem Propheten, Rache zu üben an ihren Feinden bis zum Tode. Dann brachen sie los auf die zucht- und ordnungslosen, mit Plündern und Verwüsten beschäftigten Haufen der Spanier, und richteten ein furchtbares Blutbad unter ihnen an. Panischer Schrecken ergriff die Feinde, – sie glaubten an einen nächtlichen Ueberfall der Tripolitaner. – Alles floh nach den Schiffen: aber bei dem Gedränge ertranken Viele von Denen, die das Racheschwerdt nicht erreichte. Als die Tripolitaner von diesen Vorgängen Kunde erhielten, jagte ihre Flotte der spanischen nach und vollendete das Werk der Zerstörung. Von der ganzen, mehre hundert Segel starken christlichen Flotte entkamen nur fünf kleine Schiffe, um die Trauernachricht in die Heimath zu tragen. Dreizehntausend Spanier lagen erschlagen an Jerbi's Küste und Allah, dem Retter zu Ehren, der den Armen der Insulaner Wunderkraft verliehen hatte, errichteten die Sieger aus den Schädeln der Feinde dies schauerliche Denkmal. –

---

[567] Djerba (arab. جربة, Ǧirba), eine tunes. Insel im Golf von Gabès (früher „Kleine Syrte", lat. Syrtis Minor; arab. خليج قابس, Ḫalīǧ Qābis).

[568] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[569] Am 14. Mai 1560 hatte die osman. Flotte die „Heilige Liga" unter König Philip II von Spanien (1527–1598) in der Seeschlacht bei Djerba (siehe hierzu S. 154, Anm. 567) besiegt.

[570] Sieh hierzu S. 101, Anm. 384.

[571] Griech. Τρίπολης, Trípolēs, „drei Städte; lat. Oea; osman. طرابلس غرب, Ṭarābulus Ġarb; arab. طرابلس, Ṭarābulus; Tamaziɣt ⵟⵔⴰⴱⵍⵙ, Ṭrabls; ital. Tripoli.

[572] Die Spanier hatten auf Djerba (siehe hierzu S. 154, Anm. 567) eine kleine Garnison stationiert, die nach der verlorenen Seeschlacht (siehe hierzu S. 154, Anm. 569) massakriert wurde. Die Gebeine der Spanier wurden anschließend zu einer Pyramide aufgeschichtet, die dort bis 1846 zu sehen war.



DIE SCHAEDEL – PYRAMIDE
bei Tebah in Africa

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 105-107.

CCXXVI. Wien[573]; die Ferdinandsbrücke.

Auf der Dampfbootfahrt von Regensburg bis in die Nähe von Wien trägt die Donau, wenig Stellen ausgenommen, den Charakter des feierlichen Ernstes. Bald wälzt sich der Strom tobend durch ein düsteres Felsenthal; bald rauscht er zwischen Höhen, zwischen dichtbewaldeten Bergen dahin, an deren Abhängen Dörfer und Flecken sich ausbreiten, und von deren Gipfel alte Burgen und Trümmer, oder prächtige Schlösser und Abteien, wohlerhalten, herabschauen. Fast immer sind die Ufer malerisch; aber frei wird die Landschaft nur an wenigen Punkten, und noch seltner ergötzt eine weite Aussicht. Erst bei dem Städtchen Mautern, 2 Posten[574] von Wien, verläßt die Donau die Gebirgsgegend ganz und tritt in die Ebene hinaus. Von da bis zur ungarischen Grenze fließt sie zwischen Inseln, sogenannten Auen, die sich auf der klaren, ausgebreiteten Wasserfläche zu wiegen scheinen. Gleichsam wie im Triumphe zieht der majestätische Strom durch das gesegnete Flachland. Das erste ferne Zeichen von der Nähe der Hauptstadt ist eine ungeheure Dunstwolke, welche sich über Wien ausbreitet, und die gemeinlich nichts weiter sehen läßt, als den Thurm St. Stephans. Wie ein Obelisk scheint dieser auf ihr zu ruhen, und stolz trägt er den Reichsadler, wie ein König seine Krone, auf dem erhabenen Haupte. Die meisten der Reisegesellschaft sehen in ihm, wie sich das von selbst versteht, nichts, als das willkommene und erfreuliche Zeichen vom Ziele ihrer Reise. Nur Einzelne lassen muthmaßen, daß der Anblick eine tiefere Bedeutung für sie habe und mächtige Empfindungen ihre Brust erschüttern. Man sieht's ihnen an, daß sie einsam sich fühlen in dem lauten, gesprächigen, fröhlichen Kreise, sie schleichen sich weg aus der Menge, und auf die Ballustraden gestützt, oder an die Masten gelehnt, den Blick unverwandt auf den Stephansriesen geheftet, geben sie zu erkennen, daß sie etwas anderes beschäftige, als der Vorgeschmack der Freuden und Genüsse der nahen Hauptstadt. Diesen, den Menschen voll ewig unbefriedigter Wünsche und nie zu stillender Sehnsucht, wird freilich die ernste Betrachtung überall hin folgen, sie mögen an der Wolga wandern, oder am Ganges, an der Donau, oder in den Anden.

Wien – Oesterreich – Stabilität – Monarchie, und alle Gegensätze dieser Begriffe treten wie ein Heer vor ihre Seele; der Name: Wien hat wie ein elektrischer Schlag sie geweckt. Mir geht es nicht anders. Denke ich an Wien, so denke ich es unwillkürlich als den Ort, wo die Monarchie in ihrem blendendsten Glanze strahlt, wo die Autorität als eine Thatsache auf dem Throne sitzt, ruhend auf sich selber, wie ein religiöser Glaube, nach dessem Ursprunge man mit meisternder Grübelei nicht fragen, sondern den man nehmen soll, wie er sich gibt und findet. Dort soll man nicht erörtern, ob die Macht von Gott gekommen, oder ob sie als Grundherrlichkeit erwachsen sey aus dem Boden. Genug, sie ist da, so legitim wie faktisch in ihrer Erscheinung, und unbestritten ging sie durch viele Jahrhunderte. Ihr Sollen zwingt durch seine moralische Nöthigung dort so vollkommen, wie das Müssen durch die physische. Eben so treu als blind, eben so gedankenlos als gern, unterwirft sich ein starkes Volk gleichsam im Naturinstinkt des Gehorsams. Es sieht im Kaiser nicht blos seinen Schirmherrn, der es gegen jegliche Gewalt und Ungebühr schützt; es sieht in ihm die Ursache von Allem, was im Staate gewirkt wird; es erkennt in ihm die Mutter der Macht, von der alle abgeleitete ein Ausfluß ist. Mithin anerkennt es auch im Kaiser die gesetzgebende Gewalt, die allein, ohne Hemmung durch den Einspruch der Untergebenen, alle Gesetze gründet. Bei solchen Präpositionen wird Alles Gewißheit, ist Nichts in Frage gestellt. Von Gottes Gnaden angeordnet, sieht der Kaiser nur Gott über sich und keine andere Schranke für seine Macht, als die Gesetze der Naturnothwendigkeit und das innere Pflichtgebot. Kein Untergeord-

[573] Lat. Vindobona.

[574] Joseph Meyer setzt hier für die Entfernung zwischen zwei Poststationen offensichtlich ca. 40 km an; allgemein betrug diese jedoch nur ca. 15 km.

netes aber kann seine abgeleitete Autorität gegen ihre Quelle richten, keine sogenannte Volksvertretung im Antagonismus der Kräfte der Majestät eine Gränze zu setzen wagen.

Erhaben über alle Erörterung, der Diskussion unerreichbar, hat Oestreichs Regierung keinen Anlaß, um die Gunst der öffentlichen Meinung zu buhlen. In ihren Augen ist diese ein wesenloses Gespenst, das jeden Tag Formen und Farben wechselt, und der Geist der Zeit ein rabulistischer Geist des Widerspruchs, den sie niederhält entweder mit Gewalt, oder ihn straft mit Verachtung. Die Löwenzahn-Aussaat der Revolution ist dort noch ungeschehen. Constitution ist noch ein fremdes Wort; nach österreichischer Definition ist's ein Bettlermantel, ein Erbe des Sanskülottismus zur Verunstaltung der Throne, gut, um den Aufruhr zu umhüllen und tumultarische Thätigkeit in das Gewand der Gesetzlichkeit zu kleiden. – In Oesterreich allein tritt der Begriff der Monarchie noch rein als wirkliche Erscheinung auf, und nicht zu läugnen ist es, im Vergleich zu unsern constitutionellen verliert sie nicht an ihrem Glanze. Das Bestreben der obersten Macht, alles Niedere um sich her in Friede, Liebe und Eintracht zu einigen, ist nicht zu verkennen, und wenn die patriarchalische Idee, daß in einem vollkommenen Staate alle Glieder, im Verbande mit ihrem, nur Gott verantwortlichen, Haupte ein ewig heiteres Reich des stillen Gottesfriedens bilden sollen, wo überall Wohlwollen ohne Selbstsucht herrscht, das strenge Recht zur liebreichen Schonung genöthigt erscheint, freiwilliger, gläubiger, ehrfurchtsvoller Gehorsam dem Machtgebote entgegenkommt, und ein Band der Gemeinschaft das Ganze also in Eintracht umschlingt, daß Alle sich wechselseitig schützen, beleben und glücklich machen, in der absolutistisch monarchischen Form zu unserer Zeit noch etwas Verführerisches haben könnte, so wäre es vielleicht durch ihre Erscheinung in Oesterreich. –

Wer seinen Abscheu vor dem Despotismus aller Art und Form jederzeit bekannte, den Kampf mit demselben nie aufgegeben hat, und sich der Unfähigkeit bewußt ist, jemals in seiner Ueberzeugung zu wanken, wird nie zaudern, gerecht zu seyn, aus Furcht, mißverstanden zu werden. Unbedenklich lege ich das offene Bekenntniß ab, daß ich mit Achtung ein Volk betrachte, dem Religion, Kaiser, Vaterland, und historische Erinnerung Perlen auf dem Hausaltare sind, seine Stammgüter, sein Nationalheiligthum. Diesen Gütern, für deren Erhaltung es so heiß gekämpft, ist in gleichem Maße seine Liebe zugewendet; es hat sie mit allen ihren Kräften in's Herz geschlossen. Es hängt mit Stolz an ihrer Vergangenheit, mit Treue an ihrer Gegenwart; und im ruhigen Genüsse ihrer Früchte fühlt es sich wohl und glücklich. So sehen wir Oesterreichs Volksleben wie ein Familienleben sich entwickeln, gedeihen in ruhiger Häuslichkeit und durch ein stilles, genußreiches Vegetiren im Sonnenscheine langer Friedenszeit, allen Störungen der unruhigen, geistigen Triebe, allen Tumulten der Partheiungen und aller Härte der absoluten Gewalt entzogen. Im Besitze eines gesegneten Bodens, wächst ihm sein ganzer Bedarf und alle Formen seines Bestandes gewissermaßen von selbst, von innen zu. Aeußere Veranlassung fehlt Oesterreich ganz, neue Formen auszusinnen und sie, wie Pfropfreiser, seinem Lebensbaume aufzusetzen, damit der Säfte Trieb aufzufangen und an edleren Aesten edlere Früchte zu erzielen. – „Ich befinde mich wohl und zufrieden," sagt der Oesterreicher; „warum sollte ich es anders machen wollen, und anders wünschen?"

Welcher meiner Leser weiß die rechte Antwort? welcher wagt sie auszusprechen?

Die örtliche Beschreibung Wiens wird zweckmäßiger eine allgemeine Ansicht der Residenz begleiten, welche in diesem Werke später erscheint. – Ueber die Donau, welche sich bei Nußdorf, eine Stunde von Wien, in mehre Arme theilt, von welchen der Hauptarm der Stadt in halbstündiger Entfernung vorüberströmt, ein kleinerer aber die Metropole fast mitten durchfließt, führen mehre schöne, größtentheils neu entstandene Brücken. Bei weitem die prächtigste ist die Ferdinandsbrücke, ein Meisterstück der Wasserbaukunst, 1819 aus weiß-grauen Quadern errichtet[575]. Sie ruht auf Rosten mit Land-

[575] Ursprüngl. verband die 1368 urkundlich erstmals erwähnte hölzerne „Schlagbrücke" die Stadt mit dem „Unteren Werd", einer großen Insel auf dem Gebiet der heutigen Leopoldstadt. Wegen der nicht länger zu bewältigenden Belastung durch Eisstöße und Hochwasser wurde diese 1819 durch die vom damaligen Wasserbauamtsvorsteher Johann Kudriaffsky (1782–1840; Selbstmord) konzipierte steinerne „Ferdinandsbrücke" ersetzt, die ab Mai 1909 zugunsten einer am 27. April 1911 eröffneten Bogenbrücke abgetragen wurde; diese erhielt 1919, im Gedenken

jochen und einem gewaltigen Mittelpfeiler, dessen Massivität mit der Leichtigkeit und Kühnheit der Bogenspannung auf das Angenehmste contrastirt. Diese Brücke unterhält die Kommunikation der sogenannten Leopoldstadt mit der Altstadt. Ihr Bau kostete 2 Jahre und mehr als eine halbe Million Gulden[576].

an die nach dem 1. Weltkrieg von Schweden geleistete humanitäre Hilfe, den Namen „Schwedenbrücke". Im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt, wurde sie 1954/55 nach Plänen von Fritz Leonhardt (1909–1999) und Adolf Hoch (1910–1992) als erste Spannbetonbrücke Wiens neu errichtet.

[576] Siehe hierzu S. 22, Anm. 48.


CCXXVI.
DIE FERDINAND'S – BRÜCKE in WIEN
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger


CCCLXXXXIII
DIE HOFBURG IN WIEN
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842[577]. 148 S. qu.-8°. S. 57-61.

CCCXCIII. Die Kaiserburg in Wien.

Der Kampf verneinender Kräfte und Bestrebungen auf dem Uebergange aus einer alten Zeit in die neue dauert fort und zieht Alles in seinen Strudel hinein. Die Fermentation breitet sich mit jedem Jahre in weiter gezogene Kreise aus, die fernsten Reiche und Völker hat sie ergriffen, das Festeste ist erschüttert und beweglich geworden und der Umschwung der zersetzenden Ideen wird in steter Zunahme beschleunigt. Von den Völkerleben wird der Bann gelöst; alle Pulse schlagen schneller, voller, gespannter; die erhöhte Kraft verleiht den Nationen Selbstgefühl und Selbstständigkeitsstreben gegenüber den Regierern: aber die bessere Einsicht schützt zugleich vor dem Mißbrauch der gewonnenen Kraft. Selbst der Adel wirft seine todten Glieder ab und sucht seine Verjüngung im allgemeinen Lebensstrome. Er ist gewerblich und handelnd, er ist bürgerlich geworden, und, in der Behaglichkeit des bürgerlichen Wesens und Treibens, oder schiffend auf dem Meere des beweglichen Reichthums, verliert er nach und nach die Vorurtheile und Gewohnheiten, die ihn den andern Ständen so lange entfremdeten. Seine alten Pergamentblätter gönnt man ihm gern; auch daß er sie forterbe von Geschlecht zu Geschlecht: – weiß man doch, daß ein besserer Geist aus seiner Mitte in die Zeit gestiegen, daß der alte Feudaldämon in Schrift und Druck, in Ablösungsgesetzen und Besteuerungsmandaten eingewickelt zu Grabe getragen wird, und der Adelstand seine Werkeltage hat, so gut wie die andern; – daß der Fluch: „Du sollst im Schweiße deines Angesichts dein Brod essen!"[578] an den hochgebornen Adamskindern nicht mehr leicht vorübergeht. sogar die Dynastien, die Fürstengeschlechter machen keine Ausnahme mehr von der allgemeinen Regel. Die Lotterbetten hat die Zeit den Thronen abgerissen, sie hat sie hart gepolstert; die uralten Sitze der Lust und des Vergnügens nimmt die Arbeit, nimmt die Sorge ein. Der Fürsten Anspruch auf Macht und Herrlichkeit mag immerhin als von Gott kommend gepredigt werden: die Meinung legt ihnen jetzt ganz andere Basen unter. Sie zieht sie vor ihren Gerichtshof wie andere Menschen. Ein thatenloser, fauler, oder unsittlicher Fürst stirbt jetzt schneller als eine Eintagsfliege in der Achtung seiner Unterthanen, und für einen solchen öffnet sich nirgends mehr der Mund der Sänger zu Lügen-Lob und -Preis. Wahrlich! die goldenen Tage der fürstlichen Gewalt sind vergangen. Die Dichter ziehen nicht, wie sonst, lakayenmäßig im Gefolge der Höfe umher; die Kunst hat aufgehört, in ihrer Courfähigkeit ihr Höchstes zu finden, und die Weltgeschichte ist etwas Besseres geworden, als eine Hofhistorie, die, wie eine Mätresse, dem beszepterten Laster lächelt und gekrönter Verruchtheit dienstfertig in goldenen Schalen Weihrauch spendet. Noch sind zwar die Heere, Garden im großen Styl! als bestellte Hüter der Gewalt da: aber auch sie verrücken unvermerkt ihren Standpunkt, und Hüter des Staats sind schon die meisten viel mehr, als die der Dynastien. Der unbedingten Herrschaft entfallen selbst in den absolutesten Reichen die Stützen, der willenlose, leidende Gehorsam fesselt die Nationen immer weniger.

Wenn man einerseits übelbefestigte Gewalten, welche die Zeit nicht begreifen, mit immer matterem Herzschlage gegen die vereinten Massen von Licht, Recht, Kraft und Festigkeit ankämpfen sieht, – so wird auf der andern Seite der Blick durch das Schauspiel erfreut und gehoben, daß der Regenten und Staatsregierungen immer mehre sich des Widerspruchs mit der Natur der Dinge zu entledigen trachten, und statt ihre und ihrer Völker beste Kräfte im unnützen Kampfe zu verwüsten, die Sicherheit der Throne und Dynastien dadurch neu zu begründen suchen, daß sie die Sache des Volks aufrichtig zu ihrer eigenen machen, und so den großen Rechtsstreit verjährter Gewaltstheorien mit unverjährbaren Frei-

[577] Die einzelnen Lieferungen müssen mindestens bis 1845 erfolgt sein, da Joseph Meyer an anderer Stelle aus einem Werk Jakob Philipp Fallmerayers (1790–1861) zitiert, das erst 1845 erschienen ist.

[578] Gen 3,19.

heitsansprüchen weise beendigen. Wo wir diese Bahn aufrichtig einschlagen sehen, da sehen wir auch die Heime des Hasses in den Völkern gegen die historischen Rechte der Herrschaft bald wieder welken und die Anhänglichkeit zu den angestammten Fürsten wiederkehren in alle Herzen.

Habsburg's Fürstenhaus ist reich an solcher Liebe und war immer reich in der Treue seiner Völker. Keins auch hat ruhiger, fester in den Stürmen der Zeit gestanden und bei allen ihren Wechseln voll Glück und Unglück und allen ihren Versuchungen den Gleichmuth besser bewahrt. Nur eine schwache Stunde hat Habsburg gehabt, eine Stunde ohne Würde: auf die Tage der Volkserhebung von 1809[579] folgten Tage tiefer Schmach. Am Morgen nach der Schlacht von Eßlingen[580] war der Genius des alten deutschen Reichs zum Letztenmale an dem deutschen Kaiserhause[581] vorübergegangen; es war voller Furcht; es hat ihn nicht beschworen. Doch die Woge der Zeit hat diese schlimmen Tage, und auch jene spätern, wo Oesterreich, dem neuen, sich verjüngenden Deutschland fast fremd geworden, sich in der Abgeschiedenheit von den Brüderstämmen so sehr gefiel, fortgespühlt. Das Kaiserhaus hat seine sociale Bedeutung in Deutschland nicht für immer vergessen, und deutsches Volk, froh, daß die Entfremdungs- und Isolirungsidee von ihm gewichen ist, kommt ihm mit offnen Armen auf halbem Wege entgegen. Wie nur mit Oesterreich die Sicherheit Deutschlands wohl bestellt ist, so ist auch die höchste Entwickelung seines innern Wohlstands nur mit Oesterreich möglich und kann sich die nationelle Einheit Deutschlands groß, gewaltig, die übrige Welt zügelnd, vollkommen ausbilden. Die Zolllinien und die Schlagbäume, welche noch immer Oesterreich von den übrigen Gliedern der deutschen Familie auf eine so unnatürliche Weise getrennt halten, müssen ebenfalls fallen; sie werden fallen und wenn dann das von dem deutschen Fleiß erworbene Kapital an Geld, an Können und Wissen im allgemeinen, fessellosen Verkehr durch des weiten Vaterlandes Adern kreißt, dann wird die rechte Lebenswärme in alle Theile kommen und damit der vereinten deutschen Nation das klare Gefühl einer innern Sicherheit, einer vollen Geltung, eines festen Rückhalts, eines verborgenen Lebensfonds, der, bei zustoßenden Unfällen, seine Schatzkammern aufthut, seine Heilkräfte offenbart und Unheil abwendet oder austilgt. Dieses Gefühl den deutschen Völkern zu geben: das ist des Habsburger Kaiserstamms schönster Beruf; in ihm liegt seine höchste Bedeutung zum Vaterlande, und es wird ihn – die neuesten Zeit-Erscheinungen sind dafür Bürgen! – nicht unerfüllt lassen.

Die kaiserliche Residenz, gewöhnlich die Burg, auch die Hofburg genannt, liegt am Südwestende der eigentlichen Stadt Wien, zwischen der Esplanade und einem weiten Kranze von Vorstädten, der Wien von allen Seiten umgibt. Die Burg imponirt nicht durch ihre Bauart; mehr durch ihre, doch von keiner Seite her ganz zu übersehende, Masse. Ihre ältesten Theile standen schon im dreizehnten Jahrhundert. Ein Babenberger, Leopold VII.[582], gründete sie; seitdem ist, in dem Maße, als das Ländergebiet des österreichischen Hauses wuchs, ein Theil, ein Flügel nach dem andern angebaut worden, und so entstand allmählig die jetzige Residenz, ein Agglomorat [sic!] von mehr oder minder prachtvollen Gebäuden, ein Quodlibet der Baustyle vieler Jahrhunderte. – Die Gebäudefronten schließen den Burgplatz und andere, kleinere Höfe ein, oder richten sich gegen die benachbarten Plätze und Straßen. Sämmtliche Gebäude sind durch Gallerien und Thorwege mit einander verbunden. Im Innern der Residenz herrscht Wohnlichkeit und Bequemlichkeit mit fürstlicher Pracht. Der älteste Theil heißt vorzugsweise die alte Burg, oder der Schweizerhof, und hier, im zweiten Geschosse, wohnte, in häuslicher

[579] Der Tiroler Volksaufstand gegen die bayer. Besatzung während des 5. Koalitionskrieges von 1809. Unter der maßgeblichen Führung Andreas Hofers (1767–1810; füsiliert) war das Land im Frühjahr 1809 von der bayerisch-französischen Besatzung befreit worden und konnte bis zum Herbst erfolgreich verteidigt werden. Erst im November und Dezember 1809 gelang es den feindlichen Truppen, das Land erneut zu besetzen und ihre Herrschaft neu aufzurichten.

[580] Die Schlacht bei Aspern (frz., « bataille d'Essling ») fand im 5. Koalitionskrieg am 21./22. Mai 1809 zwischen frz. und österr. Truppen bei den Orten Aspern und Essling östl. von Wien statt; sie gilt als erste Niederlage Napoléons auf dem Schlachtfeld.

[581] Kaiser Franz II. (siehe hierzu S. 163, Anm. 583) hatte nach der Gründung des Rheinbundes zum 1. August 1806 durch Napoléon am 6. August die Krone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation niedergelegt und die Reichsstände von ihren Pflichten gegenüber dem Reich entbunden, was einer Auflösung des Reiches gleichkam.

[582] Recte: Leopold VI. der Glorreiche (1176–1230); ab 1198 Herzog von Österreich und der Steiermark (seit 1194).



Karoline Auguste geb. von Bayern und Franz I. von Österreich
(siehe hierzu S. 163, Anm. 583 u. 584).

Einfachheit, Vater Franz[583] mit seiner Gemahlin[584] bis an seinen Tod. Gegenwärtig bewohnt ihn noch seine Wittwe, die Kaiserin Mutter. Auch befinden sich daselbst die Schatzkammer und die kostbaren Privatsammlungen des Kaisers. Am Burgplatz, der sich links nach dem Volksgarten und dem Theseustempel (mit Canova's berühmter Marmorgruppe: Theseus, den Centauren bekämpfend[585]) öffnet, rechts aber zum kaiserlichen Hofgarten, an dessen Eingang die Reiterstatue Kaisers Franz des Ersten[586] steht, führt, gewährt die südliche Fronte, mehr durch ihre Masse als durch ihren Styl, jenen imposanten Anblick, den der Künstler im Stahlstich verbildlicht hat. Sie ward unter Kaiser Leopold[587] gebaut und wurde von der Maria Theresia[588] und von Joseph II.[589] bewohnt. Sie ist auch 60 Residenz des jetzigen Kaisers[590]. Am Ende dieser Fronte springt ein neuerer Anbau hervor, der 1805 für große Hoffei-

[583] Franz (1768–1835) aus dem Haus Habsburg-Lothringen war von 1792 bis 1806 als Franz II. der letzte Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. 1804 begründete er das Kaiserreich Österreich, das er als Franz I. bis zu seinem Tod regierte. Der von Johann Friedrich Jügel (1772–1833) nach unbekannter Vorlage gefertigte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Deutscher Regenten-Almanach auf das Jahr 1825. – […]. Herausgegeben von H. F. Rumpf. Erster Jahrgang […]" (Ilmenau: B. F. Voigt [1824]).

[584] Kaiser Franz I. (s. o.) war seit dem 10. November 1816 in 4. Ehe mit Karoline Charlotte Auguste von Bayern (1792–1873), der Tochter des bayer. Königs Maximilian I. Joseph (siehe hierzu S. 203, Anm. 737), verheiratet. Der unsignierte Stich der Kaiserin wurde folgendem Werk entnommen: „Cornelia. Taschenbuch für Deutsche Frauen auf das Jahr 1818. Herausgegeben von Aloys Schreiber, […]. – Dritter Jahrgang. […]" (Heidelberg: J. Engelmann; Frankfurt/M.: J. C. Hermann'sche Buchhandl. [1817]).

[585] Die vom berühmten ital. Bildhauer Antonio Canova (1757–1822) 1819 fertiggestellte Figurengruppe, die seit 1890 das Treppenhaus des Wiener Kunsthistorischen Museums schmückt. Zuvor war sie in dem hierfür eigens von Peter von Nobile (1774–1854) in den Jahren 1820 bis 1823 geschaffenen „Theseustempel" untergebracht gewesen.

[586] Franz Stephan von Lothringen (1708–1765) war zunächst von 1729 bis 1736 als Franz III. Herzog von Lothringen und Bar, anschließend ab 1737 als Franz II. Großherzog von Toskana und von 1745 an als Franz I. zugleich Kaiser des Heiligen Römischen Reiches; er war seit 1736 mit Maria Theresia von Österreich (siehe hierzu S. 163, Anm. 588) verheiratet.

[587] Leopold I. (1640–1705), seit 1655/57 König von Ungarn, Kroatien und Slawonien, seit 1656 König von Böhmen sowie seit 1658 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[588] Maria Theresia von Österreich (1717–1780), seit 1740 Erzherzogin von Österreich und Königin von Ungarn, Kroatien und Böhmen.

[589] Joseph II. (1741–1790), seit 1765 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[590] Ferdinand I., der Gütige (ungar. Jóságos Ferdinánd, tschech. Ferdinand Dobrotivý; 1793–1875), von 1835 bis 1848 Kaiser von Österreich und König von Böhmen und als Ferdinand V. seit 1830 auch König von Ungarn und Kroatien. Wegen seiner geistigen Behinderung wurde er auch „Gütinand der Fertige" genannt. Der nach einer

erlichkeiten erbaute Rittersaal, über welchem, im zweiten Stocke, der alte Held, Erzherzog Karl[591], seine Zimmer hat. Durch einen niedrigen, schmalen, unscheinlichen Thorweg gelangt man zu dem innern Burgplatz, einem Viereck, dessen eine Seite von dem erwähnten Schweizerhof, die andere gegenüber vom Amalienhof und die übrigen vom sog. Leopoldinischen Bau und der prächtigen, von Fischer von Erlach[592] erbauten Reichskanzlei umgeben sind. Vor letzterer prangen schöne Marmorgruppen – die Thaten des Herkules vorstellend: – keine unglückliche Allegorie auf die übermenschliche Kraft, welche dazu gehören würde, diesen Augiasstall zu fegen, und Ordnung und Klarheit in das hier bewahrte Aktenchaos zu bringen, unter dem der letzte Lebenshauch des deutschen Reichs erstickte, und wo die Vermögen und die Hoffnungen von tausend Familien in hundertjährigen Prozessen begraben liegen. Die Auferstehungsverheißung, sie wird hier wohl nimmer erfüllt! Alle Prozeßakten und Papiere des Reichsarchivs wurden bei dem Andrange der Franzosen in große Kisten gepackt, um sie zu flüchten; aber die Eroberer kamen auf Windesflügeln, die Kisten blieben da, und unter Schloß und Siegel sind sie hier hoch aufgestapelt: ein merkwürdiges *Memento mori*[593] des heiligen römischen Reichs. – Einen Blick noch in die Schatzkammer, ehe wir aus diesem Theile der Burg scheiden! Auch sie ist eine Grabhalle, und nicht blos für das heilige römische Reich; denn da liegen die Kleider, Kronen, Königsmäntel der Gewaltigen vieler Länder und Jahrhunderte; da sieht man Wallenstein's[594] Horoskop, Timur's[595] und Saladin's[596] Schwert; die silberne Wiege des Königs von Rom[597]; Napoleons Degen, Krone und Krönungsgeräthe; den Schlüssel zu der Kaisergruft bei den Kapuzinern; den Krönungsornat der deutschen Kaiser. Unter dem österreichischen Kronschatze wird auch der Diamant gezeigt, den einst Karl der Kühne in der Schlacht bei Granson[598] gegen die heldenmüthigen Schweizer

Ferdinand I. von Österreich
(siehe hierzu S. 163, Anm. 590).

Vorlage eines gewissen Bybl von Georg Wilhelm Lehmann (1799–1882) gefertigte Stich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

591 Erzherzog Carl Ludwig Johann Joseph Laurentius von Österreich, Herzog von Teschen (1771–1847). Er fügte in der Schlacht bei Aspern am 21./22. Mai 1809 die erste Niederlage auf dem Schlachtfeld zu (siehe hierzu auch S. 162, Anm. 580). Der nach einer Vorlage von Josef Kriehuber (1800–1876) von Carl Mayer (1798–1868) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Almanach de Gotha pour l'année 1840. – Soixante-septième année" (Gotha: J. Perthes [1839]).

592 Der Architekt Johann Bernhard Fischer von Erlach (1656–1723).

593 Lat. „Gedenke des Todes" (sei dir der Sterblichkeit bewußt).

594 Der böhmische Feldherr Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein (eigentl. Waldstein; tschech. Albrecht Václav Eusebius z Valdštejna; 1583–1634; ermordet), Herzog von Friedland und Sagan, von 1628 bis 1631 als Albrecht VIII. Herzog zu Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Graf von Schwerin, Herr von Rostock, Herr von Stargard. U. a. hatten ihm Johannes Kepler (1571–1630) und Giovanni Battista Seni (ca. 1600–1656) Horoskope erstellt.

595 Siehe hierzu S. 74, Anm. 255.

596 Saladin (arab. صلاح الدين يوسف بن أيّوب الدوينيّ, Ṣalāḥ ad-Dīn Yūsuf b. Aiyūb ad-Dawīnī; 1137/1138–1193), ab 1171 der erste Sultan von Ägypten und ab 1174 Sultan von Syrien; er war der Begründer der Ayyubiden-Dynastie.

597 Der Herzog von Reichstadt, der zeitweise auch König von Rom war (siehe hierzu S. 185, Anm. 642).

598 Schlacht am 2. März 1476 in der Nähe von Grandson am Neuenburgersee, in der es den Eidgenossen gelang, die Truppen Karls des Kühnen (frz. Charles I[er] le Téméraire; 1433–1477) derart in Panik zu versetzen, daß sie den Sieg davontragen konnten.

verlor. Ein Bauer fand ihn; er hielt ihn für Glas und verkaufte ihn einem Juden um einen Gulden. Sein jetziger Werth ist auf 1 Million 643,394 Gulden[599] geschätzt.



Erzherzog Carl
(siehe hierzu S. 164, Anm. 591).

Ein Thor des Schweizerhofes führt zu dem Josephsplatz. Prachtgebäude umschließen ihn von drei Seiten: die Hofbibliothek[600], mit ihrem 240 Fuß langen und 54 Fuß breiten Saale, geschmückt mit den Marmorstatuen von 12 Habsburg'schen Kaisern; sodann die Reitschule[601], die mit Säulen und Statuen überreich dekorirt ist, und die Augustinerkirche (Hofkirche), noch aus der Blüthenzeit der gothischen Architektur. Ihr Erbauungsjahr ist 1330. In einer Kapelle (der Lorettokapelle) stehen die Herzen der erstorbenen Habsburger in silbernen Urnen; die Leiber derselben ruhen in der Gruft bei den Kapuzinern. – Doch hinweg von diesen modernden Ueberresten irdischer Größe, und hinaus, wo ein frohes, freies Himmelsblau sich aufthut! Auf dem herrlichen Josephsplatz angelangt, da schaut eine Menschengestalt hoch zu Roß herab: Kaiser Joseph's Bild[602] ist es, von Erz. In würdevoller Haltung, den Lorbeer um die Schläfe, streckt er seine Rechte segnend über sein Volk aus. „In den Regententafeln heißt er der Zweite; in den Herzen seines Volks, in Deutschlands neuerer Geschichte, in der Meinung der Welt ist er der Erste unter allen Fürsten."[603] Ja, er war noch mehr. Erhoben nicht an ihm alle Edlen seiner Mitwelt den Vorblick in die Zukunft zu Hoffnungen, die nur sein Wille erwecken konnte? Messiashoffnungen waren es – seine Erscheinung dämmerte wie Morgenroth über die halbe Erde. Leuchtend strahlte sie in die Nacht hinein, aber ach! – der Tag blieb aus. Tausendfach umschlungen von einer Riesenschlange, mit welcher der Held einen Kampf auf Leben und Tod begonnen hatte, starb Joseph, und über seinem Sarge – einem Kindersarge voller Menschheitshoffnungen! – schloß sich das alte Chaos wieder. Joseph's heiliger Geist ist indeß nicht gestorben, dieser wirkt lebendig fort. Wie eine weiße Taube zieht er am Sternenhimmel. Zu ihr richten sich die Augen aller Guten und Edlen fort und fort empor, und aus ihrem Anblick kommt Trost, kommen Muth und Begeisterung zum Beharren im verwandten Streben. –

---

599 Siehe hierzu S. 158, Anm. 576.

600 Der Bau wurde 1723 von Johann Bernhard Fischer von Erlach (siehe hierzu S. 164, Anm. 592) begonnen und nach dessen Tod von seinem Sohn Joseph Emanuel (1693–1742) 1726 fertiggestellt.

601 Die „Winterreitschule" war in den Jahren 1729 von 1735 nach Entwürfen von Johann Bernhard (siehe hierzu S. 164, Anm. 592) und Joseph Emanuel Fischer von Erlach (siehe hierzu S. 165, Anm. 600) erbaut worden.

602 Das 1795 in Auftrag gegebene und von Franz Anton Zauner (1746–1822) geschaffene Reiterstandbild Kaiser Josephs II. (siehe hierzu S. 163, Anm. 589) war im Jahre 1807 enthüllt worden.

603 Zitat aus Eduard Dullers (siehe hierzu S. 170, Anm. 606) „Die malerischen und romantischen Donauländer. […]" (Leipzig: G. Wigand [1840]), S. 81.



FERNSICHT VON WIEN

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 29-32, 32-37 u. 49f.

CCCCXXXII. Die Fernsicht von Wien.

„Wie gefällt Ihnen Wien?" – Ich habe es noch nicht gesehen. „Wie? sind Sie nicht schon zwei Monate bei uns?" – Bisher sah ich nur Fragmente Ihrer Hauptstadt. Der Totaleindruck fehlt mir noch. Ich kam mit dem Dampfschiff des Nachts an, und seitdem haben mich die interessanten Dinge und Menschen in meiner Nähe wie in einem Zauberkreise festgehalten. – „Warten Sie" – sagte mein Freund – „morgen früh sollen Sie Wien sehen. Um 5 Uhr rufe ich Sie ab."

Der Freund war pünktlich. Ehe noch die Sonne über die hohen Häuser schien, wanderten wir schon durch die schlummernden Straßen dem Wienerberge zu.

Ein prächtiger Maimorgen lachte uns entgegen. Wir gingen zwischen blühenden, sprossenden Gärten und an lichtgrünen Saaten hin, die Höhe hinan. Der zusammengesunkene Sonnenduft wallte und leichte Nebel zogen über die Erde hin wie silberne Schleier. In den Lüften jubelten die Lerchen, in den Büschen flöteten Nachtigallen, Zeisige zwitscherten, es schmetterte der rothbrüstige Fink, die Bienen summten und tausende von Käfern schwirrten voll Lust. Von den Baumwipfeln herab tönte Rauschen, als liefe die allmächtige Hand leise über das Saitenspiel der Schöpfung. Im Aether war Nachklang wie Jauchzen und die unsichtbaren Geister des Frühlings zogen als strömende Düfte vorüber. Die Wonne preßte unsere Seelen: – herrlich! herrlich! riefen wir einmal über das Anderemal aus, als der verstärkte Odem des Windes alle Düfte und alle Blüthen unter einander mengte und der ferne Wald mit seinem Baßbrausen hörbar wurde und Chorus machte zur allgemeinen Feier. So kamen wir zur Höhe, wo jene alte Denksäule steht, die unter dem Namen „die Spinnerin am Kreuze"[604] einen ganzen Sagencyklus um sich geschaart hat. Auf den Stufen des Monuments setzten wir uns nieder. Unsere Seelen waren trunken, unsere Körper ermüdet; wir suchten Ruhe.

Der Wind hatte sich gelegt; ein silberweißer Dunstschleier umhüllte die ganze Tiefe; das Auge suchte die Kaiserstadt vergeblich. Auf der Stelle ihres unermeßlichen Häuserchaos und des lachenden Donauthals sahen wir ein Nebelmeer, begrenzt von fernen Gebirgen. Glänzend und wallend hob es sich bald, bald senkte es sich wieder, wie ein zwischen Vorsatz und That schwankendes Menschenherz. Der Ruhe und des Genusses froh, folgten unsere Blicke den Spielen des Nebels, und der Gedanke, daß wir den eigentlichen Zweck unsers Ausflugs missen könnten, beruhigte uns nicht.

Da rauschte es plötzlich in den Wipfeln, der Wind erhob sich, und vor dem frischen Hauche des Ostens zerriß der verhüllende Schleier im Nu. Aufgethan lag vor unserm Auge die Tiefe wie ein Tempel, über dem sich der blaue Himmel als Decke wölbt. Glänzend und funkelnd im Morgensonnenstrahl', wie eine reiche, geschmückte Braut, breitete sich die Stadt aus, und ihr zur Seite schimmerten die Silberfluthen der Donau und die grünenden, blühenden Auen, und auf der bethauten Ebene brach sich das Licht des Sonnenfeuers in allen Farben. Die Fernen umfaßte ein Alpengurt, und an den nähern Bergen hingen Wälder wie grünes Moos. Mein Freund ergriff meine Hand, ich drückte sie dankend, und er rief mit einem Blicke, in dem sich Stolz und Freude mischten: „Sehen Sie dort unser Wien: wie schön!"

---

[604] Eine gotische Steinsäule in Wien-Favoriten. Früher hatte man, wenn man von Süden kam, von diesem Punkt aus den ersten Blick auf die Stadt Wien. In ihrer heutigen Form wurde die Säule 1452 von einem Dombaumeister des Stephansdomes, Hans Puchsbaum (siehe hierzu S. 170, Anm. 611), zusammen mit Laurenz Spenning († 1477), wiedererrichtet. 1529 durch die Türken schwer beschädigt, wurde sie 1598 erneuert, 1606 durch Truppen von István Bocskai (1557–1606) nochmals schwer beschädigt, 1624 renoviert, 1650 um eine Inschrift laut Erlaß Ferdinands III. (1608–1657) ergänzt, 1683 wieder durch die Türken beschädigt und 1709/10 abermals renoviert. Für das Jahr 1709 ist erstmals der Name „Creutz-Spinnerin" bzw. „Spinnerin-Creutz" belegt. Figural dargestellt sind die Motive der Kreuzigung, Geißelung, Dornenkrönung und Ecce homo.

Und in der That konnte kein Punkt besser gewählt seyn. Man übersieht vom Wienerberge aus die Metropole eines Blicks in ihrer ganzen Herrlichkeit und Pracht, man sieht sie in der Fülle ihres Lebens und fühlt die ganze Bedeutung ihres Daseyns. Zu drei Seiten umfangen von den Armen der waldgeschmückten, mit Schlössern und Landsitzen gekrönten Berge, gleicht sie der Arena eines Ungeheuern Cirkus, wo ein ganzes Volk sich im Wett- und Kampfspiel des Lebens drängt. Die ragenden Thürme erscheinen wie die Marksäulen der Rennbahn und des Stephans grauer Riese wie das Ziel, hinter welchem die Richter die Preise vertheilen. Es liegt eine Wahrheit in diesem Bilde. Wie viele Tausende ziehen nicht fort und fort dieser Arena zu, von keckem Muthe und frohen Hoffnungen umflattert, oder vom Feuer der Ehrsucht durchglüht, um einen Standpunkt im äußern Leben zu gewinnen, wo sie im Nebel, in Glanz, oder in Regenbogenfarben gesehen werden können! Wie Viele auch betreten hier ihre Laufbahn, begeistert für Alles, was groß ist für den Menschen: für Pflicht, Vaterland, Freiheit, Ruhm, und mit dem Vorsatz, redlich nach dem einen, rechten Ziele zu ringen! Jedoch wie Wenige gehen bekränzt als Sieger aus jenen Kämpfen und von diesem Rennen für Schein oder Wahrheit! Wie Wenige erreichen ihren irdischen Zweck ganz, und wie noch viel Wenigere nehmen die Palme mit hinüber in das weite Land des Friedens! Doch haben diese vor jenen den Vortheil, daß, wenn auch das höchste Ziel nur Einzelne erreichen, dennoch kein Streben für's Gute und Rechte im All nutzlos und fruchtlos ist, und es nicht ohne einen Antheil an der Zeit- und Völkerbeglückung bleibt. –

Selbst bei hellem Wetter ist schwer zu unterscheiden, wo eigentlich die Marken der Hauptstadt beginnen, oder endigen. Bei der Entfernung des Standpunktes rücken nämlich alle die vielen Orte, welche 1 bis 2 Stunden von Wien liegen, mit ihren Gärten und Saaten und Rebenhügeln den Vorstädten so nahe, daß sie dem Auge als ein zusammengehörendes Ganze erscheinen. So stellt sich Wien, gleichsam prophetisch, schon als das dar, was es im Laufe von ein paar Jahrhunderten ohne Zweifel werden wird: eine Stadt von mehr als doppelter Größe, deren weitgestreckte Arme die umliegenden Orte erfassen und ihrem Körper in ähnlicher Weise einverleiben werden, wie solches z. B. von London geschehen ist. Wien mit seinen 400,000 Einw. ist noch viel zu klein im Verhältnis zu der großen Monarchie voll Kraft und strotzenden Lebens, deren Herz es ist, und wo die großen Schlagadern zusammenlaufen, welche den Kreislauf der Säfte durch das colossale Reich bedingen. Oesterreich ist viel volkreicher als Frankreich, und Paris hat 1,200,000 Einwohner; es ist dreimal so groß, als Preußen, und Berlin kömmt an Bevölkerung Wien ganz nahe. Wien liegt überdies günstiger als alle Hauptstädte Europas: an dem großen Strome, der die Verbindung des Morgen- und Abendlandes vermittelt; es ist der große Markt, wo sich die materiellen und geistigen Güter des Verstandes mit denen des Ostens naturgemäß tauschen; es ist der Ort, dessen ungeheuere commerzielle und industrielle Bedeutung kaum von der Gegenwart geahnet, erst von der Zukunft ganz erkannt und begriffen werden wird. Schon streckt es seine Verbindungen, als so viel Hebel seines Wachsthums und seiner Größe, mit jedem Jahre weiter gegen Ost und West; der Kanal, der die Donau und den Main verbindet, öffnet ihm die nördlichen Meere; die Eisenbahn nach Triest rückt die südlichen Wasserstraßen an seine Thore, und die großen Linien des mitteleuropäischen Eisenbahnnetzes laufen in ihm, als in ihrem südlichen Mittelpunkt, zusammen; nichts drückt die Mission, welche der österreichischen Kaiserstadt für die Zukunft vorbereitet wird, deutlicher, großartiger aus, als diese Verhältnisse, und in ihnen liegt auch die Gewährschaft für Wiens glänzendes Gedeihen und sein weiteres Wachsthum.

Nur im Westen läßt der Blick vom Wienerberge aus eine Reihe anmuthiger Orte in der Umgebung Wiens deutlich abgegrenzt unterscheiden: so Kloster-Neuburg, Döbling, Heiligenstadt, Geinzing[605], Sievering, Dornbach, Schönbrunn, Hietzing, Mödling und Laxenburg, der gemüthliche Sommersitz des österreichischen Herrschers. Alle diese Orte und noch zwanzig andere wimmeln im Sommer von Wiener Familien, welche mit glücklicher Empfänglichkeit dem Landleben leicht diejenigen Reize abgewinnen, welche der Städter allein auffindet, die aber Denen verloren gehen, welche sie alltäglich und ohne Abwechselung vor Augen haben. Die sömmerliche Emigration beginnt in den ersten Maitagen, und wenn die letzten Trauben gekeltert sind, dann kehren auch die letzten Auswanderer in die Stadt zurück. Die Bevölkerung Wiens ist daher im Winter immer um 20 bis 25,000 Seelen größer, als in der schönen Jahreszeit.

[605] Recte: Grinzing.

Wer aber nicht auf dem Lande wohnen kann, der verschafft sich die ländlichen Freuden auf eine wohlfeilere Weise. Der Wiener braucht keine weitläufigen, kostspieligen Voranstalten; macht der Himmel ein heiteres Gesicht, so sind ein paar fröhliche Herzen, oder gleichgesinnt Familien bald gefunden, und gemacht wird die Landpartie in derselben Stunde, wo man sie beschlossen hat. Ein grüner Rasenfleck, ein schattiger Baum im Freien sind dann das Ziel; man servirt sich einander die selbst mitgenommenen Speisen und Getränke und kehrt heim mit leichten Körben und leichten Herzen am späten Abend. Es ist nicht Rohheit, nicht sinnliches Wohlleben, was den Wiener für den Genuß solcher einfachen Freuden so empfänglich macht; seine Lust daran geht aus dem größten Schmuck seines Wesens und dem Zauber des Wiener Lebens – seinem Gemüthe – hervor, das, allen widerstrebenden Einflüssen einer selbstsüchtigen, berechnenden Zeit zum Trotz, sich aus sich selber verjüngt von Geschlecht zu Geschlecht.

CCCCXXXIII. Sankt Stephan in Wien.

„Wir stehen“ – schildert Duller[606] – „auf dem Stephansplatze. Vor Dir siehst Du den altersgrauen Dom in seiner ehrwürdigen Pracht mit der Riesenpyramide wie ein erhabenes Epos. Du zweifelst, ob Du mehr die Kühnheit der Phantasie, oder die Zierlichkeit in der Ausführung bewundern; ob Du dem gewaltigen Menschenstolze, oder dem Wunderthäter: dem Glauben, die Kraft beimessen darfst, welche ein solches, fast übermenschliches Werk vollbracht hat. Der Bau ist aus Sandsteinquadern aufgethürmt, und doch gemahnt er Dich mit seinen zahllosen Giebeln und Nebenthürmchen, die wie frische Schößlinge und junge Zweige aus dem Stamme ranken, mit seinem durchbrochenen Laubwerk, aus welchem allerlei abenteuerliche Thiergestalten hervorspringen, mit jenem ungeheuern Schaft, dessen Blüthenkrone, der Sonne frei aufgeschlossen, Kreuz und Blüthe trägt, wie ein heiliger Hain, der aus einer Wurzel emporgewachsen.[“][607] Trittst Du in sein Inneres, so wird dies Bild noch deutlicher. Ein in bunten Farben zersplittertes, magisches Licht belebt jenes steinerne Volk von Engeln, Heiligen, Aposteln und Kirchenfürsten; schlanke Säulenstämme wachsen aus dem Boden hinan zur hohen Decke und breiten, im farbigen Lichte zitternd, die Aeste auseinander; wunderliche Thiergestalten schauen Dich an, da und dort, Affen und Meerkatzen und geflügelte Bestien und fremde Schlingpflanzen siehst Du an den Aesten klettern; Du wähnst Dich in einem fernen Wunderland des Ostens, auf den Höhen, wo Christus wandelte und die Patriarchen dem Herrn ihre Dankopfer brachten.

Die Stephanskirche hat im Grundriß die Gestalt eines lateinischen Kreuzes. Fünf Pforten führen in das Innere: das sogenannte Riesenthor, das nur selten, bei großen Ereignissen und besondern feierlichen Anlässen, geöffnet wird; das Primglöckleinthor unter dem ausgebauten, das Adlerthor unter dem unausgebauten Thurme, jedes mit einer prächtigen Vorhalle; zwischen beiden, von der Längenseite bis zur Stirnseite, sind zwei andere Eingänge. Die beiden Thürme sollten gleich hoch werden; doch der eine nur ist ausgebaut; der andere wurde bis zu ein Drittel seiner Höhe gebracht und dann mit einem haubenförmigen Dache eingedeckt. Das Kirchendach prangt, wie der Rücken eines geschuppten Drachen, mit glasirten, bunten Ziegeln, welche einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln vorstellen. Es ist das größte Thierbild, das wohl je auf ähnliche Weise ausgeführt wurde; denn es mißt von einer Flügelspitze zur andern 188 Fuß.

Der erste Herzog von Oesterreich, Heinrich Casemirgott[608], hat 1144 an der Stelle einer alten Kapelle den Grundstein zum Dome gelegt. Erster Werkmeister war Octavian Wolzner[609] aus Krakau. Ein Bischof von Passau machte den Plan. Von diesem ersten Bau sind noch das Riesenthor und die beiden kleinern Thürme vorhanden. Als Sankt Stephan 1258 und 1275 durch Feuersbrünste gelitten hatte, wurde der Plan zum Umbau des Tempels in seiner jetzigen Gestalt entworfen und bis 1511 mit mehren Unterbrechungen fortgeführt, wo man den Bau des zweiten Hauptthurms gänzlich aufgab. Pilgram aus Brünn[610] war der erste Baumeister des Riesenwerks, und unter dem kunstreichen Hans Buchsbaum[611] wurde das Hauptgewölbe des hohen Chors 1446 geschlossen. Anton Pilgram[612], Enkel des ersten Baumeisters, der zu dem großen Thurme 83 Jahre früher 80 Fuß tief unter der Erde den Grund gelegt hat, setzte 1433 den Adler auf dessen Spitze. 1449 schlug der Blitz in den Thurm und entzündete das Holzwerk; 1514 traf ihn abermals der Blitz; große Reparaturen wurden nöthig, deren

[606] Der österr. deutsch-katholische Geistliche und Schriftsteller Eduard Duller (1809–1853).

[607] Duller, Donauländer, wie S. 165, Anm. 603, S. 93; Joseph Meyers gesamter Text orientiert sich stark an Dullers (s. o.) Ausführungen.

[608] Heinrich II., genannt Jasomirgott (1107–1177), aus dem Geschlecht der Babenberger; 1140/41 Pfalzgraf bei Rhein, 1141 bis 1156 Markgraf von Österreich, 1143 bis 1156 Herzog von Bayern und seit 1156 Herzog von Österreich.

[609] Von den im Folgenden genannten Baumeistern waren lediglich Hans Puchsbaum (siehe hierzu S. 170, Anm. 611) und Anton Pilgram (siehe hierzu S. 170, Anm. 612) am Bau beteiligt.

[610] Historisch nicht verbürgt.

[611] Hans Puchsbaum († 1454).

[612] Anton Pilgram (ca. 1460–1515).



SANCT STEPHAN IN WIEN

Wiederherstellung 5 Jahre erforderte. Spätere Bauten betreffen blos das Innere und nicht sowohl seine Verzierung, als Verunstaltung. Eitelkeit, Prunksucht und Kunstverwilderung haben Sankt Stephan mit geschmacklosen Altären und Grabmonumenten ohne Zahl angefüllt. Von den 31 Fenstern, die sämmtlich ehemals mit den schönsten Glasmalereien angefüllt waren, sind jetzt noch in dreien die Gemälde erhalten. Die übrigen haben die Geschosse des Kriegs bei den vielen Belagerungen, welche Wien auszustehen hatte, zertrümmert.

Das räumliche Größen-Verhältniß von Sankt Stephan zur Peterskirche in Rom ist wie 1 zu 4. Seine äußere Länge mißt 321 Fuß; das Innere ist in 3 Schiffe getheilt, welche durch 18 freistehende 8 Fuß dicke und 86 Fuß hohe Säulen getragen werden. Der Thurm hat vom Straßenpflaster bis zur Spitze eine Höhe von 421 Fuß; von dem Grundstein an aber mißt er bei 500 Fuß und er steht also der großen Pyramide von Gizeh an Höhe nur wenig nach, gehört überhaupt unter die 10 höchsten Gebäude der Erde. In den Türkenbelagerungen war der Thurm die gewöhnliche Zielscheibe des schweren Geschützes; er hat aber demselben jederzeit wie eine Felsmasse widerstanden. Nur die schwächere Spitze litt bei der letzten furchtbaren Belagerung Kara-Mustapha's[613] so sehr, daß sie sich neigte und vor einigen Jahren deshalb abgenommen und erneuert werden mußte.

Unter den unzähligen Werken kunstverdorbener Zeiten[614], von welchen Sankt Stephan voll ist, ragt Einzelnes hervor, welches die Bewunderung aller Zeiten verdient und erhalten wird. Zuerst die Kanzel. 28 Fuß hoch erhebt sie sich mitten im Hauptschiff der Kirche als eins der herrlichsten Denkmäler deutscher Steinbildnerei. Wenn man die Zierlichkeit und Beweglichkeit der Formen an dieser ungeheuern Steinmasse aufmerksam betrachtet, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die alten Meister die Kunst verstanden haben müssen, den Stein zu gießen, oder im erweichten Zustande zu modelliren: denn daß der Meißel so etwas hervorbringen könne, übersteigt den heutigen Begriff von der Technik der Kunst. Und doch war's der Meißel allein, der das Wunderwerk gefertigt hat. Der Meister, (Hans Buchsbaum), hat sein Bildniß mitten unter Aposteln und Kirchenfürsten recht naiv und sinnig angebracht: eine ernste Gestalt ist es, mit Winkelmaß und Zirkel. Das Dach der Kuppel ist kunstvoll aus Holz geschnitzt, mit unzähligen Figuren; eben so das Treppengeländer. Garstiges und unfreundliches Ungeziefer: – Frösche, Eidechsen, Schnecken, Schlangen,– kriecht und windet sich hinan, alles so naturgetreu, als ob es lebte. Diese Schnitzarbeiten und jene eben so kunstvollen an den Chorstühlen, sind wahrscheinlich von der Hand Jörg Sürlins[615], der 1469 die schönen Chorstühle in Ulm verzierte. In gleichem Kunstwerthe steht das Grabmal Kaiser Friedrichs IV.[616], von Niklas Lercher[617] in Straßburg 1513 vollendet. Der Meister hatte zwanzig Jahre daran gearbeitet. Es befindet sich vor dem Altare im Passionschore.

Nach dieser kurzen Umschau im Innern des Tempels besteigen wir den Thurm.

Nicht weniger als siebenhundert Stufen führen von dem untersten Eingange bis zur Region, in der die Thurmwächter ihre Wohnung haben. Doch ehe wir in deren Hände überliefert werden, haben wir eine Menge andere zu passiren, und erst an der Spitze selbst, die man nur auf schwankenden Leitern zu erklimmen wagen kann, nimmt die Gefälligkeit der Thurmbewohner ein Ende. Ganz unten, im Niveau mit der Kirche, macht gewöhnlich ein junger Geistlicher den Cicerone. Weiter hinan, bis zum Kirchdach, herrschen die Küster. Dann kommt man in das Territorium der Glöckner; oben schalten die Thurmwächter, und im Innern der Spitze geben Fledermäuse in ungezählten Schaaren das Geleit. Diese

[613] Merzifonlu Kara Mustafa Pascha (osman. مرزيفونلى قره مصطفى پاشا, Merzifonlu Ḳara Musṭafa Pāşā; 1634/35–1683; hingerichtet) war unter der Regentschaft des Sultans (siehe hierzu S. 62, Anm. 212) Mehmed IV. (osman. محمد رابع; Mehmed-i rābiʿ, von osman. رابع, rābi, „der/die/das Vierte“, wörtl. übersetzt der 4. Monat im Mondjahr; 1642–1692) Großwesir des Osmanischen Reiches und Oberbefehlshaber bei der zweiten Belagerung Wiens im Jahre 1683.

[614] Des Barocks, der vom prot. Deutschland als undeutsch zutiefst verachtet wurde.

[615] Die Kanzel wird heute Niclas Gerhaert van Leyden (ca. 1430–1473) zugeschrieben.

[616] Recte: Friedrich III. (1415–1493) aus dem Hause Habsburg war als Friedrich V. ab 1424 Herzog der Steiermark, von Kärnten und Krain, ab 1439 Herzog von Österreich, als Friedrich III. ab 1440 römisch-deutscher König und ab 1452 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[617] Das Grabmal wurde von Niclas Gerhaert van Leyden (siehe hierzu S. 172, Anm. 615) geschaffen.

machen die Honneurs umsonst; alle andern lassen sie sich tüchtig bezahlen. Auf jeder Treppe und jedem Absatz haben diese Leute etwas zu zeigen, oder geben dem Beschauer etwas zu bewundern; bald eine große Glocke, bald eine Inschrift; bald ein Schallloch, durch welches irgend ein Lebensmüder oder Wahnsinniger sich hinabgestürzt hat, und sie erzählen seine Lebensgeschichte in Kauf. Die große Glocke wiegt 354 Centner, ihr Klöppel allein 1300 Pfund. Der Thurm wanke, sagt man, wenn sie geläutet werde.

Der Stephansthurm hat seine eigene Fauna und Flora, und sie ist merkwürdig genug. Letztere besteht meistens aus zahlreichen Cryptogamenarten, von welchen viele in ausgezeichneter Ueppigkeit an dem alten Gemäuer wuchern. Im Februar fängt die Wetterseite des Thurmes ordentlich zu grünen an, und sie dient den kundigen Wienern für ein Merkmal des kommenden Frühjahrs. Die Südseite hat dagegen wenig Pflanzen. – Krähen, Dohlen, Habichte machen den Stephan zu ihrem Spiel- und Sammelplatze; Eulen sind seltene Gäste, und selbst das Käuzchen soll nie heimisch seyn. Dagegen haben alle Arten von Fledermäusen unzählige Kolonien gestiftet, und sie machen die größte Plage der Thurmbewohner aus, die, zumal bei ihren Nachtpatrouillen, vor diesen Kobolden Laternen und Angesicht nicht genug schützen können. Eine andere Plage sind die Schnaken. Man sollte es kaum denken, daß diese kleinen Insekten der Niederung bis zur Spitze fliegen könnten; man sieht sie zu Tausenden zwischen den durchbrochenen Verzierungen des Abends im Sonnenschein spielen. Stuben- und Stechfliegen kommen auch hinan, eben so mancherlei Käfer und das zirpende Heimchen. Der Spinnen sind Legion, und sie finden reichliche Nahrung. Ratten und Mäuse führen ihre Niederlassungen bis zur Höhe des Kirchdachs; weiter oben trifft man sie nicht mehr. –

Furchtbar ist die Janitscharen-Musik[618] der Winde auf dem Thurmriesen. Wenn Gott die Stürme entzügelt, wird jedes Schallloch zur Orgelpfeife und heult seinen eignen Schreckenston. Denke man sich dazu das Kreischen und Sausen in allen Steinlöchern, Ritzen und Winkeln, das Wanken und Knarren der Geländer und Treppen, das Schlagen und Rasseln der Fensterläden und Thüren, das wilde Heer der vorüberjagenden Wolken und Nebelgestalten, das Leuchten der Blitze, das Prasseln des Hagels, das Gepauke des Donners – und die Sage, daß ein Fremder, der von einem Gewitter auf dem Stephansthurme überrascht worden war, in dem Glauben, der Tag des Weltgerichts sey gekommen, von oben hinabsprang in der Angst seiner Seele, wird nicht unglaublich erscheinen. –

Die Aussicht von dem Stephansthurm ist großartig. Wiens Häuserlabyrinth, mit seinem Glück und seinem Elend, fließt in eine chaotische Masse zusammen; die Märkte erscheinen Tellergroß, die breiten Straßen wie schmale Furchen, die stolzen Paläste schrumpfen zu Kartenhäusern ein, die Menschen zu Ameisen; – aber weit öffnet sich das Land, bis an die Marken Ungarns dringt der Blick, über die Wahlstätten hin, wo so vielmal die Völker aus Ost und West mit einander um die Herrschaft der Welt gerungen, und in blauer Ferne thürmt sich das ewige Gemäuer der Alpen. Die Vista ist schöner, als selbst vom Wienerberge aus, und lohnt den ermüdenden Gang reichlich.

Nun hinab in die Katakomben des Sankt Stephan! –

Eine kleine Pforte an der Außenseite der Kirche bildet den Eingang in diese weiten Hallen des Todes; ein zweiter führt aus der Wohnung des Pförtners dahin, und dieser letztere ist der gewöhnliche. Der Führer reicht jedem Fremden ein Licht; er selbst zündet eine Wachsfackel sich an, und so gerüstet beginnt die Fahrt. Ein schmaler, schlechtgewölbter Gang führt zuerst zu einer großen steinernen Treppe. Man steigt hinab und es öffnen sich weite, kellerartige Gewölbe. Zu deren Seiten sind Gerippe, Schädel,

[618] Die Janitscharen (osman. يكيچرى اوجاغى, Yeñiçeri Ocāġı, „Janitscharenkorps“, wörtl. „Feuerstelle – osman. اوجاق, ocāk – der neuen Truppe“; nicht von ungefähr hießen bei den Janitscharen die Bataillonskommandeure osman. چورباجى باشى, Çorbācı-Bāşı, „Suppenmeister“ und die Hauptleute osman. آشجى استا, Āşcı Ustā, „Chefkoch“; auch wurden ihnen anstelle von Standarten – osman. Sing. سنجاق, sancāḳ, Pl. سنجاقلر, sancāḳlar – mächtige Suppenkessel – osman. Sing. قزغان, ḳazġān, Pl. قزغانلر, ḳazġānlar – vorangetragen) waren im Osmanischen Reich (siehe hierzu S. 55, Anm. 170) bis 1826 die Elitetruppe der Armee und in Europa entsprechend gefürchtet. Die Musik der als Mehterḫāne (osman. مهترخانه) bezeichneten Militär- und Zeremonialkapellen war den Europäern zunächst aus den osman. Kriegszügen auf dem Balkan bis nach Wien zur Genüge bekannt. Nach Abwendung der Türkengefahr im 18. Jhd. wurden dann jedoch Elemente der osman. Militärmusik übernommen, wie z. B. Wolfgang Amadeus Mozarts (1756–1791) Klaviersonate Nr. 11 A-Dur KV 301 mit dem „Rondo alla turca“ oder Ludwig van Beethovens (1770–1827) op. 113 mit dem „Marcia alla turca“ belegen.

Knochen in schöner Ordnung hoch bis an die Decke aufgeschichtet und fort geht der Zug zwischen Wänden menschlicher Gebeine.

Plötzlich hält der Führer still. Er warnt, vorsichtig nähert er seine Fackel dem weiten Rande einer ungeheuern Gruft, die senkrecht in unbekannte Tiefen hinab führt. Das Licht fällt hinein: welch ein Anblick! nackte Todtengerippe, ohne Särge, in unendlicher Zahl, grinzen im wilden Durcheinander aus der Tiefe. Noch decken die Häute, zu Pergament verwandelt, die Glieder, denn in dieser Gruft verwesen die Leichen nicht, sie vertrocknen blos, wie unter dem Bremer Dom. Man erkennt noch die Züge, den Ausdruck, den Charakter der gespenstigen Gestalten, und während Du mit Schauergefühl in den Abgrund starrst, bückt sich der alte Mann über den Rand der Gruft hinab, und faßt eines der Gerippe, hebt es hoch empor und schwenkt seine Fackel so, daß Du alle Formen der Schreckensgestalt gewahren magst; – dann schleudert er sie wieder hinab in den Abgrund, und das Mark in den Knochen erbebt Dir vor ihrem Rasseln. Er nimmt ein zweites und drittes und viertes auf – einen Mann, ein Weib, ein Mädchen – und ladet ein, die Haut zu betasten, da sie noch nachgiebig sey, oder trommelt mit dem Finger auf der hohlen Brust. Während dieser Demonstrationen flattern aufgescheuchte Fledermäuse um die Lichter und der Mann warnt, die Hand vorzuhalten, daß sie nicht erlöschen. – Weiter geht’s durch lange Gänge voll Gebeine, bis zu einer Halle, die wahrscheinlich in ältester Zeit als Todtenkapelle gedient hat. Undeutliche Massen von Schutt erheben sich vom Boden – lange dauert’s, ehe das Licht den weiten Raum erhellt und das Auge die Gegenstände unterscheiden kann; – kletternd folgt man dem Führer auf eine Schutthaufenspitze und schaut um sich: welche gräßliche Scene! Du siehst Dich auf Menschen stehen, denn aus Menschengerippen bestehen alle diese Haufen – und Leichname, noch mit der Haut bekleidet, grinzen aus jeder Ecke und von allen Wänden in allen Stellungen Dich an. Wer das jüngste Gericht Michel Angelo’s[619] in der Peterskirche mit Schaudern sah, – hier findet er eine tausendmal gräßlichere Wirklichkeit wieder. Abermals treibt der alte Mann seine Kurzweil mit den Todten: bald zeigt er Dir einen „schönen Mann,“ bald ein „schönes Weib“ – und er sucht und wühlt in den Gerippen umher, Dir noch mehr zu zeigen, bis Du, voll Ekel und Entsetzen, es ihm wehrst, und ihn zum Aufbruch treibst. Ehe er Dich aber den Rückweg leitet, führt er Dich zu einer zweiten, tiefen Gruft von großem Umfang, hält seine Leuchte niedrig und bittet Dich, hinunter zu sehen. „Da liegen viele Tausende,“ bemerkt er, „denn das Loch ist hundert Ellen tief.“ In geringer Entfernung davon gähnt eine weite Spalte im Gemäuer und ein Schacht geht hinauf bis zum Fußboden der Kirche, mit der er durch eine eiserne Fallthür communizirt. Der Führer hält seine Fackel in den Riß der Mauer und bemerkt, sie sey geborsten vom Drucke der Leichenmassen. In diesen Schacht wurden noch vor 50 Jahren die Todten begraben, oder vielmehr nicht begraben, denn man ließ die Särge durch die Fallthüre mit Stricken ein Stück Wegs hinab- und dann vollends hinunterstürzen. Noch sieht man zerbrochene Särge, aus denen Gerippe gähnen; manche hängen kopfüber, kopfunter, oder gucken halb unter den klaffenden Deckeln hervor. Eine Leiche hat sich im Sturze sogar zwischen die Mauerspalte hinein gezwängt und streckt Dir ihre Arme entgegen, auf denen Fledermäuse krappeln, aufgestört von der Leuchte des Führers.

Doch genug. – Auch Joseph II. hatte sich einst in die Katakomben führen lassen, um die irdischen Reste von Oesterreichs großen Männern und Geschlechtern bei einander zu sehen; entsetzt über den Gräuel, den er gefunden hatte, schrieb er in derselben Stunde jenen denkwürdigen Befehl, welcher das Begraben in den Kirchen durch’s ganze Reich verbot, und seit der Zeit erhalten die Grüfte von St. Stephan keine neuen Bewohner.

[619] Michelangelo Buonarrotis Fresko in der Sixtinischen Kapelle.


CCCCXXXIX
Gez. v. C. Reiss
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

LAXENBURG

CCCCXXXIX. Schloss Laxenburg bei Wien.

Paris hat sein Versailles, London sein Richmond und Greenwich, Berlin sein Potsdam; Wien aber hat mehr als alle diese Städte, denn in einem Umkreise von wenigen Stunden besitzt es die schönsten Szenerien, von den lieblichsten an bis zu jenen, die durch ihre Wildheit und Romantik Auge und Seele fesseln. Wien liegt gleichsam im Mittelpunkte des großartigsten Parks, und jeder Ausflug von diesem Mittelpunkte führt zur Entdeckung neuer Schönheiten und Reize.

Ein Ausflug nach Laxenburg füllt einen Tag auf das Angenehmste aus. Das Schloß ist der gewöhnliche Aufenthalt des Kaisers[620] in der schönsten Jahreszeit. Es liegt 3 Stunden von der Hauptstadt entfernt und ist durch Alleen mit dem nahen, noch größern Lustschlosse Schönbrunn verbunden. Schon 1377 bewohnte Herzog Albert[621] hier eine Burg, von welcher der Rittersaal und einige Gemächer erhalten sind. Der Hauptbau des jetzigen Schlosses wurde um das Jahr 1600 aufgeführt und jeder Fürst der spätern Zeiten schmückte daran, oder verschönerte und erweiterte die Parkanlagen, welche, über eine Quadratstunde groß, Berg und Thal bedecken. Die reizendste Zuthat ward ihm aber von dem verstorbenen Kaiser[622] in seiner Franzensburg[623], die er auf einer Insel inmitten einer krystallhellen Wasserfläche, sich erbauen ließ.

Von allen Nachahmungen der Burgen des Mittelalters, welche in unserer Zeit versucht worden sind, ist Laxenburg ohne Widerrede die gelungenste. Mittelst eines kleinen Kahns, der an Seilen sich fortbewegt, gelangt man über den mit Schwänen besetzten Schloßgraben hinüber zum Burgthor, das in den großen Hof führt. Von da macht ein Diener des Kastellans den Wegweiser.

Die ganze innere Ausschmückung ist mit Pracht und Geschmack im Style des 15ten Jahrhunderts gehalten. Im Rittersaale sieht man eine reiche Sammlung von Rüstungen und Waffen aufgestellt, worunter Vieles, das Helden und Fürsten angehörte, deren Degen und Thaten die Blätter der Geschichte schrieben. Trophäen vergegenwärtigen jene Kämpfe Oesterreichs, durch welche es der Türken Macht erst einen Damm entgegen setzte und dann sie brach. In einer Halle stehen die Marmorstatuen der Kaiser aus Habsburg's Stamm, seit Rudolf[624]. Alle Wände und Decken der Zimmer sind mit kunstvoller Schnitzarbeit bedeckt, und Oesterreichs Klöster, Schlösser und Kunstsammlungen steuerten ihr Bestes, um die Liebhaberei des alten Franz an solchen Dingen zu erfreuen. Damit jedoch nichts fehle, dem monumentalen Konterfei der Feudalzeit Kraft und Wahrheit zu geben, so ist auch eine unterirdische Folterkammer zu schauen und ein Burgverlies. In letzterem liegt, mit Ketten schwer beladen, die Gestalt eines Templers, und tritt man näher, so erhebt der Automat die Hände und ringt sie, mit den Ketten rasselnd. Neben der Burg ist der Turnierplatz mit den Schranken und den Sitzen der Preisrichter und den Söllern der Damen. Für die ritterlichen Spiele fehlen bloß – die Spieler: man hätte Automaten hinstellen sollen, wie dort, im Verlies.

Keine größere Tücke kann das Schicksal gegen große Menschen üben, als wenn es sie am Schlusse einer alten Zeit erscheinen läßt. Sie sind dann nur die Leichensteine begrabener Geschlechter und ihr Ruhm dient der altermüden Zeit zum Schemel. Wenn sie aber, von den Verhältnissen begünstigt, Menschen hoch auf die Zinne einer neuen Zeit stellt, welche die Fähigkeit nicht haben, sie zu leiten und zu beherrschen, dann wachsen sie schüchtern in die gestorbene hinein und sie suchen Behaglichkeit in den Formen einer Vergangenheit, die ihrem Sinne und ihrem Trachten befreundeter scheint, als die Gegenwart. Wundern wir uns darum nicht, wenn die Burgen wieder wachsen auf den Bergen und an

[620] Siehe hierzu S. 163, Anm. 590.

[621] Albrecht III. (1349/50–1395), seit 1365 Herzog von Österreich.

[622] Siehe hierzu S. 163, Anm. 583.

[623] In den Jahren 1801 bis 1836 nach Plänen von Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg, (eigentl. Hetzendorfer; 1732–1816) erbaut.

[624] Rudolf I. (1218–1291), ab etwa 1240 als Rudolf IV. Graf von Habsburg und seit 1273 der erste römisch-deutsche König aus dem Geschlecht der Habsburger.

unserm Rheine die bunten Flaggen mit den fürstlichen Wappen von den Mauern wehen, auf welchen wir Männer als Knaben Käuzchen jagten und Himbeeren pflückten! Mancher thut's wohl nur dem Andern nach, eben weil's ein Anderer vor ihm gethan hat: aber das Wohlgefallen daran verräth den geheimen Zug des Herzens und ich wette darauf, so lange man neue Dächer auf die alten Burgen setzt, so lange wird auch der Schutt des Mittelalters und seiner Institutionen nicht weggeräumt werden, der einer zeitgemäßen bürgerlichen Ordnung den Platz wegnimmt. –



Die BRIGITTENAU
im Prater bei Wien.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 123f.

Die Brigittenau.

Wenn der Sturm über das Land dahin raset, der Donner die Sinne betäubt, der Blitz zerschmetternd niederfährt, die Wasser der Berge das Thal überfluthen und die Felsen der Höhen wanken und stürzen und unter ihren Trümmern den Segen der Flur begraben, wenn der Strom die Leichen dahin spült, ungezählt und ungesichtet, rücksichtslos das hoffnungsselige Kind wie den todersehnenden Greis, – so tritt der Mensch zurück von der Gebieterstelle, die er im friedlichen Walten der Natur sich errungen, der Herr der Erde wird dem wimmernden Wurme gleich, machtlos unterwirft er sich dem Zorn der tobenden Elemente, und nur im instinktiven Trieb der Selbsterhaltung klammert er sich noch an den Baumstamm des Ufers, an die Sparre des Daches, an den sinkenden Kahn.

Und ist die Fluth verlaufen, der Sturm verbraust, das Feuer des Himmels erloschen, gehen die Lüfte wieder friedlich über das Land, theilen sich die trüben Wolken, da lockt, wie ein Wink der Güte, der erste Sonnenblick die Entflohenen zurück, die Verbrochenen an's Licht, die Geretteten auf den festen Boden, und alle suchen die heimische Stätte wieder und schauen sorgend aus nach dem Schicksale der Freunde und Genossen. als die nachfolgende es wissen kann.

Wohl findet da mancher das Haus nicht mehr, darin er geboren wurde, die Lieben nicht mehr, nach denen er vergeblich jammert. Gruppe um Gruppe trauernder Menschen stehen bald da, bald dort, wo das Unglück seine Maale, die Trümmer seiner Opfer, die blutigen Spuren seines Tritts, hinterlassen bat, und schon will dem verödeten, ausgestorbenen Herzen die Verzweiflung nahen, – da spannt der Ewige seinen Bogen der Gnade am Himmel aus und sendet den Engel der Versöhnung zu den empörten Seelen der von des Schicksals blinder Hand Niedergeworfenen. Der Hauch des wahren Friedens, der stärkenden Ruhe, der ermuthigenden Ordnung kehrt zu den Geistern zurück, und die Versöhnung, feiert ihr schönstes Fest im neuen, rüstigen Schaffen und Wiederaufbau des Zerstörten und der Gründung neuer Schöpfungen.

Solche Stürme sind auch die Kriege und die Revolutionen, und die Revolutionskriege sind doppelte, sind zehnfache, sind die verheerendsten Stürme der Menschheit.

So lange der Mensch Waffen führt, hat ihn nichts zu so erbittertem Kampf gereizt, als der Widerstreit der Meinungen auf dem Felde der Politik und des Glaubens. Haß und Verachtung vergiften dann die Waffen, und die Unmenschlichkeit freut sich ihrer Triumphe; aber nur während des Sturms, so lange Zorn und Grimm allein mit den Herzen in der Irre rasen und der Verstand vergeblich nach den Zügeln hascht. Ist aber der Kampf zu Ende, ist der Sieg der einen Partei errungen, Alles, was feindlich widerstand, zu Boden gestreckt und regt sich neben den Todten nichts mehr als das Stöhnen der Verwundeten und das Seufzen der Gefangenen, – dann füllen sich die Kerker mit Unglücklichen, und an den Grenzen ringen Tausende die Hände, die mit dem nackten Leben sich in's Elend der Verbannung gerettet haben.

So war's auch in Oesterreich. Wunden bluteten und Thränen flossen auch nach dem Kriege noch lange fort. Doch erschien endlich der Engel der Versöhnung und seine Gnade spannte den Friedensbogen über das weite Reich aus und Blumen sprießen aus der blutgetränkten Au[625] – dort im Prater bei Wien.

[625] In der Brigittenau war am 9. November 1848 der Publizist, Verleger und Abgeordnete des Paulskirchenparlaments Robert Blum (1807–1848), ein Parteigänger des demokratischen linken Flügels des Parlaments, standrechtlich erschossen worden.



SCHÖNBRUNN

Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr. Instit.in Hildbh.

Eigenthum d.Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 45-50.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [25]-28 u. S. [191]f.

Schönbrunn[626].

Herrscherberuf – welch ein Wort! – Die von einem einzelnen Menschen aus unmittelbarer göttlicher Berufung beanspruchte Pflicht, Millionen Seinesgleichen die Wege ihrer Bestimmung zu bahnen und zu sichern, schließt eine Verantwortlichkeit in sich, vor deren Unermeßlichkeit jedwedem redlichen Herzen, selbst dem des loyalsten Unterthanen, bange werden muß. Welch eines Geistes muß der Mensch sein, welcher den Geist eines ganzen Volkes, einer Nation oder gar mehrer oder vieler Völker ergründen und nach den Gesetzen dieses Geistes das große Werk der Volksbeglückung, die allein das Ziel seines Berufs sein kann, vollbringen will! So schwerer Ernst ruht auf keinem Amte der Welt, als auf dem des Herrschers, und wer auf die Mannichfaltigkeit der menschlichen Gemüthsarten, Geistesrichtungen, Bildungsstufen, Bedürfnisse und Schicksale nur von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick wirft, den überkommt mit dem Gefühle des Staunens und Grauens vor der Unendlichkeit der Pflichten, die ein Herrscherauge zu über schauen hat, zugleich der Zweifel, ob eine solche Aufgabe nicht zu groß sei, um eines Menschen Beruf zu bilden.

Dieser Zweifel, lieber Leser, ist ein so natürlicher und, sollte man denken, deshalb auch unschuldiger; und doch – wer wäre im Stande, die Summe von Unglück zu ermessen, die er schon über Tausende und aber Tausende verhängt hat?

Unschuldig, ja, wäre der Zweifel, wenn man in dem Herrscherberuf eine Pflicht erkennen dürfte, deren Erfüllung nur eine höhere göttliche Begabung ermöglicht, ein Vergehen ist er aber geworden, seitdem jener Beruf sich zu einem Recht erhob, das einem Menschen durch Gottes besondere Gnade verliehen ist. Fortan ist der unschuldige Zweifler zu einem Verbrecher an einem göttlichen Rechte herabgesunken, und, Gott weiß es, die Strafen, welche die Gewalt dem Gesetze gegen solche Zweifler diktirte, sind von christlicher Milde allezeit am allerentferntesten gewesen.

Noch heute steht dieser Beruf mit gleichem Anspruch da, noch heute pocht selbst der kleinste Winkelfürst auf sein Recht als von Gottes Gnade entsprungen, und noch heute trifft die Unerbittlichkeit fürstlicher Gnade Niemanden härter, als den arglosen Zweifler an der unmittelbaren Göttlichkeit jenes Berufsrechts. – Und dennoch ist dieser Zweifel durch alle Lehren der Volkserzieher, durch alle Ermahnungen der Priester jeglicher Glaubensform nicht von der Erde zu vertilgen gewesen, dennoch hat sich diese Zweiflersekte zu Tausenden gemehrt und sind aus den Tausenden Millionen geworden. Was lehrt dies und wohin wird dieses Zeichen führen, das unfälschbar von der Geschichte den Völkern überliefert ist?

So verhängnißvoll auch diese Frage klingt, so einfach ist gleichwohl die Antwort darauf. Jener an sich so natürliche und unschuldige, und doch so sehr verketzerte, so unmenschlich hart bestrafte und eben deshalb heldenmüthig vertheidigte Zweifel hat vom Selbstherrscherthum zum Verfassungsstaate geführt. Denn mit der Verantwortlichkeit des Herrscherberufs in unsern Augen wuchs die

[626] Ab 1743 wurden Schloß und Park in ihrer heutigen Form von Nikolaus von Pacassi (1716–1790) und Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg (siehe hierzu S. 176, Anm. 623) um- und ausgebaut.

Schuld, die der fürstliche Wahn eines göttlich geweiheten persönlichen Herrscherrechts auf sich geladen, steigerte sich das Unheil, das dieser Wahn nicht nur über viele Tausende wahrhaft edler und guter Menschen, nein, über ganze Generationen von Völkern gebracht, zu so grauenvoller Höhe, wie sie die zum Bewußtsein einer staatlichen Existenz erwachten Geschlechter nicht zu ertragen vermochten.

Wo gibt es noch eine Gotteslästerung von unerhörterer Art, als die ist, Gott verantwortlich zu machen für die Uebel- und Schandthaten der Tyrannei? Oder waren sie nicht von Gottes Gnaden, die Scepter, welche ein Ferdinand II.[627], ein Ludwig XIV. schwangen? Von wessen Gnaden waren die Scepter, welche Polen theilten und eine Nation mordeten? Gerirte nicht auch Gottes Gnaden sich jener Napoleon, welcher die Blüthe der europäischen Völker als Hekatomben[628] seines Ehrgeizes opferte und eine Million Gebeine über Europa ausstreute, oder jener Nikolaus[629], welcher Tausende von polnischen Patrioten lebendig begrub in die Bergwerke Sibiriens? War es nicht ein König von Gottes Gnaden, jener Ferdinand VII.[630], dessen Wortbrüchigkeit das seinem göttlichen Herrscherberuf anvertraute Spanien den Greueln des Bürgerkriegs überlieferte[631]? War es nicht ein König von Gottes Gnaden, jener Meineidige zu Neapel[632], der aus den Kerkern des finstersten Mittelalters die Qualen der Folter hervorzog gegen die Zweifler an der Göttlichkeit der gemeinen Verbrechen, die er an Eigenthum, Freiheit und Leben von Tausenden beging? Herrschten nicht von Gottes Gnaden alle Scheusale auf den Thronen, deren Namen die Weltgeschichte in ihr schwarzes Buch getragen?

Diese Lehren der Geschichte sind es, gegen welche keine Ermahnung der Priester und kein Gesetz der Gewaltigen etwas vermag; sie sind es, welche den Zweifel an jener Berufsgöttlichkeit über ganze Völker ausbreiteten und ihnen die Macht gaben, den Uebermuth der menschenvergötternden Gewalt vor ihr Gericht zu fordern; sie allein endlich sind es, welche in ganz Europa dem Absolutismus das alte blutige Schwert entreißen und, die Monarchie läuternd und veredelnd, den Herrscherberuf seines göttlichen Rechts entkleiden und ihn wieder in die Pflicht verwandeln, zu deren Erfüllung der Mensch, und wäre er der begabteste, der Gnade Gottes so bedürftig ist.

Erst auf dem Standpunkt dieser rein menschlichen Bescheidenheit kann dem absoluten Monarchen der Gegenwart die Einsicht kommen, daß sein Geist allein nicht hinreicht, um Millionen Seinesgleichen die Wege ihrer Bestimmung zu bahnen und zu beschützen; erst dann hat er den Standpunkt erreicht, auf welchem alle Könige der Zukunft stehen müssen: als oberste Diener des Gesammt-Willens ihrer Völker.

Auch die Herrschersitze der Zukunft werden andere sein, als die der Vergangenheit.

Die Wohnungen des alten Fürstenglanzes sind sammt und sonders monotoner Art, sämmtlich mehr oder weniger à la Versailles, sämmtlich möglichst entfernt vom Geist nationaler Weihe, ja, sämmt-

[627] Ferdinand II. (1578–1637), seit 1619 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[628] Griech. ἑκατόμβη (griech. hekatómbē; von ἑκατόν, hekatón, einhundert); ursprüngl. bezeichnete man im antiken Griechenland mit Hekatombe ein Opfer von 100 Rindern; im übertragenen Sinne heute eine einem unheilvollen Ereignis o. Ä. zum Opfer gefallene, erschütternd große Zahl von Menschen.

[629] Nikolaus I. Pawlowitsch (russ. Николай I Павлович; 1796–1855); seit 1825 Kaiser von Rußland und von 1825 bis 1830 letzter gekrönter König von Polen; er hatte den poln. Novemberaufstand von 1830/1831 grausam niederschlagen lassen.

[630] Ferdinand VII. (span. Fernando VII; 1784–1833), von 1808 und von 1814 bis 1833 König von Spanien.

[631] Die sog. Carlistenkriege (1833 bis 1840, 1847 bis 1849 und von 1872 bis 1876), in denen die unter Don Carlos (1788–1855), dem Bruder des verstorbenen Königs Ferdinand VII. (s. o.), vereinigten Befürworter einer absoluten Monarchie gegen die sich um die unmündige Königin Isabella (span. Isabel II de España; 1830–1904; Königin von 1833 bis 1868) gesammelten konstitutionellen Monarchisten um die Vorherrschaft kämpften. Diese politischen Auseinandersetzungen wurden – ähnlich wie später während des span. Bürgerkriegs von 1936 bis 1939 – von beiden Seiten mit unvorstellbarer Grausamkeit geführt.

[632] Ferdinand II. (ital. Ferdinando II delle Due Sicilie; 1810–1859), seit 1830 König beider Sizilien, der wegen der Brutalität, mit der er gegen die eigene Bevölkerung vorging, auch „Re bomba“ geheißen wurde (siehe hierzu auch S. 192, Anm. 665).

lich zu offenbare und beredte Denkmale jenes Uebermuths der menschenvergötternden Gewalt, in deren Blüthezeit sie entstanden. In ihnen allen begegnet unserm Blick die vom Throne befohlene Huldigung vor seiner eigenen Herrlichkeit, überall zeigt sich uns die glänzende Bestätigung der traurigen Wahrheit, daß die Schmeichelseligkeit der Künstler im Dienste der Eitelkeit von je ihren liebsten Spielraum gefunden. Nirgends verräth solch ein alter Fürstensitz die geringste Spur von dem hohen Ernst, den unsere heutige Anschauung vom Herrscherberuf nicht mehr trennen kann. Statt einer würdigen Stätte der Ruhe von den Mühen und Sorgen des schwersten Amts sehen wir allenthalben nur ein unendliches Staffelwerk von Menschenvergöttlichung, von Herrscherglorifikation, von raffinirtestem Ceremoniel, durchgeführt mit allen Mitteln rücksichtslosester Verschwendung. Vergeblich sucht der Mann des Volks in den meisten dieser goldenen Hallen voll Wappen und Bildern irgend ein Denkmal nationalen Fortschritts, ein Ehrengedächtniß an eine freie Volksthat, falls nicht gerade jener und diese in direktester Beziehung zur Verherrlichung eines fürstlichen Familienglieds stehen. Diese nur sich selbst kennende und sich überall und immer allein bedenkende und verehrende Verherrlichung der Dynastien macht ihre Schlösser zu Denkmalen nur ihres Charakters und ihrer Geschichte, an denen das Volk, je klarer ihm dieser Charakter und diese Geschichte im Gegensatz zu seinem Charakter und seiner Geschichte vor Augen gebracht wird, um so theilnahmloser, um so kälter vorüber geht.

Wir müssen es unsern Lesern überlassen, wie viel sie von diesen Gedanken mit sich nehmen wollen, wenn sie das weltberühmte Lustschloß der österreichischen Kaiserfamilie betrachten, vor welches sie unser Stahlstich führt. Erkennen sie auch in Schönbrunn kein Asyl, geeignet, um vom ernsten Herrschergeschäft auszuruhen, sondern eher eine Anlage, ausschließlich bestimmt, um den Glanz des Kaiserthrons aus dem Geräusch der Hauptstadt in die Zurückgezogenheit des Landlebens zu verpflanzen und ihn, von den Reizen der Natur erhöht, noch blendender strahlen zu lassen, so ist es doch hier gerade die mächtigere Natur, welche versöhnend auf das Gemüth wirkt, wie ja eben sie allein es ist, die alles Menschliche, das der Wahn getrennt hat, liebend wieder verbindet.

Das ganze breite Donauthal, in welchem die Kaiserstadt liegt, ist ein großer Garten, und ein besonderes Prachtstück in ihm ist der Park von Schönbrunn mit den Bauten des Luxus, der Anmuth, der Naturfeier und der Wissenschaft, die er umschließt. Nur eine halbe Stunde von der Mariahilfer-Linie entfernt öffnet uns die schöne Brücke über die Wien den Eingang zu dem Vorhofe des Schlosses, welchen zwei Obelisken bezeichnen. Den Schloßhof, ein weites regelmäßiges Viereck, schmücken zwei Springbrunnen, deren eherne Gruppen berühmte Werke Zauners und Hagenauers[633] sind. Die Hauptseite dieses imponirenden Hofes wird vom Hauptgebäude des Schlosses, die drei andern Seiten werden von Nebengebäuden gebildet, so daß der Standpunkt unseres Zeichners auch hinsichtlich der Wohnungen uns deutlich eine Staffelung der Rangstufen von dem Gekrönten herab bis zum untersten Diener erkennen läßt. Das Hauptgebäude erhebt sich drei und ein halb Geschoß hoch und hat eine Länge von 100 Klaftern[634]; zum Hauptgeschoß empor führt vom Hof aus eine geschmackvolle Doppeltreppe von Marmor. Obwohl von der früheren Pracht der inneren Räume Vieles verschwunden oder von anderem Geschmack gemildert ist, so bietet es doch noch heute eine Fülle von Sehenswerthem für die Augen, die sich an solcher Herrlichkeit erfreuen. Man zählt im ersten Stocke 68, im Halbgeschoß 71, im zweiten Stockwerk 91 und im Erdgeschoß 60 Zimmer nebst 9 anderen Gemächern; als Summe aller Säle, Zimmer und Gemächer des ganzen Baues nennt man 1441. Den Fremden macht man besonders aufmerksam auf den großen Saal mit Spiegelwänden und den Deckengemälden von Gregor Guglielmi[635] (Schüler von Trevisani[636]), ferner auf drei Landschaftszimmer, die Gallerie mit den Hamilton'schen Gemälden[637], auf den Ceremoniensaal und die Schloßkapelle. Es ist schon viel allerhöchster Gottesdienst in dem kleinen Raume verrichtet worden, es haben in ihm die mächtigsten Herrscher vor dem Herrn gekniet, die

[633] Die Statuen etc. wurden von Benedict Henrici (1749–1799), Johann Baptist Hagenauer (1732–1810) und Franz Zächerl (1738–1801) geschaffen.

[634] 1 österr. Klafter = 1,8965 m.

[635] Gregorio Guglielmi (1714–1773); die Fresken wurden gegen Ende des letzten Krieges zerstört.

[636] Francesco Trevisani (1656–1746).

[637] Der Tier- und Stillebenmaler Johann George von Hamilton (1672–1737).

größten Kirchenfürsten ihren Segen ertheilt; aber all den Gebeten und Segen hat allzulange das Eine gefehlt, das kein Priester gibt: die Kraft der That zu dem edlen Willen, einzig in dem Glücke der Völker das eigene Glück, einzig in der Blüthe der Völker den eigenen Glanz zu suchen. Nur darum ist der Segen aus dieser Kaiserkapelle den Nationen Oesterreichs noch bis heute nicht fühlbar geworden, und wird er's noch – so gebe Gott, daß es nicht zu spät sei und ihm nicht die Nationen mit ihrem Fluche antworten.

Aber die Natur lacht hier immer, wie auch die Herzen voll Trauer sind. Der reizende Garten, einer der großartigsten in ganz Europa (in weitester Ausdehnung 784 Klafter lang, 630 Klafter breit), lagert zum Theil in der Ebene, zum Theil steigt er den Schönbrunnerberg hinan und streckt sich bis in die Nähe des lieblichen Lustschlosses und Parks von Hetzendorf aus. An die Flügel der Südseite des Schlosses schmiegen sich die Gebäude der vielbewunderten Orangerie[638] in einer Länge von 100 Klaftern an, und zwischen der Gartenfronte des Hauptgebäudes und dem Fuße des Schönbrunnerbergs betreten wir das sogenannte Parterre, einen Raum, welcher mit zwei und dreißig 9 Fuß hohen Statuen und Gruppen von weißem tyroler Marmor auf marmornen Piedestalen prangt. Auf der Höhe des Berges sehen wir das Gloriet[639], ein prachtvolles, 300 Fuß langes, 60 Fuß hohes Gebäude mit herrlicher Kolonnade und Saal zu ebener Erde, das von seiner Plattform einen entzückenden Rundblick in all die Freuden gewährt, mit welchen Natur und Kunst sich hier gegenseitig überraschen. Ein höchst wichtiger Theil des Parks ist der botanische Garten mit sechs großen Gewächshäusern, ein wissenschaftliches Kabinetsstück von europäischem Rufe. Außerdem, wie überall in solchen Anlagen, Bassins, Statuen, Vasen, Fasanerien, Menagerien, Hühner- und Entenhöfe, Muster-Obstgärten, künstliche Ruinen, Obelisken und so weiter. Und willst du nun den Park verlassen, lieber Leser, so führt dich die Hauptallee an einer köstlichen mit Statuen geschmückten Quelle vorüber, die betrachte noch mit Theilnahme, denn die in ihr hausende Nymphe war es, die einst den Beherrscher dieses Reichs lockte und durch seine Hand all die Herrlichkeit hervorzauberte, die dich umgibt; daher der Name. Weiter führt der Weg dich nach Meidling. Rechtshin, am botanischen Garten vorüber, gelangst du nach Hietzing. Auch nach Hetzendorf lockt dich ein kühler Schattengang unter schönen Bäumen. Aber so schwer liegt der ringende Geist dieser Zeit auf den Herzen der Menschen, daß kein Auge sich eines reinen Genusses erfreut, und ob ihn die Natur mit allem Zauber des Kinderblicks anlächelte; auch du, mein Leser, kannst nimmermehr froh aus diesen Kaisergärten scheiden, bis für Deutschland abermals ein Abschnitt der Geschichte geschlossen, bis das Schicksal Oesterreichs erfüllt ist.



Napoleon Franz Joseph Karl Bonaparte, Herzog von Reichstadt (siehe hierzu S. 185, Anm. 642).

Die öffentliche Geschichte des Schlosses ist eine arme. Wir wissen nur, daß der Kaiser Mathias[640] es gegründet, Maria Theresia es ausgebaut hat. Innerhalb seiner Mauern zeichnete Napoleon 1809 den

[638] Sie wurde um 1754 fertiggestellt; der Architekt ist bis auf den heutigen Tag unbekannt geblieben.

[639] Die Gloriette war im Jahr 1775 als letztes Gartengebäude nach Plänen von Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg (siehe hierzu S. 176, Anm. 623) als „Ruhmestempel" errichtet worden.

[640] Matthias (1557–1619), Erzherzog von Österreich; seit 1608 König von Ungarn und Kroatien, seit 1611 König von Böhmen und ab 1612 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

Friedensvertrag, welcher nach ihrem Namen benannt wird, und auf derselben Schwelle ließ die Nemesis[641] 23 Jahre später den Herzog von Reichstadt[642] sein Leben aushauchen.

[641] Nemesis (griech. Νέμεσις, Némesis, „Zuteilung [des Gebührenden]"), in der griech. Mythologie die Göttin des gerechten Zorns, der ausgleichenden Gerechtigkeit, womit sie zur Rachegottheit prädestiniert war.

[642] Napoleon Franz Joseph Karl Bonaparte (1811–1832), Herzog von Reichstadt; vom 20. März 1811 bis 22. Juni 1815 König von Rom. Der von Franz Xaver Stöber (1795–1858) 1830 geschaffene Stich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

Die Votivkirche in Wien.

Was will der neue, zwei Finger gen Himmel erhebende Dom in Wien? Will er die Idee des ehrwürdigen St. Stephan, dieser erhabenen That germanischen Geistes, verjüngen, dieweil dieser sein steinernes, altersgraues Haupt zur Ruhe neigt? Will er den Gedanken eines neuen Oesterreich aufrichten, den Hader der Geister versöhnen, er, der seine Entstehung der giftigsten Frucht der Zwietracht, dem von politischem Wahn gezückten Mordstahl verdankt? – Wir wissen es nicht. Noch können wir den Tag nicht vor der Nacht sehen, die uns umgibt, noch den Bau nicht vor den Bauleuten, die ihn umgeben; noch wölbt sich kein schützendes Dach über den kunstvollen, aufsteigenden Mauern, noch lebt das fertige Bild nur in der Seele des Meisters, und eine lange Zeit wird noch vergehen, bis das vollendete Gotteshaus uns sagen kann, welcher Geist in ihm angebetet wird. Aber aus den Grüften von St. Stephan, aus dem Trotz und widerspenstigen Hader der alten Zeit lassen wir es uns wie eine gute Mahnung erklingen: das Gefühl der unbewußten, offen verleugneten, aber still bewahrten, deutschen Brüderlichkeit. Brüder, die sich hassen, hassen gründlich; in häuslichem Zwist haben sich die Deutschen Jahrhunderte lang geübt, entfremdet, entzweit; die Altäre des Hauses ließen sie sich beschimpfen, die gemeinsame Familienehre mit Füßen treten, ehe der Bruder dem bedrohten oder unterliegenden Bruder die Hand gereicht, und die Religion – weil der Protestantismus nicht allgemein deutsch ward, noch der alte Glaube sich mit ihm vergleichen konnte – trug die meiste Schuld an unserer Selbstzerfleischung; und doch lebt in den Tiefen unserer Wünsche und unserer Ueberzeugung der Glaube an die Zusammengehörigkeit Aller.

Wien hat sein lachendes, von Lust und Laune strahlendes Antlitz seit langer Zeit vom deutschen Wesen abgewendet. Während in der Handhabung der Staatsmaximen noch spanische Grandezza, in der Diplomatie noch welsche Kunst, im Aberglauben der Menge noch mittelalterlicher Staub und Mottenfraß nistete, hatte das heitere Wien seine finsteren Bastionen, das ehemalige Bollwerk gegen Türken und Mongolen, geschleift, seine gegen die Feinde der Christenheit aufgeworfenen Gräben in einen Tummelplatz der Lustbarkeit verwandelt. Orientalisirt im Empfinden und Genießen, in den Formen nach der Mode verwelscht, hatte diese ewig freudetrunkene Stadt ihr christliches Mittelalter gänzlich vergessen und eine Zeitlang aufgehört, deutsch zu scheinen. Alle Erinnerungen, die den Sitz der deutschen Majestät ehedem vernetzen, waren äußerlich beseitigt; ein Gemisch von allerlei Welschem und Slavischem, ein Gipfelpunkt vieler zersprengter und aufgelöster Völkerschaften, ein weltliches Mekka für das bunte Gewühl der Donauvölker, ein modernes Paris für Magyaren und Kroaten, Walachen[643] und Panduren[644], Cumanen[645] und Rumänen – so steht schon seit lange Wien da, eine Schöne für Alle, eine Metropole für ein zusammengewürfeltes Völkergewühl. „Es gibt nur Eine Kaiserstadt!“ – in der That! es gibt keinen zweiten Sammelplatz so vieler Völkerbruchstücke, keinen zweiten Brennpunkt so üppiger Freuden des Augenblicks, kein zweites Babylon so voll Lust und Lärm, keine zweite deutsche Stadt, die so, wie Wien, ihre deutsche Abkunft vergaß.

Und siehe, aus all dem Lärmen und Drängen des buntvergnügten Lebens, aus all dem baechantischen Reigentanz chaotisch zusammengewürfelter Völkerelemente ragt groß, ehrsam, keusch und fest, der einzige mittelalterliche Zeuge germanischen Sinnes von ehedem, der Thurm von St. Stephan einsam in die Wolken. Was Spanier und Italiener, Magyaren und Türken hier hinterließen, birgt längst der weiche Schooß der wiener Erde, – vom deutschen Mittelalter ist der St. Stephan stehen geblieben.

---

643 Siehe hierzu S. 107, Anm. 431.

644 Als Pandur (ungar. pandúr; von lat. banderium, das Banner) bezeichnete man im 17. und 18. Jhd. einen bewaffneten Leibwächter kroatischer Adliger sowie einen Angehörigen einer kaiserl.-österr. Militäreinheit in den Schlesischen Kriegen. Die Pandurenverbände setzten sich aus Kroaten, Ungarn, Serben und Rumänen zusammen. Hier dürften mit Panduren allgem. Bewohner des Balkans gemeint sein.

645 Das turksprachige Volk der Kıpçak, das ursprüngl. aus der Gegend des Flusses Irtysch (Nebenfluß des Ob in Rußland und China) stammt; bei uns ist es auch unter der Bezeichnung Kumanen oder Polowezer bekannt.

Oesterreich hat alle Niederlagen, alle Schicksale Deutschlands mit erlebt; aber von den edelsten Errungenschaften des deutschen Geistes wenig geerbt. Spurlos für es schienen Luther und der große Friedrich am deutschen Himmel auf und nieder zu gehen; spurlos blieben hier die Zucht der klassischen Schule, die Reformen eines Lessing[646] und Kant[647] in Denken, Glauben und Sprechen; ein calderonsches[648] Musiciren schien hier das beste Dichten, mit Janitscharenmusik[649] schienen sich die Geister zu betäuben, wie im Opiumrausch, und Fatalismus der Glaube Aller zu sein. Was kann undeutscher sein, als dies?



Franz Joseph I. von Österreich (siehe hierzu S. 187, Anm. 653).

Zu alledem, liebes Wien, sieht dein St. Stephansthurm d'rein wie eine unverstandene germanische Hieroglyphe, und doch hattest du einen Joseph II.[650] War dieser dein letzter Traum von einem deutschen Imperium? Joseph war um eine Spanne Zeit zu frühe in die Welt gekommen; er hätte den Sturm der französischen Revolution erleben müssen, um die Fluth der neuen Ideen, die dieser entströmten, segenbringend in die Adern des deutschen Staatenlebens zu leiten; er hätte damals die Neugestaltung der deutschen Welt vollenden können, an der jetzt Fürsten und Völker vergeblich arbeiten. Als Oesterreich das deutsche Kaiserscepter niederlegte[651], ohne damit seiner Noth und seiner Aufgabe in Deutschland ledig zu werden, da hätte man Josephs Geist beschwören, Josephs Werk wieder aufnehmen sollen. Statt dessen haben sie ihm blos ein schweigsames Denkmal[652] gesetzt, in fremder, für das Volk unverständlicher römischer Tracht. Josephs Pläne ließ man liegen. Gespensterhaft ragt das metallene Kaiserbild über die lustberauschten Menschen hinweg, die als ebenso viele Don Juans an seinem Fußgestell vorüberschwärmen, weil sie an Geister nicht mehr glauben. – Welcher Art wird demnach der Geist sein, der im neuen Dom sich unter Euch aufrichtet?

Wir wissen es nicht und können nur von den todten Steinen und der Kunstfertigkeit berichten, die diese beleben soll. Die Votirung des Baues geschah am 27. Februar 1853[653], und schon Ende Juli desselben Jahres war über eine Million Gulden[654] dazu unter der österreichischen Christenheit gesammelt worden. Der Kostenanschlag beträgt nur eine halbe Million mehr, welche ans gleiche Weise seitdem aufgebracht worden ist. Der Architekt ist Heinrich Ferstl[655], dessen Konkurrenz-Plan den Preis von tausend Dukaten[656] davontrug. Der Bau wird ununterbrochen fortgesetzt.

---

[646] Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781).

[647] Immanuel Kant (1724–1804).

[648] Der span. Dichter Pedro Calderón de la Barca y Barreda González de Henao Ruiz de Blasco y Riaño (1600–1681); er wurde von den dt. Protestanten wegen des oftmals religiösen Inhalts seiner Stücke nicht sonderlich geschätzt.

[649] Siehe hierzu S. 173, Anm. 618.

[650] Siehe hierzu S. 163, Anm. 589.

[651] Siehe hierzu S. 162, Amm. 581.

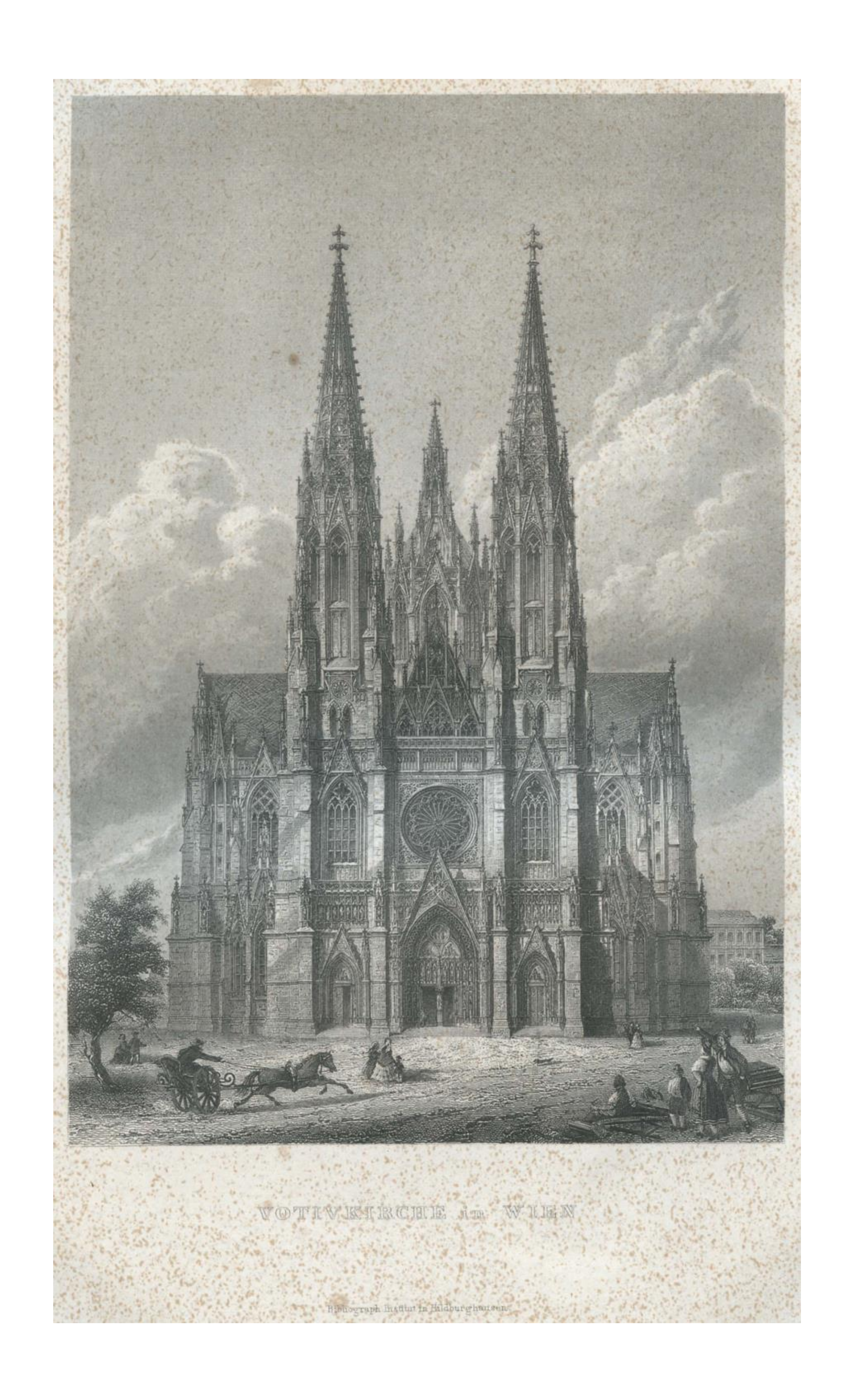
[652] Die 1808 zunächst im Schloßpark aufgestellte Statue (heue Josephsplatz) war in den Jahren 1795 bis 1807 von Franz Anton Zauner (1746–1822) geschaffen worden, dem das Standbild von Kaiser Marc Aurel (121–180) in Rom als Vorbild diente.

[653] Am 18. Februar hatte das Attentat von János Libényi (1831–1853; hingerichtet) auf Kaiser Franz Joseph I. (1830–1916; Kaiser seit 1848) stattgefunden, das Anlaß für den Bau der Votivkirche war; der Grundstein wurde am 24. April 1856 gelegt, die Weihe konnte erst am 24. April 1879 erfolgen. Der obige Stich wurde von Carl Meyer (1798–1868) geschaffen.

[654] Siehe hierzu S. 22, Anm. 48.

[655] Heinrich Ferstel (1828–1883).

[656] 1 Dukaten entsprach in Österreich ca. 4 ½ Gulden (siehe hierzu S. 22, Anm. 48).


VOTIVKIRCHE in WIEN
Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 66-72.

Wien von der Belvedere-Seite.

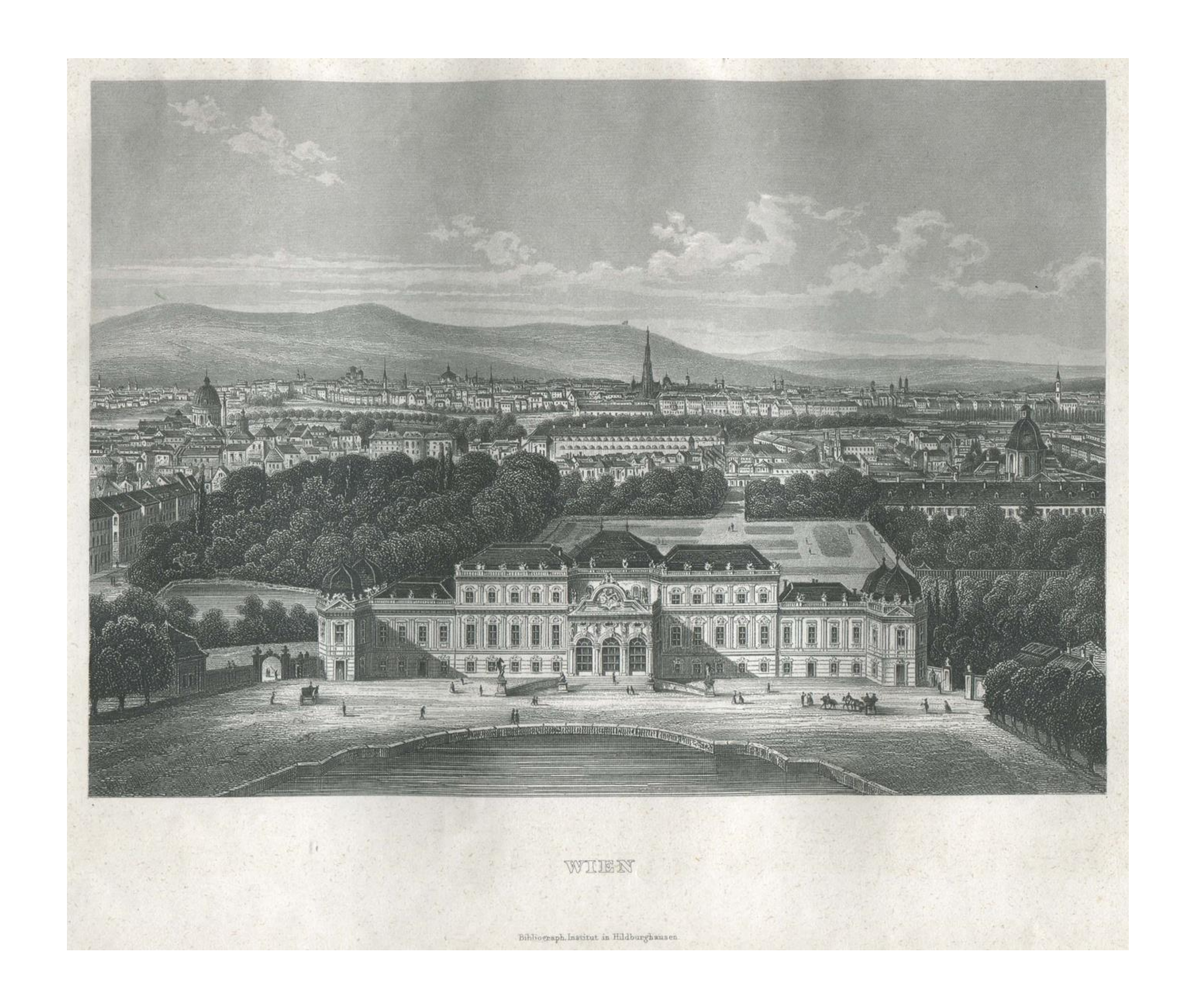
Belvedere[657] heißt das Lustschloß, welches uns, wie zum festlichen Empfang in der Kaiserstadt, die Arme öffnet. Der Name ist hier bedeutungsvoll, und auch daß es ein „Lustschloß" ist, das uns aus dem Bilde willkommen heißt, kann uns bezeichnend sein für den ehemaligen Charakter Wiens, das einst kaum ein anderes Aushängeschild verdiente und – wünschte.

Daß aber dieses Bauwerk fürstlicher Prachtliebe seiner schönen Aussicht wegen gerade Belvedere, und nicht, wie in vielen anderen deutschen Gegenden, Bellevue genannt, daß die italienische Bezeichnung der französischen vorgezogen wurde, das ist kein zufälliger, sondern ein sehr bedeutungsvoller Umstand, dessen Motive mit einem Hauptstück der die gegenwärtige Richtung der stimmführenden Geister in Oesterreich noch immer beherrschenden Politik in engstem Zusammenhang stehen.

Unsere Leser wissen, und auch unser Universum hat es ihnen an vielen Stellen gesagt, daß das heutige Kaiserthum Oesterreich die Erbschaft des alten deutschen Reichs in dessen Beziehungen zu Italien angetreten hatte; und wie einst Deutschland, so leidet heute Oesterreich an den schlimmen Folgen dieser unglückseligen Erbschaft. Das vielgetheilte Italien war im ganzen Mittelalter das blutige Schachbret für die Kriegsspiele der mächtigsten Kronenträger Europa's. Nicht blos der Papst war dort von den Deutschen zu fürchten und zu bekämpfen, auch Franzosen und Spanier machten, so oft als nur möglich, den deutschen Kaisern die Herrschaft auf der Halbinsel streitig, und je länger dies geschah, desto entschiedener nahmen diese Kämpfe sich die vollständige Vernichtung des Gegners, die völlige Vertreibung des selben und all seines Einflusses auf italischem Boden zum Ziel. Am längsten und heftigsten war dieser Kampf in Oberitalien fortgeführt worden, nachdem in Unteritalien die Bourbonen sich festgesetzt hatten; je näher der französischen Revolution, desto erbitterter wurde er und gestaltete sich auch hier in einen Hauskrieg zwischen Habsburg und Bourbon um; den gefährlichsten Charakter nahm er aber Oesterreich gegenüber an, als das Haus Bonaparte sein falsches Spiel mit Völkern und Fürsten begann.

Der erste Napoleon vernichtete die alte Republik Venedig und warf das kranke Staatswesen Oesterreich in die Arme. Oesterreich nahm es als ein ihm durch Eroberungsrecht zugefallenes Gut hin, und Napoleon that wiederum ganz dasselbe, als er den alten Kaiserstaat zum zweiten Male gedemüthigt hatte. Das war der vollendetste Sieg Frankreichs gegen seinen ältesten Erbfeind in Italien. Hätte Napoleon zur Seelengröße eines Washington emporgeragt, so würde er nicht blos für Frankreich ein ruhm- und heilbringender Mann, er würde der Befreier der halben Welt geworden sein, denn nie, so weit uns die Geschichte in die Vergangenheit der Menschheit zurückleuchtet, war in eines Menschen Hand

[657] Das Schloß war im Auftrag des Prinzen Eugen von Savoyen (siehe hierzu S. 203, Anm. 754) in den Jahren 1714 bis 1728 von Johann Lucas von Hildebrandt (1668–1745) erbaut worden.



WIEN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

so ungeheure Macht gelegt und haben vor eines emporgekommenen Mannes Willen so alle geborenen Fürsten Europa's gezittert! – Namentlich war es in seine Hand gelegt, zweien Nationen zu ihrem verlorenen nationalen Rechte, zur Ehre nationaler Selbständigkeit wieder zu verhelfen: den Italienern und den Polen. Beide Länder sendeten Tausende ihrer Kinder für seine Siege in den Tod, aber beiden ward – derselbe Lohn: fürstlicher Undank.

Italien war von all seinen kleinen Herrschern, sogar vom Papste, befreit worden; nur die Inseln bewahrte der britische Dreizack den alten Dynastien. Anstatt aber in den Italienern sich freie Bundesgenossen zu erwerben, verwandelte Napoleon Italien zum Theil in eine Provinz und zum Theil in ein Vasallenkönigreich Frankreichs. Eugen[658] und Murat[659] waren die glänzenden Monde der napoleonischen Sonne; eigenes Licht durfte keiner seiner Vasallensouveräne in Anspruch nehmen, weder in Spanien noch in Holland, weder in Italien noch in Deutschland. Daraus erwuchs Italiens neues Unglück und das Oesterreichs zugleich.

Es war nämlich eine Eigenthümlichkeit der Ueberwinder Napoleons, daß Stiftungen und Einrichtungen desselben, durch welche Ansehen und Macht der regierenden Fürsten vor allem Volke erhoben wurden, nicht nur freundliche Schonung, sondern auch Nachahmung fanden; dazu gehören aber nicht nur die von ihm gestifteten Orden, nicht nur das Konskriptionswesen[660], die mächtigen Heere gegen das eigene Volk, sondern auch die Verachtung der Völker und insbesondere ihrer nationalen Ansprüche. Die Herren Fürsten und Diplomaten hatten gesehen, in welch rücksichtsloser Weise Napoleon den Völkern Fürsten nach seiner Wahl und den Fürsten Völker nach seinem Belieben zutheilte, sie hatten gesehen, wie er aus den verschiedenartigsten Nationalitätsbruchstücken neue Staaten zusammensetzte, und wie riesenhaft seine Macht scheinbar dadurch gewachsen war. Als nun der wiener Kongreß[661] dieselbe Macht über das zerstückte Europa in ihre Hände legte, so beeilten sie sich, vor Allem in dieser Richtung sich als Napoleons würdige Nachtreter zu geberden. Mit frevelhafter Achtlosigkeit auf die Stimmen der Völker, die den Sieg über den größten Fürstenbändiger errungen hatten, schnitten die Diplomaten die neuen Staaten nach den alten Dynastien zu und klebten diese Fetzen als die neue europäische Landkarte aneinander. Die Gelüste der Fürsten und die Drohfinger der Großmächtigen (zu denen das besiegte Frankreich, nicht aber das siegende Deutschland gehörte! –) waren die einzigen Maßgeber bei dem diplomatischen Zuschneidergeschäft. Und die Fürsten zeigten so viele Ländergelüste, weil gar so schöne Stückchen Deutschlands und Italiens, an denen das Auge aller Wanderer sich erfreut, herrenlos geworden waren!

Zudem war noch eine andre Kleinigkeit der Salonsweisheit der modernen „Staatsmänner“ im Kammerherrnfrack entgangen: nämlich die, daß ein Zusammenschweißen verschiedenartiger Völker zu einem Staate nur so lange möglich ist, als diese Völker selbst noch auf einer niedern Stufe politischer Kultur und allgemeiner Bildung stehen und an sich nicht stark genug zur Behauptung eigener Selbständigkeit sind. Die Unkultur fügt sich der Gewalt, und sie muß sich zu Gunsten der fortschreitenden und alleinherrschfähigen Civilisation dem Vorgeschritteneren fügen; das Gefühl und Bewußtsein großer nationaler Zusammengehörigkeit ist selbst erst ein Produkt höherer Bildung; am Anfang alles Völkerlebens gilt der Stamm allein als das Höchste und sucht all seine Ehre im Kampf mit dem stammverwandten Nachbarn.

Derlei Lehren der Geschichte klingen dem Ohre der hochweisen Diplomatie wie Larifari. Freilich, wo kämen auch die politischen Thorheiten her, wenn sie nicht begangen würden? Und so hatten denn die Herren von der Erbstaatsweisheit – denn Diplomaten können nur Adelige werden! – Griechenland an den Türken, Belgien an Holland, Polen direkt und Moldau-Walachei indirekt an Rußland, Schleswig-Holstein an Dänemark und Italien an Oesterreich und die Bourbonen geschmiedet, und sie sahen Alles

---

[658] Eugène-Rose de Beauharnais (1781–1824), von 1805 bis 1814 Vizekönig von Italien.

[659] Joachim Murat, grand-duc de Berg et de Clèves und seit 1808 König von Neapel (ital. Gioacchino Murat; 1767–1815; hingerichtet).

[660] Die Aushebung der gemusterten männl. Bevölkerung eines Landes zum Wehr- oder Kriegsdienst auf Grund der Wehrpflicht.

[661] Der Wiener Kongreß, der vom 18. September 1814 bis zum 9. Juni 1815 stattfand, vollzog die Neuordnung Europas nach der Niederlage Napoléon Bonapartes in den Koalitionskriegen.

an, was sie gemacht hatten, und empfingen für ihr neues Weltgeschichtskapitel große Orden und fanden das sehr gut.

In der That dauerte diese Herrlichkeit auch so lange, bis die Völker von ihrem Erstaunen über die Frechheit, mit welcher der Undank sie abgelohnt und die Untreue sie niedergetreten hatte, sich genügend erholt hatten. Dann begann durch ganz Europa das Rütteln und gegenseitige Wecken der Völker, denn alle Völker waren einig im Haß gegen das diplomatische Trugspiel, das der dienstselige Adel unterm deckenden Schatten der Throne an allen verübt hatte. Kultur und Halbkultur regte sich, Griechenland machte sich frei[662], Belgien riß sich von Holland los[663], Spanien[664] und Neapel revoltirten[665], Polen stand auf[666], Moldau und Walachei wurden zum Zankapfel zwischen Rußland und der Pforte[667], böse Tage in Galizien[668], dafür in einer glücklichen Reaktionsstunde Krakau von der Landeskarte gestrichen[669], endlich nach Schleswig-Holstein[670] der große Prinzenfeldzug[671] und schließlich als Fortsetzung des Krimkriegs und als sardinische Belohnung für denselben[672] der jüngste Kampf Frankreichs und Oesterreichs in Italien[673].

Und abermals war es ein Napoleon, welcher die Macht Habsburgs in Italien brach. Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob dieser zweite Bonaparte im französischen Volkskaisermantel, dieser zweite

[662] In der Griechischen Revolution von 1821 bis 1829 gegen die Fremdherrschaft der Osmanen, die im Frieden von Adrianopel (bulg. Одрин, Odrin; griech. Αδριανούπολις, Adrianoupolis; osman./türk. ادرنه, Edirne) am 14. September 1829 mit der Unabhängigkeit Griechenlands endete.

[663] Am 4. Oktober 1830 war nach den schweren Kämpfen der Belgischen Revolution die Unabhängigkeit von den Niederlanden erklärt, und am 22. November ein konstitutionell verfaßtes Königreich Belgien proklamiert worden, dessen Unabhängigkeit die europ. Großmächte bereits am 20. Dezember 1830 mit dem „Londoner Protokoll“ anerkannten.

[664] Die sog. Carlistenkriege; siehe hierzu S. 182, Anm. 631.

[665] Mit dem Militärputsch vom 5. Juli 1820 war Ferdinand I. (ital. Ferdinando I delle Due Sicilie; 1751–1825) gezwungen worden für den Gesamtstaat beider Sizilien eine Verfassung zu gewähren, die aber bereits 1821 durch eine international gebilligte österr. Militär-Intervention wieder beseitigt wurde. Im März 1848 kam es in Neapel, wie in ganz Europa, erneut zu einer Revolution. Ferdinand II. (siehe hierzu S. 182, Anm. 632) sah sich zunächst gezwungen, eine Verfassung akzeptieren, konnte diese jedoch wieder bald mit Hilfe von Schweizer Söldnern außer Kraft setzen. Im Oktober 1860 wurde besagtes Königreich von Garibaldi (siehe hierzu S. 193, Anm. 675) dem Königreich Sardinien-Piemont angeschlossen.

[666] Mit dem Ausbruch des Krakauer Aufstands am 18. Februar 1846, der die Wiederherstellung eines poln. Gesamtstaats zum Ziel hatte.

[667] Die „Hohe Pforte“ (arab./osman. باب عالی, Bābıāli, „Hohes Tor“), Bezeichnung (Metonym) für die Regierung des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 55, Anm. 170). Der Streit um die beiden Fürstentümer war durch deren Vereinigung am 24. Januar 1859 unter Alexandru Ioan Cuza (1820–1873) entstanden; besagte Union war gegen den ausdrücklichen Willen Österreichs und des Osmanische Reiches geschehen.

[668] Nach dem am 20. März 1848 in Posen ausgebrochenen „Großpolnischen Aufstand“, der zwar bereits am 9. Mai niedergeschlagen worden war, verblieb das ebenfalls aufständische Galizien bis 1854 in österr. Belagerungszustand.

[669] Nach dem Krakauer Aufstand von 1846 (siehe hierzu S. 192, Anm. 666) hatte Österreich die Republik Krakau am 16. November 1846 mit der Zustimmung Rußlands und Preußens okkupiert und 1849 als Großherzogtum Krakau in das österr. Kronland Galizien eingegliedert.

[670] Hiermit ist die Schleswig-Holsteinische Erhebung von 1848 bis 1850 gemeint, die mit dem dän. Sieg bei Idstedt am 24./25. Juli 1850 niedergeschlagen worden war.

[671] Der Krimkrieg (s. u.) in dessen Verlauf zahlreiche russ. Fürsten (im Frz. princes) und so mancher Prinz königl. bzw. kaiserl. Geblüts wie z. B. Napoléon Joseph Charles Paul Bonaparte, genannt Prince Napoléon oder Plon-Plon (1822–1891) oder Prince George, 2nd Duke of Cambridge (1819–1904) als Feldherren agierten.

[672] Das Königreich Sardinien-Piemont war im Krimkrieg von 1853 bis 1856 Mitglied der gegen die Expansionsgelüste Rußlands gerichteten Militärallianz, der neben der Türkei auch die Großmächte Großbritannien und Frankreich angehörten.

[673] Der Sardinische Krieg zwischen dem Kaisertum Österreich auf der einen Seite und dem Königreich von Sardinien-Piemont sowie dem Kaiserreich Frankreich auf der anderen Seite, in dem Österreich am 24. Juni 1859 bei Solferino entscheidend geschlagen wurde. Im Frieden von Villafranca vom 11. Juli 1859 mußte Österreich zwar die Lombardei abtreten, behielt jedoch weiterhin bis 1866 die Herrschaft über Venetien.

Parvenu[674] der (dritten) französischen Revolution, ehrlicher sei, als der erste es war, d. h. ob er den Nationen wirklich das bringen wolle, was er ihnen verspricht und durch seine Leute in der Presse versprechen läßt. Wir müssen es unseren Lesern überlassen, sich es selbst zu überlegen, wie das „Frei bis zur Adria“ mit dem Frieden von Zürich, wie der Friede von Zürich mit der geduldeten Vertreibung der kleinen italienischen Fürsten, wie diese Fürstenvertreibung mit seinem Vorschlag der Stiftung eines, dem deutschen würdig zur Seite stehenden, italienischen Bundes, wie dieser italienische Bundestag mit den geduldeten Siegen Garibaldis[675], wie diese Duldung mit der Beschützung des Papstes[676] und wie endlich das ganze Papstthum mit dem Bonapartismus zusammen zu reimen sei. Das ist eine schwere Aufgabe, mit deren Lösung wir billig warten, bis die nächste französische Revolution ihr Wort gesprochen hat.

Das Eine ist aber heute schon klar, daß dieser Napoleon III.[677] für seine Siege die zuverlässigste Grundlage wählte: seine Grundlage sind alle jene großen politischen Fehler, durch welche die europäische Diplomatie in der Nachahmung der schwächsten Seiten seines Oheims sich hervorthat. Der Nichtachtung aller Nationalität setzte er die entschieden ausgesprochene Berechtigung jeder Nationalität zu staatlicher Selbständigkeit, den Erbrechtsansprüchen der Legitimität den Wahrspruch von der Selbstbestimmung der Nationen und der Fürsteneinigkeit gegen die Völker das Prinzip der Nichtinterkonvention entgegen, für das er durch seine Interkonvention in Rom und Gaeta[678] sogleich die Ausnahmsstellung Frankreichs faktisch und praktisch behauptete.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Frankreich und Oesterreich einig in einer Anschauung waren. Frankreich hatte längst die Vortheile Oesterreichs einem zersplitterten Deutschland und Italien gegenüber erkannt; es war offenbar Frankreichs erstes Ziel, Oesterreichs bevorzugte Stellung in Italien für sich allein zu gewinnen. In Frankreich vergaß man nicht so leicht, daß es einst einen kaiserlich französischen König von Rom[679] gab. Der Ausführung dieses Wunsches stemmte sich der patriotische Andrang der italienischen Nation zu mächtig entgegen; und als der Ruf „*Italia una!*“ mit Siegesjubel durch die ganze Halbinsel drang, warf er ihn mit den alten Fürstenstühlen über den Haufen. –

Ging nun auch dieses stille Plänchen für Napoleon verloren, konnte er nicht als Mitglied eines italienischen Bundes (für Corsika und Nizza) die schwere Hand über das ganze italienische Reich sammt allen seinen geistigen Regungen und materiellen Mitteln ausstrecken, so wußte er selbst seine geheime Niederlage durch ein „*Italia una*“ doch desto nachhaltiger für Frankreichs und der Bonaparte’s alten Lieblingsplan – der vollendeten Schwächung Oesterreichs – zu benutzen. Dieser Plan konnte ihm aber nur dadurch gelingen, daß er Oesterreich nicht ganz und gar aus Italien vertrieb, sondern daß er ihm Stadt und Gebiet von Venedig sammt dem – gegen die heutigen Belagerungsmittel ohnedies nutzlosen – Soldatengrab Mantua[680] ließ. Keiner der Siege Napoleons war für Oesterreich so verhängnisvoll, als dieser Frieden[681], denn keiner nöthigte ihn zu so schweren Opfern, wie dieser, der die Kraft eines ganzen Staats, und zwar eine ohnedies sehr geschwächte Kraft, auf’s Aeußerste in Anspruch nimmt, um eine unheilbare Wunde am Staatskörper Oesterreichs fort und fort nothdürftig zu verdecken.

So ist es bis heute geblieben. Der Erbzug der alten Kaiser nach Süden übt noch heute seine Kraft aus, noch heute ist der Blick nach Italien ein – Belvedere, von dem das Auge des Kaiserhauses sich nicht

[674] Frz., Emporkömmling.

[675] Siehe hierzu S. 85, Anm. 325.

[676] Siehe hierzu S. 84, Anm. 312.

[677] Louis-Napoléon Bonaparte (1808–1873), 1848 bis 1852 französischer Staatspräsident, dann bis 1871 als Napoléon III. Kaiser der Franzosen.

[678] Zugunsten des Heiligen Stuhls.

[679] Napoleon Franz Joseph Karl Bonaparte (siehe hierzu S. 164, Anm. 597), der seit 1811 den Titel König von Rom trug.

[680] Im Frieden von Villafranca (siehe hierzu S. 192, Anm. 673) hatte man Österreich das 1815 zu Verteidungszwecken errichtete Festungsviereck (ital. Quadrilatero) belassen, das neben Mantua auch noch die befestigten Städte Peschiera, Legnago und Verona umfaßte; zudem behielt Österreich bis 1866 auch die Herrschaft über Venetien.

[681] Siehe hierzu S. 192, Anm. 673.

trennen kann. Es ist ein Kampf im Herzen der Dynastie, dessen Schwere wir vielleicht kaum ahnen, denn er geschieht mit dem Hinblick auf die ungeheuren Opfer, welche der gesammte übrige Kaiserstaat bringen muß, um diese eine Nebenkrone, den zerstückten lombardo-venetianischen Reif, auf dem Haupte des Kaisers zu erhalten.

Zu keiner Zeit ist der Bestand eines Reiches aus verschiedenen zusammengezwungenen und sich gegenseitig befeindenden Nationen gefährdeter gewesen, als zu unserer. Eben weil die politische Bildung der Völker nicht länger aufzuhalten war, ist mit der Erkenntniß der eigenen Rechte der Trieb nach Selbständigkeit erwacht. Wo aber diese Selbständigkeit eines abgerissenen Volkstheils nur möglich ist durch die Wiedervereinigung des Getrennten, da wird dieses Zusammenstreben unwiderstehlich – und wo ein Staat aus mehren solchen abgerissenen Theilen zusammengesetzt ist, da muß es im Laufe der Zeit so weit kommen, daß die nach außen strebenden Volkstheile den ganzen Staat auseinanderreißen.

Welchen Einfluß das polyglotte Oesterreich auf des Reiches Hauptstadt ausübte, ist bekannt. Es ward eine Stadt, in welcher der gemüthliche Unterösterreicher herrlich und in Freuden von den reichen „Welschen“ und verschwenderischen Ungarn, Polen, Kroaten, Slavoniern[682] etc. lebte, welche entweder zu den 5000 Adeligen, oder zu den 6000 Beamten oder 15,000 Soldaten gehörten, die man in Wien zählte, oder die zu ihrem Vergnügen als freie Leute (zu deutsch Particuliers) dort wohnten, oder die, als zu den 6000 Fremden gehörig, nur als des Rupfens wegen anwesend betrachtet werden konnten.

Diese hochbunte Schlaraffenfarbe ist bereits von Wien gewichen, sie ist in den Tagen der Revolution, der Reaktion, der Reichsnoth und der Reichsverjüngung erblichen; das mit verjüngte Wien sieht viel älter aus, als das alte zur Zeit seiner flitternden und kostbaren Bummelei, selbst im äußersten Katzenjammer je ausgesehen hat. Diese Veränderung ist natürlich nur in den Physiognomien der Leute zu sehen, hat namentlich dem öffentlichen gesellschaftlichen Leben eine andere Farbe aufgedrückt, hat die Kindereiseligkeit der Alten in den Kneipen und Gärten vermindert und selbst den ehemals unermeßlichen Einfluß der Volkstheater auf die Masse abgeschwächt. Der Duft ist von der Pflaume der Urgemüthlichkeit durch die harte Hand des Schicksals abgewischt.

Und. hat Wien wirklich viel daran verloren? – Wir, von unserm Standpunkt aus, müssen diese Frage mit Nein! beantworten. Man verlangt von der Hauptstadt eines großen Reichs, welches in der Welt eine wichtige Stellung einnimmt, daß sie die hohe Wichtigkeit und den Ernst ihrer Würde auch äußerlich zur Schau trage. Man will nicht, daß dies durch die Bauwerke, durch die hohen Thürme, prächtigen Kirchen, stattlichen Schlösser und prunkenden Palastreihen allein geschehe, man fordert, daß auch in der Haltung der Bevölkerung sich ein Gesammtbild darstelle, das vom Bewußtsein der Macht des Staats, dem man angehört, des Ernstes seiner Aufgabe zeugt, und ein Zeichen verräth von dem Stolz und der Genugthuung darüber, daß man einem solchen Staate angehört und in des Reiches Hauptstadt wohnt. Das wenigstens möchte man aus dem öffentlichen Bilde des Volkes hervortreten sehen. Aber gerade davon verrieth das alte Wien keine Spur. Die große Masse kannte keine Sache, keine Idee, der sie mit staatsbürgerlichem Gefühle huldigte, sie kannte nur allerhöchste Personen, deren Wohlergehen ihr eine laut geäußerte Unterthanenfreudigkeit erregte und deren Mißgeschick es mit auf richtigster Traurigkeit von ganzem Herzen mitbeklagte. Zu dieser Masse gehörte alles Volk, das nicht von Amtswegen dem Staate diente, und auch von dieser Staatsdienerschaft hatten nur Diejenigen sich um den Staat zu bekümmern, welchen dies befohlen war. Alle Uebrigen hatten einzig und allein dafür zu sorgen, daß sie ihre Steuern richtig zahlen, ehrlich leben und nach Kräften vergnügt sein konnten. – Das ist plötzlich anders geworden, seit dem Augenblick, wo zum ersten Male der Wahlspruch Metternichs[683] in

---

[682] Einwohner der historischen Region im Osten Kroatiens, die sich über die Ebenen zwischen den großen Donau-Nebenflüssen Save (slowen. Sava) und Drau (slowen. Drava); im Osten reicht sie bis zur Donau und der serbischen Grenze. Slavonien gilt als Kornkammer Kroatiens und gehörte von 1699 bis 1918 als Königreich zum Habsburger Kaiserstaat.

[683] Der österr. Staatsmann Clemens Wenceslaus Nepomuk Lothar von Metternich-Winneburg zu Beilstein (1773–1859), führender Kopf der Restaurationsepoche nach den napoleonischen Kriegen. Der nach einer Vorlage von

dem Staub lag, jener einst vielgepriesene Ausspruch christlichmilder Despotie: „Alles für, Nichts durch das Volk!“[684] – Von diesem Tage an durchschritten Männer die Straßen Wiens, welche, obwohl nicht in die kaiserlich politische Uniform gekleidet, Gedanken an Wohl und Wehe des Vaterlandes im Haupte trugen; sie riefen sie hinaus, sie redeten von Ecksteinen und Brunnensäulen herab, sie sammelten viel Volks um sich, das in seiner kindischen Gewohnheit nur eine reine Art Volksschauspiel in diesem öffentlichen Politikmachen sah, allein – trotz aller Irrthümer, Auswüchse, Vergehen und selbst Verbrechen der sogenannten Straßendemokratie – das Volk ging unbewußt dennoch in die erste Schule des öffentlichen Lebens, es lernte dennoch, es blieb in den besseren Köpfen mancher hingeschleuderte Gedanke hängen, der in den engeren Kreisen weiter getragen und verarbeitet wurde, das Volk lernte an ernsten Dingen den Blick üben, der bisher nur nach fröhlichem Blödsinn gesucht hatte, und wenn Vieles vorkam, welches an die Schulzeit erinnert, in welcher die wilden Knaben in den Flegeljahren stehen, so konnte der Vorwurf von Rechtswegen nicht das Volk treffen, sondern Diejenigen, welche sich so ängstlich gehütet hatten, dieses Volk je in die politische Schule zu führen. Wer aber das Wien von 1848 mit dem von heute vergleicht, der wird mit stillem Freudenicken zugeben, daß das Volk nicht wieder aus der Schule gelaufen ist, daß es gut aufgeschaut hat und daß bei ihm die Zeiten der Flegeljahre nun vorüber sind. Die Wiener sind ernst geworden, die Wünsche, die Hoffnungen für den bedrängten Staat spiegeln sich im Antlitz des ganzen Volkes ab – und das imponirt mehr und dringt tiefer in’s Herz des Beschauers, als alle Machtentfaltung des militärischen Rüstzeugs und alle Wichtigthuerei der diplomatischen Prachtkarossen.



Clemens Wenceslaus Nepomuk Lothar von Metternich (siehe hierzu S. 194, Anm. 683).

Große Residenzen berechnen ihre Einnahme nicht ängstlich nach der Ausgabefähigkeit des Hofs. Wenn einer unserer kleinen herzoglichen oder hochfürstlichen Staaten eine seiner Provinzen verlöre, so würde dies allerdings auf die Kasse des Hofmarschallamts einen Einfluß ausüben, der in den meisten Straßen der Residenz seine Nachwirkung zeigte. Wien hat noch bis heute den Verlust der Lombardei nicht gespürt, und es leben viele hellerleuchtete Wiener, welche eben so wenig murren würden, wenn – „Belvedere“ ganz und gar in „Schönblick“ umgewandelt, wenn das Land so unermeßlichen deutschen Fluchs und so viel deutschen Elends endlose Ursache endlich gar dahin wäre. Wenn aber eine Hauptstadt nicht mit kleinlichen Finanzrücksichten auf die große Politik des Staats zu schauen braucht, wenn sie sogar befähigt wird, den Wünschen der gesammten Reichsbewohnerschaft kühn voran zu treten, dann erst hat sie die Würde erlangt, die ihr gebührt, und sie braucht nicht mehr zu beklagen, daß der Duft der Harmlosigkeit von der Pflaume der Gemüthlichkeit ihrer Bewohner fort ist.

Wien ist in der That die Stadt, die, im Nothfall, noch größere Verluste ertragen könnte, als den seiner „welschen“ Bewohner und Gäste. Es wird nicht zu Grunde gehen, wenn der alte Wolfgang Schmölzel[685] nicht mehr Recht hat, der einst schrieb:

Friedrich Johann Gottlieb Lieder (1780–1859) von Jakob Hyrtl (1799–1868) und Franz Xaver Stöber (1795–1858) gefertigte Stahlstich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

[684] Dieser Ausspruch stammt nicht vom damals überaus verhaßten Fürsten Metternich (s. o.), sondern von dem vor allem vom prot. Deutschland als Reformer gefeierten Kaiser Joseph II. (siehe hierzu S. 163, Anm. 589), der damit das Leitprinzip für seine Reformen formuliert hatte.

[685] Der komponierende und dichtende oberpfälzer Pfarrer Wolfgang Schmeltzl († ca. 1564) in seinem „Lobspruch der Hochlöblichen weit berümbten Khünigklichen Stat Wienn in Österreich.“ (Wien 1547).

„Ich dacht, ich wär gen Babel khumen,
Wo alle Sprach ein Anfang g'numen,
Hebräisch, griechisch vnd lateinisch,
Deutsch, französisch, türkisch, spanisch,
Böheimisch, windisch[686], italienisch,
Hungarisch, guet niederländisch,
Raizisch[687], polnisch und chaldäisch."

Es ist sogar vorauszusehen, daß eine Verminderung der polyglotten Bedeutung des Staats auch der Reichshauptstadt nicht zum Schaden gereichen würde. Bereitet sich in Wien doch so viel Neues vor, und vor der Hand blos durch Beseitigung des Alten, daß man mit seinen Zukunftsblicken schon etwas kühn vorgehen darf. So sind bereits die Bastionen, welche die Christenheit einst gegen Mongolen, Ungarn und Türken schützten, geschleift, die Wallgräben ausgefüllt und neue Wege des Lichts geworden; selbst die die innere Stadt beengende, schiefwinklige Bastei fiel vor Kurzem auf Franz Josephs[688] Befehl, so daß der Vereinigung der meist der Neuzeit angehörigen Vorstädte mit dem am Alterthum hangenden Inneren, der sogenannten „Stadt", kein Hinderniß mehr im Wege steht. Es ist nun wohl leicht erklärlich, daß, so lange eine große Anzahl bunt und phantastisch gekleideter Donauvölker, wie Magyaren, Kroaten, Kumanen[689], Walachen[690], Panduren[691], Hanaken[692] u. s. w., alle von dem paradiesischen Leben Wiens geblendet, mit voller Begeisterung singen: „Es gibt nur eine Kaiserstadt, gibt nur ein Wien", das deutsche, geistige Element weder den ihm gebührenden Aufschwung genommen, noch auf alle jene Völker den rechten Einfluß geäußert hat; die Wiener sangen aber mit, und damit man nicht von Außen in diesem idyllischen Genusse gestört wurde, so ward von Oben dafür gesorgt, daß von den großen Errungenschaften des deutschen Geistes „draußen im Reiche" nur sehr wenig in Oesterreich eindrang. Weder Luther, noch Friedrich II.[693], weder Lessing[694], noch Kant[695] hinterließen dort einen bleibenden Eindruck und selbst Wien ward keine freie Stätte für die Wissenschaft und den Glauben; nur die Musik fand hier eine gastliche Ausnahme und liebevolle Pflege, aber auch blos, weil sie der Sinnlichkeit der Wiener behagte. Diese Zeiten sind nun vorüber, seitdem „Abgeordnete" des Reichs in der Hauptstadt weilen, auf öffentlichem Rednerstuhl im Saale der Reichsstände das Recht des Volks und der Krone gewogen und aus dem Konglomerat des alten Kronländerstaates ein konstitutionelles Reich aufzurichten gestrebt wird.

Seitdem wir Wien zum letzten Mal betrachtet haben (Bd. X des Universums), hat sich die Zahl seiner Vorstädte auf 34 und die der Einwohner auf ungefähr 550,000 vermehrt. Unverändert ist nur die Enge der Straßen der inneren Stadt und die Höhe der Häuser (zur Weintraube 7 Stock) geblieben; auch der wiener Staub ist konservativ und so arg, daß die handfestesten Wiener sagen, sie müssen dieser Ursache halber zehn Jahre früher sterben, als andere Residenzler. Auch die Zuverlässigkeit der Fiaker soll sich noch sprichwörtlich erhalten haben, die auf der Straße verkehrenden Personen dem Frager noch immer gerne eine Nase drehen. Die übrigen Sehenswürdigkeiten Wiens sind noch dieselben, die Bibliothek der kaiserlichen Burg zählt noch immer 320,000 Bände, 12,000 Incunablen und 16,000 Handschriften und bewahrt noch immer den Koran in Form einer Wallnuß und dergleichen Seltenheiten. Es ist in der That schade, daß man in Wien vom Besuch von Sammlungen aller Art zu bald übersättigt wird. Man

---

[686] Slowenisch.

[687] Serbisch.

[688] Siehe hierzu S. 187, Anm. 653.

[689] Siehe hierzu S. 186, Anm. 645.

[690] Rumänen.

[691] Siehe hierzu S. 186, Anm. 644.

[692] Die Hanáci, eine Volksgruppe aus der Hanna in Mähren.

[693] Friedrich II. (1712–1786), seit 1740 König *in* und ab 1772 König *von* Preußen und seit 1740 Kurfürst von Brandenburg.

[694] Siehe hierzu S. 187, Anm. 646.

[695] Siehe hierzu S. 187, Anm. 647.

würde seiner Aufmerksamkeit auf dieselben weit größere Schätze zu verdanken haben, als so geschieht. Wie reich ist nur das kaiserliche, sowie das bürgerliche Zeughaus au historischen Sehenswürdigkeiten, von Rudolf I.[696] an, meist aus den Ungarn- und Türkenkriegen bis auf die neueste Zeit. Nicht weniger Interessantes bewahren die vielen und äußerst werthvollen Gemälde- und Kunstsammlungen in den Schlössern der alten Adelsgeschlechter Esterhazy, Liechtenstein, Schönborn, Harrach, Czernin u. s. w.

Der Leser erwarte jedoch an dieser Stelle keinen Fremdenführer. Der ungeheuere Reichthum der Sehenswürdigkeit von Wien erfordert für die einfachste Schilderung ein dickes Buch, ein Wegweiser begnügt sich mit Auszeichnung der Namen und überläßt es dem Reisenden, die Sache selbst in Augenschein zu nehmen und sich das Sachliche, zu merken. Beides würde in unserm Universum übel angebracht sein.

---

[696] Siehe hierzu S. 176, Anm. 624.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 108-112.

CCXXVII. Die Gleichen in Thüringen.

Jede Zeit erhielt von der ewigen Weisheit ungefähr das gleiche Maß von bildenden Kräften zur Ausstattung. Nur in der Anwendung derselben sind die Zeiten verschieden. Während die Gegenwart sie auf dem breiten, empirischen Grunde des Nützlichen praktisch entwickelt, räumt sie doch willig der Vergangenheit in allem Höheren, Idealen den Vorzug ein.

Jede Thätigkeit erkennt man am sichersten an ihren Früchten. Wenn dieß wahr ist, dann wird die Geschichte leicht belehren, welche Fülle das Mittelalter und zwar zu allermeist in Deutschland hervorgetrieben. Dreist darf es sich mit der Neuzeit messen, sowohl nach ihren äußern Formen, als nach ihren geistigen. Unsern Kanälen, Brücken, Viadukten, Eisenbahnen hält sie siegreich ihre Münster, ihre Kaiserburgen, ihre Fürsten- und Ritterschlösser, ihre Abteien entgegen; in der Kunst stellt sie unserem Cornelius[697], unserem Overbeck[698] und Thorwaldsen[699], in ihrem Van Eyck[700], Dürer[701] und Peter Vischer[702] mehr als ebenbürtige Namen entgegen, und in Bezug auf Staatsentwickelung und Gesetzgebung unsern Verfassungen ihre Institutionen, deren tiefer Sinn schon die oberflächlichste Betrachtung entdeckt und die tiefste nicht ergründet, in denen Alles harmonisch zusammenstimmend in einen schnellkräftigen, gesunden, blühenden Staatskörper sich vereinigt. Selbst bei den Wettkämpfen der Philosophen, der Gottesgelehrten und Scholastiker, unähnlich den Federkriegen der Neuzeit, sehen wir eine lebendige Gymnastik, die im Innersten erfreut. Sie wurden, gleich den Uebungen der körperlichen Kraft und Gewandtheit in den Ritterspielen, gehalten vor den Augen der theilnehmenden Nation; es waren wahre Turniere, in welchen die Geister eine Gewandtheit und Schärfe erlangten, an die wir nicht von ferne mehr reichen. Bei aller Bereitwilligkeit zur Anerkennung des Guten in der Gegenwart und ihrer unendlichen Vorzüge in Betreff der praktischen Anwendung ihrer bildenden Fähigkeiten ist doch durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß das Mittelalter in seinem ganzen Thun und Wesen eine Tüchtigkeit, Lebendigkeit und Innigkeit entwickelt, von der uns kaum ein Begriff mehr übrig ist.

Auch ihr, ihr traulichen Ueberreste verhallter Jahrhunderte, die ihr Thüringens schönste Fluren, gleich halbversunkenen Grabsteinen einen blühenden Friedhof, überragt, zeugt rühmlich von deutscher Vorzeit. Wehmüthig betrachte ich euch im Bilde; denn ich gedenke eurer als das Lieblingsziel meiner einsamen Wanderungen, als den Ort, wo ich, als Knabe, schöne Lebensträume geträumt. Wie oft saß ich auf den erkletterten Zinnen eurer grauen Warten, des Untergangs der Sonne zu harren, den trunknen Blick in ihr Feuermeer zu tauchen, oder ihn schweifen zu lassen über die vergoldeten Fluren und schimmernden Wälder! Wie oft, wenn ich in diesen Ruinen wandelte, zog die Sage mich in ihren magischen Kreis und gingen die Geister und Thaten Aller, die ihre Ruhestätte hier gefunden, vorüber an meiner Seele! Ach! wie erschienen doch damals dem schwermüthigen Knaben das Leben und die Zukunft so überschwänglich reich; denn er betrachtete beide im Spiegel der Vergangenheit und im bunten Farbenscheine der Poesie und Legende. Das waren freilich Vorstellungen, die keine spätere Wirklichkeit ausfüllen konnte, und neben welchen das reichste Leben wie ein Bettler einhergeht. –

Die „drei Gleichen," wie der Thüringer die Schlösser Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg gewöhnlich nennt, liegen in der Mitte eines von den Städten Gotha, Arnstadt und Erfurt einge-

---

697 Der Maler Peter von Cornelius (1783–1867).

698 Der Nazarener Johann Friedrich Overbeck (1789–1869).

699 Der dän. Bildhauer Bertel Thorvaldsen (1770–1844).

700 Der fläm. Maler Jan van Eyck (ca. 1390–1441).

701 Albrecht Dürer d. J. (1471–1528).

702 Der Bildhauer Peter Vischer d. Ä. (ca. 1455–1529).



GLEICHEN UND MÜHLBERG
in Thüringen

schlossenen Dreiecks, zwei bis drei Stunden von ihnen entfernt. Sie krönen Bergkegel, die aus einer fruchtbaren, fast ebenen Landschaft sich emporheben. Nur die beiden ersten fallen in den Rahmen unsers Bildchens; die Wachsenburg werden wir noch in einer besondern Darstellung zeigen[703].

Mühlberg ist die älteste der Ruinen. Das niedrige Gemäuer sieht, wegen eines runden, 70 Fuß hohen Thurmes von riesenhaftem Verhältnisse, von ferne aus, als trüge es eine Krone auf dem Haupte. Außer jenem Thurms ist nichts mehr erhalten; wer aber die Mühe und Gefahr nicht scheut, diesen zu erklettern, den erfreut eine wunderschöne Aussicht. Südwärts dehnt sich das Panorama des Thüringer Waldgebirges, auf dessen Kamm wohl hundert benamte Berge zu unterscheiden sind, vor dem Beschauenden in einem Halbkreise aus dessen Spitzen bei zwanzig Stunden aus einander stehen. Im äußersten Westen thront die Wiege des Thüringer Volksthums, die ehrwürdige Wartburg; im Osten macht der Ettersberg bei Weimar die Grenze; im Norden dehnt die Aussicht bis zum Harze sich hin, und die Brokkenspitze ist, trotz einer dreißigstündigen Entfernung, bei heitern, Himmel mit bewaffnetem Auge deutlich zu erkennen. Die malerischen Trümmer der Schwesterburg Gleichen winken so nahe herüber, daß man vermeinen möchte, sie mit einem Steinwurf zu erreichen. Die Städte Arnstadt und Erfurt prangen mit ihren Thürmen, Gotha mit seinem herrlichen Fürstenschlosse, daneben, auf kahlem Kalkfelsen, die Sternwarte Seeberg, und unzählige Dörfer und Flecken liegen gebettet in reichen Fluren, oder recken ihre schlanken Thurmspitzen über vorliegende Höhen, oder aus tiefer liegenden Gründen. – Im Vistenbuche Thüringens[704] ist's eines der herrlichsten Blätter! –

Auf den ältesten Schicksalen der Burg und der Zeit ihrer Erbauung ruht undurchdringliches Dunkel. Sie gab einem in Thüringens Frühgeschichte glänzenden Grafengeschlechte den Namen, welches aber schon im dreizehnten Jahrhunderte erlosch. Als auflässiges Lehn fiel Mühlberg an das landgräfliche Haus zurück, und als auch dieses aus starb, wechselte die Burg häufig ihre Besitzer. Ihre Zerstörung soll im 16. Jahrhundert durch Feuer geschehen seyn; ein Blitz, so heißt's, habe sie angezündet. Noch im vorigen Jahrhunderte waren die Ruinen viel bedeutender; ein zweiter viereckiger Thurm stand, höher als der runde, jetzt noch übrige. 1768 stürzte er während eines Sturmes ein, und die Bauern der Gegend holten die Quadern als Bausteine weg. Selbst zum Erfurter Festungsbau wurden während der Napoleon'schen Herrschaft viele 100 Fuhren Bausteine aus den Trümmern gehrochen, und die meisten Ueberbleibsel verschwanden bis auf die Grundmauern. Nur aus der Menge der eingestürzten Kellergewölbe läßt sich noch auf den ehemaligen, sehr großen Umfang der Burg schließen; sie bedecken die ganze Bergkuppe und gähnen dem Wanderer zwischen Dorngestrüppe und Strauchwerk bei jedem Schritte entgegen.

Ein halbstündiger, recht angenehmer Weg führt von Mühlberg nach den romantischen Trümmern der Burg Gleichen, durch die Geschichte ihres Helden, die so viele Dichter begeisterte, weltberühmt. Noch streckt der in Stein gemeißelte Löwe über'm alten Burgthor aus Fliederbüschen und Himbeerranken seine verwitterte Pranke hervor, und ruft uns die von Musäus[705] so anmuthig erzählte Legende, – das Ergötzen unserer Jugend, – ins Gedächtniß zurück. Ich will sie wieder erzählen; doch kürzer zusammen fassen. –

– Von Rom war ein Ruf ausgegangen zum neuen Zuge in's heilige Land, beizustehen den hartbedrängten Christen, und Kaiser Friedrich der Rothbart[706] rief seine Vasallen herbei zur fernen Heerfahrt für die Ehre des alleinigen Gottes. Der Thüringer Landgraf Ludwig[707], sein treuer Lehns-

---

[703] Dies sollte leider nie geschehen.

[704] Hiermit dürfte der von Ludwig Bechstein (1801–1860) bearbeitete Band „Wanderungen durch Thüringen. […]. – Mit 30 Stahlstichen“ (Leipzig: G. Wigand's Verlag [1838]) gemeint sein, in dem sich vor S. 213 eine entsprechende, von Otto Wagner (1803–1861) entworfene und R. Dawson (erwähnt zw. 1830 u. 1860) gestochene Tafel findet.

[705] Der dt. Philologe, Schriftsteller und Literaturkritiker Johann Karl August Musäus (1735–1787); er hatte besagte Sage unter dem Titel „Melechsala“ 1786 in den 5. Bd. seiner insgesamt fünf Bände umfassenden, ab 1782 in Gotha bei Carl Wilhelm Ettinger (1741–1804) erschienenen Ausgabe der „Volksmährchen der Deutschen“ aufgenommen.

[706] Friedrich I., genannt Barbarossa (siehe hierzu S. 41, Anm. 127).

[707] Ludwig III., genannt der Fromme oder der Milde, (1151/52–1190), seit 1172 Landgraf von Thüringen.

mann, folgte willig dem kaiserlichen Gebot. Er befahl einen gemeinen Aufstand und nannte eine kurze Frist für die Grafen und Herren seines Landes, sich um ihn zu sammeln mit ihren Reisigen, und ihm zu folgen in’s Lager des kaiserlichen Heeres. Viele aber suchten Vorwand, die Kriegsfahrt abzulehnen; nur wenige kamen – unter ihnen Graf Ernst von Gleichen[708], mit einer Schaar rüstiger Kämpen, Ritter wie Reisige. Dem jungen, kraftstrotzenden Grafen und seinem thatensüchtigen Geiste gelüstete nach Abenteuern unwiderstehlich, und weder Bitten, noch Thränen seiner liebreizenden Hausfrau, die ihm in 2 Jahren der glücklichsten Ehe 2 Kinder zur Welt geboren hatte, und ein drittes unter dem Herzen trug, konnten etwas über seinen Entschluß vermögen, mit dem Kaiser und den Fürsten zu ziehen und Gefahr und Ruhm mit ihnen zu theilen.

Der Landgraf sah nicht das Ziel seiner Fahrt. In Hidrunt[709], als er sich zur Ueberfahrt nach Palästina anschicken wollte, packte ihn ein böses Fieber, und da er merkte, daß er die Welt gesegnen sollte, berief er Grafen Ernst an sein Sterbebette und ernannte ihn, an seiner Statt, zum Anführer der Thüringer Schaar. Er nahm ihm einen Eid ab, nicht heimzukehren, als bis er in offenem Kampfe gegen die Ungläubigen dreimal siegend das Schwert gezogen. Graf Ernst ließ die Leiche seines Herrn einbalsamiren, verschloß sie in eine silberne Truhe und schickte sie der frommen Elisabeth[710] zur Wartburg; darauf aber spudete er sich zur schleunigsten Abfahrt und gelangte mit seinem durch Seuchen sehr verringerten Häuflein auch glücklich nach Ptolemais[711], wo das Heer der hart bedrängten Christen lagerte.

Die Sarazenen[712] waren Meister des Landes, und jenen nichts übrig, als einige feste Plätze. Das müßige Lagerleben ekelte jedoch den thatendurstigen Gleichen bald an; oft stahl er sich mit einigen gleich kühnen Genossen hinaus, um Abenteuer zu suchen. Einmal entfernte er sich, begleitet von einem einzigen Knappen, in der Abenddämmerung zu weit, kam, Irrlichter für Wachtfeuer ansehend, weit ab und verirrte sich so, daß er sich nicht mehr zurecht zu finden wußte. Finstere Nacht brach herein. Ermüdet legten sie sich unter einen Baum zur Ruhe und schliefen ein. Pferdegetrappel weckte die Schläfer; und erschrocken sahen sie im Zwielicht des Morgens die Reiterschaaren der Sarazenen vor sich und hinter sich ziehen. Jeden Augenblick der Entdeckung gewärtig, und der Unmöglichkeit des Entkommens gewiß, empfahlen sie ihre Seele Gott und der heiligen Jungfrau, und faßten den Entschluß, ritterlich zu sterben. Aufsprangen sie, – aufschwangen sie sich zu Roß, und die nächste Sekunde fand sie schon mitten unter einem Haufen Sarazenen, Tod und Verderben um sich her verbreitend. Aber immer dichter und dichter schaarten sich um sie die Feinde: das verwundete Roß des Grafen strauchelte und warf seinen Reiter mit schwerem Fall zu Boden. Er wurde entwaffnet, mit ihm der treue Kurt. Zwar schenkten die Sarazenen den Tapfern das Leben unerbeten; schlugen sie aber in Ketten und schickten sie, als Trophäe, zu ihrem Herrn, dem furchtbaren Beherrscher Aegyptens. Graf Ernst wurde zu Cairo[713] in einen Thurm gebracht und gefangen gehalten.

Gleichen’s plötzliches, spurloses Verschwinden brachte Bestürzung unter die Christen, und die Thüringischen Ritter, denen das Lagerleben längst überdrüßig geworden, nahmen seinen vermeintlichen Tod zum schicklichen Vorwand für die Rückkehr; alle brachen auf und zogen heim. Die traurige Kunde von ihrem Gemahle stürzte die arme Gräfin in tiefen Kummer; doch eine geheime Stimme tröstete und sagte ihr immer, er sey noch am Leben. So stark wurde am Ende dieser Glaube, daß sie einen treuen Boten aussandte, ihren Ernst über Berg und Meer im fernen Morgenlande auszukundschaften. Der schwebte, wie ein Rabe aus der Arche über den Gewässern, hin und her, und ließ nichts von sich hören.

---

[708] Diese und die nachfolgend genannten Personen sind alle historisch nicht belegt. Allerdings soll besagter Ernst von Gleichen erst am Fünften Kreuzzug unter Friedrich II. (1194–1250) teilgenommen haben.

[709] Das klass. Hydruntum (griech. Ὑδροῦς, Hudroûs), die ital. Hafenstadt Otranto. Ludwig III. der Fromme (siehe hierzu S. 200, Anm. 707) war allerdings auf der Überfahrt von Akkon nach Zypern verstorben.

[710] Die Landgräfin Elisabeth von Thüringen (1207–1231); der erheblich früher lebende Ludwig III. (siehe hierzu S. 200, Anm. 707) war übrigens mit Sophia von Minsk (ca. 1140–1198) verheiratet, die er jedoch noch vor Antritt des Kreuzzuges verstoßen hatte.

[711] Griech. Πτολεμαΐς, Ptolemaís, heute Akkon (griech. Ἄκη, Ákē; hebr. עַכּוֹ, ʿAko; arab. عكّا, ʿAkkā).

[712] Siehe hierzu S. 74, Anm. 248.

[713] Kairo (kopt. ⲕⲁϣⲣⲱⲙⲓ, Kashromi; arab. القاهرة, al-Qāhira, „die Starke“ bzw. „die Eroberin“; osman. قاهره, Ḳāhıre bzw. مصر, Mıṣır, „Ägypten“).

Darauf sandte sie einen andern Boten aus; der kam nach vieljähriger Irrfahrt wieder; aber auch ohne den Oelzweig der Hoffnung. Dennoch beharrte das liebende Weib standhaft in ihrem Glauben, und einen dritten Apostel schickte sie, den Gemahl zu suchen. Der aber, träger Gemüthsart, hatte sich das Sprüchlein wohlgemerkt: „zum Laufen hilft nicht schnell seyn“; darum blieb er weislich am Thore stehen, durch welches zu damaliger Zeit alle Kreuzfahrer der Christenheit ein- und aus zogen: er blieb in Venedig. Da hatte das Männlein gar bequem kundschaften und forschen.

Sieben lange Jahre hatte Graf Ernst, jedem Menschen, außer seinem Kerkermeister, unzugänglich, in seinem einsamen Thurm zu Groß-Cairo gesessen; als sich eines Tages plötzlich die Thüre seiner Zelle öffnete und ein hagerer Sarazene, mit einem Christensklaven im Gartengewand, eintrat. „Christenhund,“ rief er ihm zu, „folge mir; ich brauche für diesen Sklaven einen Gehülfen; du verstehst dich auf Gärtnerei, wie dieser sagt; du sollst mit ihm arbeiten!“ – Jetzt faßte Ernst den Gärtnerburschen in’s Auge; welche Freude! es war der treue Kurt. Er erkannte dessen Absicht; und als er den Kerker verließ, dankte er Gott, als wäre seine Befreiung schon geschehen.

Der Graf fand sich in seine neue, ungewohnte Beschäftigung bald, und er stieg in der Gunst seiner Obern allmählig so, daß er zum Aufseher der übrigen Gehülfen bestellt wurde. Die Tochter des Sultans, welche in Begleitung ihres Vaters zuweilen den Garten besuchte, warf ein heimlich Auge auf den schönen Christenmann, und allmählich entbrannte das Herz des Mädchens in unauslöschlicher Liebesglut; Allen ein Geheimniß, nur bald dem Grafen und seinem treuen Kurt keins mehr. – Am Ende kam es zu einem Verständniß. Die schöne Melechsala versprach ihm, zur Flucht behülflich zu seyn, ihm über Land und Meer zur fernen Heimath zu folgen und den Christenglauben anzunehmen: – er ihr, sie zu freien als eheliches Gemahl, wenn wahr sey, was ihm eine Wahrsagerin betheuert hatte, daß seine treue Ottilie vor Gram und Kummer längst das Zeitliche gesegnet habe mit dem Ewigen. Die erfinderische Liebe fand auch Mittel, auszuführen, was sie kühn ersonnen hatte; die Flucht, die der unzertrennliche Kurt theilte, gelang. Glücklich kam Graf Ernst mit seiner schönen Prinzessin und ihrem Juwelenschmuck in Venedig an, und seht! der Erste, der ihnen entgegentrat, war – der Kundschafter Ottiliens. Von ihm erfuhr der Graf alles in der Heimath Geschehene: daß seine Ottilie noch am Leben und seiner harre in unzerstörbarer Treue, Hoffnung und Liebe! –

Was war zu thun? „wo Niemand Rath weiß, da weiß die Kirche einen,“ sagt das Sprüchwort; und so geschah es auch hier. – Der heilige Vater gab der Tochter des Sultans, als Angelika, die christliche Weihe, und nachdem die edle Ottilie großmüthig erklärte, Bett und Tisch mit der Erretterin ihres Ernst theilen zu wollen, und die Prinzessin die päbstlichen Skrupel durch reiche Spenden überwunden, – gab er auch jene merkwürdige Dispensationsbulle, die einem christlichen Ritter zwei legitime Gemahlinnen zugleich zusprach. So etwas ist nie wieder geschehen[714]. –

Die Vermählung wurde in der Burgcapelle zu Gleichen mit aller erdenklichen Pracht damaliger Zeiten vollzogen. Ottilie, welche die Braut wie ihre Schwester empfangen hatte, machte die Hochzeitmutter, und das Schloß, wie man sich denken kann, war nicht groß genug, um alle die vornehmen Gäste zu fassen, welche gekommen waren, um die wunderschöne Sultanstochter und das größere Wunder eines dreischläfrigen christlichen Hochzeitbettes zu schauen.

Das Band der Liebe und Eintracht blieb ungelockert um das seltene Kleeblatt geschlungen, und lange Jahre grünte es freudig fort. Angelika welkte, kinderlos, zuerst dahin. Ihr folgte Ottilie, und der Gram löschte bald nach ihr auch ihrem Ernst das Licht des Daseyns. Was aber im Leben so wunderbar verbunden gewesen, blieb auch im Tode vereinigt. Sie ruhen alle drei in einem Grabe vor dem Glei-

---

[714] Dieses lediglich sagenhafte Beispiel kirchl. legitimierter Bigamie hatte allerdings erst allgemeines Interesse gefunden, als die Affäre von Landgraf Philipp I. von Hessen (1504–1567) mit Margarethe von der Saale (1522–1566) nicht mehr zu verheimlichen war. Da eine Scheidung von seiner Gattin Christine von Sachsen (1505–1549) nicht möglich war, suchten seine Unterstützer nun nach einem Ausweg, um eine zusätzliche Vermählung rechtfertigen zu können. Veit Winsheim (1501–1570), ein Schüler von Philipp Melanchthon (1497–1560), veränderte daraufhin die Gleichen-Sage in der Form, daß er sie als einen hist. Tatsachenbericht ausgab, damit die Geliebte dem hess. Landgrafen im Jahre 1540 – mit ausdrücklicher Genehmigung Martin Luthers (1483–1546) – doch noch als Eheweib linker Hand angetraut werden konnte.

chischen Altare in der St. Peterskirche zu Erfurt auf dem Berge, wo ihr Grabmal[715], noch zu sehen ist, mit einem Steine bedeckt, auf dem die Ruhenden ausgehauen sind, nach dem Leben abgebildet. Zur Rechten Ottilie, Milde und Frömmigkeit im Ausdruck, in altdeutscher Ritterfrauentracht; zur Linken die schöne Sarazenin, die Königskrone auf dem schlanken Haupte; in der Mitte der Graf, auf seinem Wappenschilde mit dem Leopard-Löwen sich stützend. Jahrhunderte lang stand noch die alte dreischläfrige Sponde[716] als Reliquie im nun verfallenen Schlosse, – und Mancher, dem die Eifersucht am Herzen nagte, schnitt sich heimlich davon einen Span, dem ein Volksglaube unfehlbare Heilkraft verlieh.

[715] Die Grabplatte im Erfurter Dom soll allerdings Graf Lambert II. von Gleichen († 1227) mit seiner ersten Ehefrau Ottilie und mit Sophie von Weimar-Orlamünde († 1244) darstellen; letztere hatte er nach dem Tod der ersteren geehelicht.

[716] „gestell eines ruhebettes. in norddeutschen gegenden aus dem lat. sponda übernommen, während im süden die deutsche bezeichnung spannbette […] galt und der fremde ausdruck unbekannt blieb […]“ (DWG, Bd. 16, Sp. 2673).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 113-116.

CCXXVIII. Die heilige Quelle des Ganges.

Ein Augur mag lachen, wenn er einen Augur sieht; aber die gläubige Menge muß die Orakelsprüche des Vogelflugs und der Eingeweide heiliger Opferthiere mit andächtigem Vertrauen empfangen.

„So ist's, so wird es seyn, so ist's von je gewesen:
In Rom, zu Schöppenstedt, im Lande der Chinesen."[717]

Das Volk fährt übel dabei; und doch ist's ein mißlich Ding mit dem Reformiren. Wer alte Vorurtheile wegzuräumen, alten Mißbrauch abzustellen sucht, ist sicher, sich den Haß Derer zuzuziehen, welche von Vorurtheil und Mißbrauch Vortheil ziehen; aber sehr ungewiß, sich die Liebe Derer zu gewinnen, welchen er nützt. Die Menschen sind fast Alles, was sie sind, durch Gewohnheit. Die Macht derselben widersteht jeder andern, wird von keiner besiegt, bleibt aber gemeinlich Siegerin gegen alle. Vergeblich apellirt der Reformator an Vernunft, Religion, Moral und Gewissen. Er vergißt, daß Vernunft, Moral, Gewissen und Religion des Haufens selbst nichts anders sind, als – eine Gewohnheit! Ohne dieses Gängelband, an welchem man die Völker zu gehen gelehrt hat, stolpern sie anfänglich, straucheln sie, und thun sich wehe; kein Wunder, wenn sie dem Reformator thun, wie die Kinder der Mutter, welche nach derselben schlagen, wenn sie ihnen das Gängelband abnimmt.

Schon zwei Jahrhunderte hatten die Britten einen politischen und Handelsverkehr mit Indien unterhalten, und ihre Macht hatte sich allmählich bis zur unmittelbaren Herrschaft über 100 Millionen, ihr Einfluß auf die entferntesten Theile des ganzen Orients ausgedehnt. Die Ersetzung einer asiatischen durch eine europäische, einer mohamedanischen durch eine christliche Regierung hätte, in dem gewöhnlichen Gang der Dinge, den überwundenen Völkern schon längst die Vortheile einer höhern Cultur bringen müssen, wären nicht die Bemühungen der Eroberer, welche eine kleinliche Krämerpolitik inspirirte, zu jener Zeit geflissentlich darauf gerichtet gewesen, Alles im alten Zustande zu lassen und jeden Gedanken an eine Aenderung der bestehenden Ordnung auszuschließen. Zu diesem Endzwecke wurde der Verkehr zwischen Europäern und Eingebornen auf die möglichst engen Gränzen beschränkt. Kein Europäer durfte sich im Lande niederlassen. Götzendienst und Aberglaube wurden von der Londoner Regierung nicht nur geschützt, sondern sogar befördert, und christliche Religionslehrer wurden strenger noch, als andere Klassen, am Aufenthalte in Indien gehindert. Dieses verwerfliche Regierungssystem einer Handvoll Kaufleute hat gedauert von dem Beginn der Eroberung Indiens an bis zur Umwandlung der Regierung selbst, bei Gelegenheit der Erneuerung des Freibriefs der ostindischen Compagnie im Jahre 1813.

Der Gang der menschlichen Angelegenheiten steht niemals stille, und wenn Nationen nicht vorwärts schreiten, so müssen sie zurückgehen. Ausgeschlossen auf der einen Seite von allen gewohnten Bestrebungen nach Ruhm, Ehre, Macht und Rang, auf der andern von allen Vortheilen der Civilisation, brachte für die anglo-indischen Völker jene Periode der englischen Herrschaft nur Erniedrigung und Verschlechterung.

Endlich aber gewann der Geist der Humanität über den des Kasten- und Krämer-Egoismus im brittischen Parlament das Uebergewicht, und Reformen und Verbesserungen in dem gesellschaft-

[717] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

lichen Zustande des unermeßlichen Weltreichs wurden die Tagesordnung. Auch für Indien ging der neue Stern auf. Der vortreffliche Hastings[718] erhielt als Generalgouverneur die Mission, das große Werk der Reform in Indien zu beginnen. Jener Staatsmann begann mit einer Neugestaltung der Erziehung der Eingebornen. Unter seiner Verwaltung wurden 14,000 Schulen gegründet, Gymnasien und Universitäten errichtet, der Zwang der Presse ward gelüftet, den Eingebornen die Pfade zur Auszeichnung und Ehre geöffnet, und den Fortschritten in Indien ein allgemeiner und mächtiger Anstoß gegeben. Man lud die Europäer zur Ansiedelung ein, und diese trugen ihre Erfahrungen, ihre Bildung, ihre Kenntnisse in Industrie und Handel mitten unter die Eingebornen des Landes. Je zahlreicher jene wurden, je häufiger wurde Beider Verkehr, je mehr gewannen die Eingebornen Geschmack an europäischen Begriffen, Wissen, Sitten und Genüssen.

Während auf solche Art Beispiel und Umgang in den höhern Kreisen der indischen Bevölkerung eine Umwälzung hervorbrachten, wurde eine gleich große am entgegengesetzten Pol der Gesellschaft durch die christlichen Missionairs vorbereitet. Von ihnen wurden überall christliche Schulen gegründet, die Bücher des Christenglaubens in alle Idiome Indiens übertragen und zu vielen hundert tausend Exemplaren unter das Volk gebracht. Die Missionaire fingen an, Zeitungen in den Volkssprachen herauszugeben. Hastings selbst stellte sich an die Spitze einer „Indischen Schulbücher-Gesellschaft,“ und die Schleusen des Unterrichts im europäischen Wissen öffneten sich jeglicher Kaste. Die weibliche Hälfte der indischen Menschheit war bisher von allem Unterrichte ausgeschlossen gewesen. Hastings gründete Mädchenschulen in allen Städten Indiens; abermals ein unermeßlicher Impuls zur fortschreitenden Civilisation.

Die Priesterkaste, die Brahminen[719], seit Jahrtausenden gewohnt, über ein unwissendes und unterwürfiges Volk eine Herrschaft zu üben, absoluter als jene der römischen Kirchenfürsten in den finstersten Zeiten gewesen, sahen in jener Umwälzung ihren Untergang voraus. Sie erschöpften ihren Einfluß bei den Massen, die humanen Zwecke der Regierung zu verdächtigen und zu verunglimpfen, und schürten das Feuer der Zwietracht aller Orten, das häufig in offene Empörung ausbrach. Aber diese Reaktionen haben das Werk der Civilisation in Indien nicht gehindert. Unter der Verwaltung Lord Bentinck's[720] wurde der indischen Presse faktische Freiheit gestattet. Sein Nachfolger[721] machte diese Freiheit gesetzlich und legte dadurch im Namen des brittischen Gouvernements vor der Welt die Erklärung ab, daß sie das öffentliche Urtheil über ihre Bestrebungen nicht mehr zu fürchten brauche.

Es gibt für die Regierung eines eroberten Landes keine ehrendere Erklärung, als eine solche. Schlechtes Regiment und schlechte Justiz, das begreift Jeder, können mit der Oeffentlichkeit eben so wenig bestehen, als Finsterniß mit dem Lichte. Mit ihr ist's um alle Gemächlichkeit, Unfähigkeit und Schlechtigkeit der Regierenden auf die Dauer unausweichlich geschehen; denn die Publizität stellt die Aufsehenden unter Aufsicht, sie gibt dem Richtenden einen Richter, und kein Heiliger, der sich in der dunkeln Nische des Kabinets, oder der Kirche, verehren läßt, wird am hellen Tage der Publizität ein Heiliger bleiben, wenn er ein verächtlicher Sünder war.

Wodurch gelangte Europa aus dem Zustande verhältnißmäßiger Rohheit zu seiner jetzigen Bildung? Durch die Presse allein. Genußreicher Gedanke, daß dieser Hebel, mächtig selbst in Fesseln, frei aber mit Allmacht begabt, nun auch in Indien angesetzt ist, um Despotie und Aberglauben von ihren urältesten Thronen zu stürzen!

Die Zeit kann nicht fern seyn, wo der Reisende die Quellen des Jumna[722] und Ganges[723] besuchen, und den ewigen Gott in jenen grandiosen Naturscenen bewundern wird, ohne von heuchlerischen Brah-

[718] Warren Hastings (1732–1818); er war in den Jahren 1774 bis 1785 de facto Generalgouverneur von Indien.

[719] Brahmanen (Sanskr. ब्राह्मण, brāhmaṇa); im indischen Kastensystem die Angehörigen der obersten Kaste (Sanskr. वर्ण, varṇa, wörtl. „Farbe“, „die Kaste“). Im Hinduismus ist es sowohl Vorrecht als auch Pflicht der Brahmanen, Lehrer des Veda (Sanksr. वेद, veda, „das Wissen, die heilige Lehre“) zu sein.

[720] Lord William Henry Cavendish-Bentinck (1774–1839), von 1828 bis 1835 Generalgouverneur von Indien.

[721] Charles Theophilus Metcalfe, 1st Baron Metcalfe (1785–1846), 1835/36 Generalgouverneur von Indien.

[722] Heute Yamuna (Hindi u. Sanskr. fem. यमुना, Yamunā bzw. जमुना Jamunā), der wichtigste Nebenfluß des Ganges (s. u.).

[723] Sanskr. f. गंगा bzw. गङ्गा, Gaṅgā.

minen angebettelt und von dem Anblick der Pilgerschaaren niedergebeugt zu werden, welche vom Aberglauben und Betrug aus den fernsten Gegenden Indiens mit Gefahr des Lebens hergetrieben werden, damit sie der Priester Habsucht den Tribut entrichten. Schon werden ja die Züge der Betrogenen kleiner mit jedem Jahre, und der heiligen Faullenzer, die sie ernähren, immer weniger.

Die Quelle des Ganges, 13,000 Fuß über der Meeresfläche, wie sie von den Brahminen angenommen wird, rauscht, als ein mächtiger Bergstrom unter einem Gletscher hervor, der in ein tiefes Felsenbecken des Himalayah[724] aus den Regionen des ewigen Schnees sich herabzieht. Rundum ist die Gegend eine menschenleere Wüste. Lebensgefährliche Stege über Abgründe, oder steile Bergwände hinan, hat der wißbegierige Reisende und der Andächtige zu wandern, welcher letztere mit jedem Schritte, den er am heiligen Strome thut, einen Anspruch mehr auf die ewigen Freuden des Himmels zu erlangen wähnt. Bei der vermeintlichen Quelle (denn die eigentliche ist über dem Gletscher in noch höhern Regionen!) steht eine kleine Pagode, in welcher die Priester den Pilgern ihren Segen verkaufen. Sie selbst wohnen in Felsenhöhlen, deren das zerklüftete Gestein eine Menge hat, und die Pilgerschaaren haben auch kein anderes Obdach. Viele, die nicht selbst wallfahrten mögen, schicken Diener, um das heilige Wasser in Gefäßen zu holen, welche die Brahminen, gegen Bezahlung, mit ihrem Siegel beglaubigen. – Ehedem wurde der Ort jährlich von 15–20,000 Pilgern besucht, und Unglücksfälle, durch die Gefahren des Wegs, geschahen jährlich zu Hunderten. Seitdem die Engländer den Himalayah so häufig, wie die Berner Alpen, durchstreifen, sind auch die Pfade hieher sicherer und bequemer hergestellt worden; aber die Frequenz dieses berühmten Wallfahrtsortes hat sich gegen sonst um Neunzehntel vermindert, obschon die Brahminen fortfahren, seinen Besuch als das Gott wohlgefälligste Werk zu preisen.

[724] Himalaya (Sanskr. u. Hindi हिमालय, Himālaya, „die Wohnstätte des Schnees“, von हिम, himá, „der Schnee“ und आलय, ā-laya, „der Wohnsitz, die Behausung“).


CCXXVIII
Ch. Daumerlang sculp.
DIE GANGES-QUELLE
in Indien
Aus. d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 118f.

CCXXX. Schloss Neuhaus bei Passau.

„*)[725] In Passau miethete ich einen Nachen, um dem Dampfschiffe, das erst den andern Morgen abfuhr, eine Strecke vorauszueilen, und die herrlichen Ufer mit mehr Muße und Genuß zu betrachten. Unbeschreiblich groß ist die Ansicht am Vereinigungspunkt der Iltz und des Inn, beides mächtige Ströme, welche die mütterliche Donau von entgegengesetzten Seiten fast zugleich umarmt. Oberhaus, die hochragende Passauer Veste, krönt die Landschaft. Wehmüthig winkte ich stille Grüße den Freunden hinauf und erflehte vom König der Könige das baldige Kommen einer ersehnten Stunde[726]! Schlug sie ja doch im Nachbarlande[727] kürzlich Vielen so ungeahnet, dachte ich, und – wenigstens für den Augenblick – verwandelte sich der heiße Wunsch in den tröstenden Glauben. Vor Engelhardtszell verläßt man Bayerns Gebiet. Den österreichischen Doppeladler grüßte ich heute in brünstiger und gerührter Stimmung. Mir war's wirklich, als sähe er so menschlich und gütig aus neben dem Zähringer Löwen[728]! In Engelhardtszell ließ ich meinen Paß zum Visiren und meinen Mantelsack[729] zum Verzollen, und ging inzwischen in die Kirche, welche sehenswerthe Gemälde schmücken. – Von hier aus entfaltet sich die Landschaft mit immer größern Reizen; die Schlösser und Burgen Ranariedl[730], Mosbach[731], Waldkirchen und Hayenstein[732] blicken, bald rechts, bald links, von Felsen und bewaldeten Höhen in den Strom hinab; am herrlichsten aber macht sich Neuhaus, der mächtige, wohlerhaltene Rittersitz. Nie vergesse ich den Anblick! Schon dämmerte der Abend in dem tiefen Stromthale, als bei einer Wendung des Nachens ganz plötzlich mein Auge durch eine Oeffnung der Berge auf die hohe Veste fiel. Breit warf die Sonne vom Abendhimmel ihren Abglanz auf sie, und aus allen Fenstern fuhren goldne Flammen."

---

[725] *) Fragment aus einem Briefe.

[726] Die Stunde der Amnestie, da die Veste seit 1822 vornehmlich als bayer. Staatsgefängnis für politische Gefangene genutzt wurde.

[727] Im Kaiserreich Österreich mit der Amnestie vom 6. September 1838 anläßlich der Krönung Ferdinands I. (siehe hierzu S. 163, Anm. 590) zum König von Lombardo-Venetien.

[728] Eigentl. ein 1812 begründeter großherzogl. badischer Orden. Hier dürfte jedoch die seit dem 5. Oktober 1839 im Großherzogtum Baden amtierende antiliberale Regierung unter Friedrich Landolin Karl Freiherrn von Blittersdorf (1792–1861) gemeint sein.

[729] „länglicher reisesack, zumal für den mantel und andere kleidung" (DWG, Bd. 12, Sp. 1614).

[730] Schloß Rannariedl.

[731] Burg Marsbach.

[732] Hiermit dürfte wohl die Burgruine Haichenbach bei Hofkirchen gemeint sein.



SCHLOSS NEUHAUS an der DONAU

in Ober-Oesterreich.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1841. 134 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 79f.

CCCLVI. Passau in Bayern.

Es war Abend. Lustig fuhren wir mit dem Dampfschiffe Passau entgegen; denn Flöten, ein paar Guitarren, ein guter Tenorist und glockenreine Frauenstimmen waren auf dem Boote und thaten nicht spröde. Die aufsteigenden Dünste umhüllten mehr und mehr die Reize des prächtigen Stromes und die Nacht färbte den Schleier tiefer. Allmählich schmolzen die Gegenstände an den Ufern in dunkeln Massen zusammen. Die ganze Gesellschaft war auf dem Verdeck und um die Sänger versammelt. Alles war Ohr. Da trat über der waldigen Höhe der Mond hervor und beleuchtete eine Scene, die kein Van der Neer[733] schöner gesehen und gemalt hat. Der breite Strom war wie ein See, auf dem Millionen silberner Wellen zitterten. Jenseits desselben traten die Konturen der Dreistadt am lichten Himmel wie Zacken sarazenischer[734] Mauern hervor, und der ganze Hintergrund schien eine fortgesetzte Festung zu seyn, aus der die wunderbaren alten Kirchkuppeln und spitzige Glockenthürme wie Minarets[735] hervorschauten. Auf dem Dunsthorizont des bleichen Mondspiegels aber schatteten die unheimlichen Gestalten der Gebäude des alten Kastells. So wie der Mond heraufstieg, warf das Wasser des Stroms einen magischen Reflex auf die Höhen, und ein ossianischer Duft legte sich über das geisterhafte Bild, aus welchem dann und wann die Lichter der nahen Stadt magisch schimmerten.

Aber auch bei Tage kann sich Passau's Landschaftsbild kühn neben die gepriesensten der Erde stellen. – Wenn man es mit dem von Coblenz vergleicht, so thut man ihm offenbar Unrecht. Es ist weit schöner, und die Donau-Königin trägt über die des Rheins den Preis davon ohne Kampf.

Passau besteht aus drei Städten. Das eigentliche Passau nimmt die Landzunge zwischen der Donau und dem Inn ein, wo die Römer einst ihre Zwingburg, die Castra Batava hingebaut. Es bildet die Mittelgruppe unsers schönen Stahlstichs. Rechts lagert die Innstadt, das alte Bojodurum, an den Ufern des grünlich wogenden Inns hin, und links an der Donau nördlichem Ufer, zwischen diesem und der felsumgürteten Ilz, die Ilzstadt. Brücken knüpfen die drei Städte zusammen. Zu beiden Seiten aber prangen auf den Höhen, auf dem Mariahilfberge, am rechten Innufer, die berühmte Wallfahrtskirche mit dem wunderthätigen Muttergottesbilde, und dann links, auf dem Georgenberge, die Festung Oberhaus – der stumme Zeuge der blutigen Intoleranz des Mittelalters. Dort ist der grauenvolle Judenkeller, wo mit Vorwissen eines christlichen Bischofs einst die Juden, welche die Ilzstadt bewohnten, eingesperrt, und da sie sich nichts einander auffressen wollten wie die Ratten, – sämmtlich zu Tode gehungert wurden[736]; dort ist der Kerker, in welchem die Widertäufer die entsetzlichsten Martern erduldeten – und dort seufzten seit vielen Jahren deutsche Ehrenmänner mit geschornem Haupte. Die Allerbarmerin im Kirchlein drüben hört die Seufzer der Unglücklichen unter diesen grauen Dächern freilich niemals; aber ich kenne Einen, der Jeden gezählt hat. –

Passau ist im Innern heiter und reinlich; zwar nicht groß (es hat nur etwa 10,000 Einwohner), aber für seine Grüße gut gebaut; ja Hauptstraßen und Märkte sind ausgezeichnet schön. Schade, daß die einst so berühmte Domkirche nach den Verwüstungen, welche die Flammen 1665 in derselben verrichteten, im allerschlechtesten Zopfgeschmack wieder restaurirt worden ist und nur noch durch ihre Masse

---

[733] Der niederl. Landschaftsmaler des Barock Aert van der Neer (ca. 1603–1677).

[734] Siehe hierzu S. 74, Anm. 248.

[735] Siehe hierzu S. 94, Anm. 358.

[736] Es ist lediglich historisch verbürgt, daß er 1478 als Gefängnis der Juden gedient haben soll. Quelle für die obige Behauptung scheint Eduard Dullers (siehe hierzu S. 170, Anm. 606) Werk „Die malerischen und romantischen Donauländer […]“ (Leipzig: G. Wigand [1840]), S. 333 gewesen zu sein, in dem in dieser Angelegenheit erstmals von einer historischen Tatsache ausgegangen wird, während man sonst im eher ungefähren, doch korrekten „soll“ verblieb.

imponirt. Auf dem Domplatz steht die Bildsäule des seligen Königs Max[737]. Sie ist von kaltem Erz; aber warme Liebe hat sie aufgerichtet. Segnend streckt sie die Hand aus über das Land hin, die Hand, welche Bayerns Volke die Binde des Aberglaubens von den blöden Augen, die Schellen der Dummheit von den Füßen nahm.

Max war ein guter Katholik, und noch mehr – er war ein guter Christ. Gute Katholiken sind auch die Passauer, die ihm das Bild gesetzt, und frohe, rüstige, fleißige Bürger obendrein; daß sie aber Max die Säule aufrichteten, damit haben sie sich und ihren Sinn am meisten geehrt. Max ist nicht mehr; – aber Mönche und Jesuiten sehe ich wieder. Den Gedankenblitz, welcher mich in diesem Augenblick durchzuckt hat, mag ich nicht in Worte setzen; aber wohl darf ich den Zweifel aussprechen, – daß nimmermehr so furchtbare Stürme dahergefahren sind über den Erdtheil, daß nimmermehr der Herr zu Gericht gesessen hat in solcher Herrlichkeit über Lug und Trug und Frechheit und Uebermuth darum, daß, während der Donner seines Urtheils noch nachhallt in den Ohren der lebenden Zeugen, ein dunkles Reich sich wieder aufrichte, in dem jede Kraft ein Mißklang ist, jedes selbst ständige, freimüthige Urtheil eine Anmaßung, jedes überwiegende Talent eine gefährliche Gewalt, jede Idee, welche nicht gewissen Zwecken dient, eine Plage, Humanität eine Schwärmerei, cosmopolitische Gesinnung Demagogie, Erhebung und Begeisterung eine Narrheit, die zum Noviziat des Toll- oder Zuchthauses berechtigt. Ehrenwerth ist das Streben, jenes ruhige, behagliche Wohlbefinden der Massen wieder herzustellen, welches lange Zeiten des Kriegs zerstörten bis zum untersten Grunde; aber höher als das materielle Wohl der Völker steht das geistige, das sittliche, das vernünftige, und dieses zu fördern, ist die größere Aufgabe, welche durch Begünstigung des Jesuitenthums, einer lauen Gleichgültigkeit, theilnahmloser Unbekümmerniß und systematischer Ertödtung alles selbstständigen Willens nicht gelöst wird. Ich denke, ein starkes Volk müsse sich aus rüstigen, gewandten, viel versuchten Männern, mit Adel der Gesinnung, Kraft und Selbstgefühl begabt, zusammensetzen – nur ein solches sey des deutschen Namens werth und nur ein solches den Stürmen künftiger Zeiten gewachsen.

[737] Maximilian I. Joseph (1756–1825) war bei Regierungsantritt im Jahre 1799 als Maximilian IV. zunächst Herzog von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Jülich und Berg sowie Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches. Durch das Bündnis mit dem napoleonischen Frankreich stieg er am 1. Januar 1806 zum ersten König von Bayern auf.


CCCLVI
Aus der Kunstanst. des Bibl. Inst. in Hildbghsn.
Eigenthum der Verleger

PASSAU

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 119-124.

CCXXXI. Belgrad[738] in Servien.

– Während du noch schaust, führt dich mein Zauberstab auf den Hügel hinter Semlin[739], an dessen Abhang die Promenade sich hinzieht. Zu deinen Füßen liegen die Häuser der österreichischen Stadt[740], symmetrisch gruppirt, auf plattem Ufer; der majestätische Fluß[741], auf dessen grünen Wogen schwere Barken und hochmastige Schiffe schwimmen, dehnt mit seiner ungeheuern, durch die Vereinigung mit der Drau vermehrten Wassermasse bis zum Horizont sich aus, und jenseits, auf hohem Felsenborde zeige ich dir Belgrad, mit seinen Minarets[742] und seiner festen Burg[743], von deren Zinnen der Halbmond[744] schimmert. Da stehst du auf dem Grenzsteine des Abendlandes und vor der Pforte des Ostens! Die hölzernen, etagenweise hinter einander emporsteigenden Häuser von fremdartiger Form und mit den grünen Jalousien, die in der Sonne glänzenden Kuppeln der Bäder und Moscheen[745], die gruppenweise emporsteigenden, zierlichen, schlanken Säulengestalten der Minarets, führen dich in eine neue, fremde Welt, und träumerische Vorstellungen von ihrem Leben und ihrer Lust umtanzen deine Phantasie, wie Elfen und Sylphen[746]. Ungeduldig eilst du hinab – ein Nachen mit beturbanten, langbärtigen Ruderern nimmt dich auf, und eine halbe Stunde später befindest du dich auf türkischem Gebiete und in den Straßen von Belgrad.

Du bist da und – enttäuscht: denn im Gassenkothe hat das Träumen bald ein Ende. Belgrad bezaubert, wie alle Städte des Orients, nur in der Ferne. In der Nähe betrachtet wird es um so widerlicher, je freigebiger die Phantasie ihm Schönheiten andichtete, welche die Wirklichkeit in keiner Beziehung zeigt. Die Häuser sind elend, verfallen, von der schlechtesten Bauart; die Gassen dampfen von Misthaufen und unerträglichem Gestank; eng sind sie, winklich und verworren; die Palläste stecken eingeschlossen in finstern Mauern; Läden und Bazars sind, in Vergleich zu den splendiden Waarengewölben christlicher Großstädte, dürftig, ja arm, sowohl in Auswahl, als Kostbarkeit der Güter; kaum die Gegenstände der ersten rohen Bedürfnisse an Kleidung und Zierrath sind in Menge vorhanden; Gegenstände des Luxus aber bestehen fast nur aus dem Ladenhüter des Westen. Blos Waffen, viel, mannichfaltig und köstlich, den kriegerischen Charakter des Volks, der den Gesichtern aller Servier unverkennbar eingeprägt

---

[738] Serbokroat. Београд/Beograd, die „Weiße Stadt" (aus serb. бео, beo, „weiß" und град, grad, „die Stadt") deshalb früher auch „Griechisch Weißenburg" genannt (lat. Singidunum; ungar. Nándorfehérvár, „Weiße Burg", aus ungar. fehér, „weiß" und vár, „die Burg"; nándor ist wiederum die ungar. Bezeichnung für einen bulg. Volksstamm, der an der Donau siedelte, bulg. нандор, Nandor; osman. بلغراد, Beliġrād).

[739] Serbokroat. Земун/Zemun (lat. Taurunum; ungar. Zimony; osman. زمون, Zemūn), heute ein Vorort Belgrads.

[740] Belgrad befand sich von 1688 bis 1690, von 1717 bis 1739 und von 1789 von 1791 in österr. Besitz.

[741] Belgrad liegt an der Mündung der Save (slowen. Sava, serbokroat. Сава/Sava; osman. ساوه نهرى, Sāva Nehri, „Savefluß") in die Donau (griech. Ἴστρος, Istros; lat. Danubius, slowak. Dunaj, ungar. Duna, serbokroat. Дунав/Dunav, bulg. Дунав, Dunav; rumän. Dunărea; osman. طونه, Ṭūna).

[742] Siehe hierzu S. 94, Anm. 358.

[743] Serbokroat. Калемегдан/Kalemegdan (osman. قلعه ميدانى, Ḳalʿe meydānı; aus osman. قلعه, ḳalʿa bzw. ḳalʿe, „die Burg, Festung" und ميدان, meydān, „der Platz", also frei übersetzt „Burgplatz").

[744] Arab. هلال, hilāl, „die Mondsichel"; das bedeutendste islam. Symbol stammt allerdings noch aus vorislam. Zeit, denn hierbei handelt es sich eigentl. um die Bezeichnung für den bei den arab. Ṯamūd (arab. ثمود) besonders verehrten Mondgott.

[745] Die Stadt hatte um diese Zeit noch 11 – von ursprüngl. um die 80 – Moscheen, die jedoch das Stadtbild noch bis weit ins 19. Jhd. prägten. Nachdem jedoch im letzten Viertel des 19. Jhd.s Belgrad systematisch „deosmanisiert" wurde, gibt es dort nur noch eine einzige Moschee.

[746] Naturgeister der Mythologie.

ist, verrathend, sind in Menge zu haben. Die berühmten Festungswerke sogar verfallen; streckenweise bilden sie wahre Ruinen, welche die Stadt mehr beengen und verpesten, statt sie zu schützen. So zeigt sich deinem entschleierten Blicke die erste Stadt des Ostens. –

Dein Führer, gemeinlich ein alter Jude, bringt dich in dein Quartier. In der Wirthsstube kauern, in pferchähnlichen, durch Lattenwerk getrennten Abtheilungen beturbante Türken auf schmutzigen Polstern, oder Matten; der eine seinen Kaffee schlürfend und die Pfeife schmauchend, der andere Früchte essend, oder, seinem Nachbar zuhorchend, der, aufrecht stehend, in einer Hand die Pfeife und mit der andern gestikulirend, unbekümmert um dich und alle übrigen, Thaten oder Mährchen erzählt. Du versuchst es, dich in der Landessitte zu postiren, kauerst dich linkisch auf die Matte, und hältst bei den neben dir auf dem Boden servirten Melonen, denen Kaffee und Pfeife folgen, das unbequemste Mahl in deinem Leben. Ein Dolmetscher des Pascha[747] erscheint: dir, dem wie auf Kohlen Sitzenden, ist er wie ein Erlöser. Es ist ein guter Osmanli[748] nach altem Styl, mit silberbeschlagenen, ellenlangen Pistolen, Dolch und Yataghan[749] im gestickten Gürtel. Er fragt dich über den Zweck deiner Reise und hört deine Antwort mit ernstem Schweigen, und wenn du ihm unverdächtig erscheinst, fragt er nicht weiter und geht von dannen. Nun erst erscheint der Wirth in eigner Person und weist dir ein abgesondertes Gemach im obern Theile des Hauses an. – Die besten türkischen Gasthäuser in Belgrad haben recht anständige Zimmer, geziert mit bemaltem, hölzernem Getäfel, oft mit altfränkischer Leistenvergoldung. Ein Divan[750] mit Seegras, selten mit Haaren, aufgepolstert und mit großblumigem Zeug überzogen, nimmt fast die Hälfte des Bodens ein. Dieser Polster dient zugleich als Tisch und als Bett. Der Wirth entfernt sich und läßt einen Diener zurück, der sich mit dem Fremden oft in einem halben Dutzend Sprachen nothdürftig verständlich machen kann, und der beauftragt ist, dir bei Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt als Cicerone zu dienen.

Die „Lions“[751] sind ein paar Moscheen, der Pallast des Pascha und die Citadelle; beide letztere sind nur auf Spezial-Erlaubniß des Commandanten zu besehen, welche aber ohne Schwierigkeit zu erlangen ist. Die Stadt selbst hat wenig große Privatgebäude, und diese sind hinter finsteres Gemäuer versteckt. Sie theilt sich in 4 Sectionen: in die Festung auf der Zinne des Felsens; die Wasserstadt, die den niedrigsten, schmalen Rand des Flußufers einnimmt, und die zwischen diesen beiden terrassenförmig über einander liegende Raizenstadt[752] und Palanka[753]. Keine Straße ist gepflastert, und die Spuren der Verwüstungen, welche sie in den häufigen Belagerungen erlitten, sind in den Schutthaufen und leeren Straßenräumen noch häufig sichtbar. Belgrad hat über 40 Belagerungen ausgehalten, und es hat die

[747] Osman. پاشا, pāşā; seit dem 15. Jhd. Titel der höchsten Zivilbeamten und Militärs im Osmanischen Reich (siehe hierzu S. 55, Anm. 170).

[748] Osman. عثمانلو bzw. عثمانلى, O̱smānlı, „der Osmane“.

[749] Osman. ياتاغان, Yātāġān, ein osman. Säbel, der nach der gleichnamigen Stadt im Südwesten der heutigen Türkei (türk. Yatağan) benannt ist.

[750] Pers. ديوان, divân; osman. ديوان, dīvān; ursprüngl. die (Rats-)Versammlung, Behörde bzw. Sammlung allgemein (auch die poetischer Werke). Der Begriff wurde dann mit der Zeit auch auf die bequeme Polsterbank (arab. صفة, ṣuffa, „die gepolsterte Ruhebank“; im Osman. bezeichnete صفه, ṣuffa hingegen einen Raum, der an den Wänden mit solchen Ruhebänken ausgestattet war) des Regierungsbeamten übertragen.

[751] „[…] englischer Ausdruck für jedes Ausserordentliche in seiner Art […]“. (Quelle: „Briefe eines Verstorbenen [Herrmann von Pückler-Muskau (1785–1871)]. – Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. – Dritter Theil“ – Stuttgart: Hallberger 1831, S. 61).

[752] Raizen, Ratzen, veraltet für Serben.

[753] Die Unterstadt Belgrads (serb. паланка; osman. پالانقه, pālanḳa, „die Verschanzung“; von frz. la palanque, Pfahlwerk, Palisade; ungar. palánk, Blockhaus; während der Türkenkriege die Bezeichnung für eine kleine permanente Befestigung durch Gräben, Wälle und Palisaden; im Osman. bezeichnete man damit häufig alle befestigten kleineren Städte, Marktflecken, Wehrdörfer und Burgen); hiermit ist sicherlich der osman. Stadtteil von Belgrad gemeint.

Herren mehrmals gewechselt. Prinz Eugen[754] eroberte es und durch den Passowowitzer Frieden[755] kam es 1718 an Oesterreich. 1739 eroberten es die Türken wieder. 1789 nahm es Laudon[756] und 1791 kehrte es aus österreichischen Händen abermals in türkische zurück.

Als Czerny Georg[757] das Panier der Freiheit in Servien aufpflanzte, wurde um den Besitz von Belgrad zwischen ihm und den türkischen Drängern lange mit Heldenmuth gestritten. 1806 wehte die servische Nationalfahne von den Wällen der Citadelle. Seit der Pazifikation Serviens ist Belgrad von neuem der Sitz des türkischen Statthalters, der jedoch auf die Verwaltung des Landes, welche national und fast unabhängig ist, keinen Einfluß mehr hat.

Als eine der Hauptmerkwürdigkeiten Belgrad's zeigt man die Wohnung jenes Georg, der, ein anderer Paoli[758], das Geheimniß der Schwäche der türkischen Macht durch einen Jahre lang glücklichen Widerstand offenbarte und den Grund zur nationellen Entwickelung des servischen Volks gelegt hat.

Cara Yorghi, im Auslande gemeinlich der schwarze Georg genannt, war einer jener gewaltigen Männer, wie sie die Allmacht zuweilen unter das Menschengeschlecht treten zu lassen scheint, um ihre Zwecke auf eine raschere Weise zu erreichen. Er gehört zur Kategorie der Cromwells[759], der Bolivare[760], der Napoleone.

Servien war bis zu Anfang dieses Jahrhunderts in 4 kleine Paschaliks[761] getheilt, in denen Druck und Erpressung seit Jahrhunderten sich erblich fortgepflanzt hatten. Im Jahre 1800 brachten Abgeordnete ihre Klagen vor den Thron des Sultans[762]; dieser entsetzt die Paschas; letztere lehnen nun als Rebellen sich auf. Die Pforte[763] schickte vergeblich ein kleines Heer, sie zu züchtigen. Es wurde geschlagen von den verbündeten Paschas und der Sultan überließ hierauf die Provinz ihrem Schicksal. Die usurpirten Herren des Landes belasteten es mit Ungeheuern Auflagen, plünderten die Kaufleute und Geistlichen

---

[754] Der habsburg. Feldherr Eugen Franz, Prinz von Savoyen-Carignan (frz. François-Eugène de Savoie-Carignan, ital. Eugenio di Savoia-Carignano; 1663–1736); er hatte am 16. August 1717 die Osmanen vor Belgrad (siehe hierzu S. 203, Anm. 738) besiegt und damit die Stadt eingenommen.

[755] Der Friede von Passarowitz (serb. Пожаревац, Požarevac; rumän. Pojarevaţ; ungar. Pozsarevác; osman. پوساروفچه, Posārofça) vom 21. Juli 1718.

[756] Der österr. Feldherr Gideon Ernst von Laudon (1717–1790); er hatte am 8. Oktober 1789 Belgrad (siehe hierzu S. 203, Anm. 738) eingenommen.

[757] Đorđe Petrović (serb.-kyrill. Ђорђе Петровић; ca. 1762–1817; ermordet), genannt Карађорђе/Karađorđe (Karadjordje = „Schwarzer Georg"); er war der gewählte Anführer des 1. Serbischen Aufstandes gegen das Osmanische Reich (siehe hierzu S. 55, Anm. 170) von 1804 bis 1813 und Begründer der Dynastie der Karađorđević. Miloš Obrenović (siehe S. 203, Anm. 773) ließ ihn 1817 ermorden und schickte den Kopf an die Hohe Pforte (siehe hierzu S. 203, Anm. 763). Die Namensvarianten rühren daher, daß schwarz in den slaw. Sprachen u. a. černá (tschech.), czarny (poln.), crna (kroat.), црн, crn (serb.-kyrill.), im Osman./türk. aber ḳara (قره) heißt.

[758] Der kors. Revolutionär und Kämpfer für die Unabhängigkeit Korsikas Pasquale Paoli (Kors. Filippu Antone Pasquale de Paoli; 1725–1807).

[759] Siehe hierzu S. 32, Anm. 97.

[760] Der lateinamerikanische Unabhängigkeitskämpfer Simón Bolívar, genannt „El Libertador" (1783–1830).

[761] Ursprüngl. bedeutete Paschalik (osman./türk. پاشالق, pāşālıḳ) die Würde eines Paschas (siehe hierzu S. 203, Anm. 747), woraus sich im Laufe der Zeit die Bezeichnung für einen Amtsbereich (Gouvernement, Provinz) im Osmanischen Reich (siehe hierzu S. 55, Anm. 170) entwickelte, der später administrativ Eyālet (osman. ايالت; ab 1864/65 Vilāyet, osman. ولايت) genannt wurde. Die vier Paschaliks, unter denen damals das heutige Serbien im Wesentlichen aufgeteilt war, hießen: Kanije (osman. ايالت كانيژه, Eyālet-i Ḳanije; ungar. Kanizsai ejálet; serbokroat. Кањишки пашалук/Kanjiški pašaluk), Budin (osman. ايالت بودين, Eyālet-i Budin; ungar. Budai vilajet; serbokroat. Будимски вилајет/Budimski vilajet), Eğir (osman. ايالت اكير, Eyālet-i Egīr; ungar. Egri ejálet; serbokroat. Јегарски ејалет/Jegarski ejalet) und Tımışvar (osman. ايالت تمشوار, Eyālet-i Tımışvār; rumän. Paşalâcul Timişoarei; ungar. Temesvári vilajet; serbokroat. Темишварски ејалет/Temišvarski ejalet). Hier dürfte jedoch die administrative Untereinheit Sandschak (osman. سنجاق, sancāḳ, „der Kreis, die Fahne, das Banner"; serbokroat. санџак/sandžak; alb. sanxhaku; griech. σαντζάκι, santzáki) gemeint sein. Konkret dürfte es sich um den Sandschak Smederevo (serbokroat. Смедеревски санџак/Smederevski sandžak; osman. سمندره سنجاغى, Semendire sancāġı) handeln, zu dem Belgrad (siehe hierzu S. 203, Anm. 738) damals im Paschalik Budin (s. o.) gehörte (siehe hierzu auch S. 203, Anm. 770).

[762] Siehe hierzu S. 62, Anm. 212.

[763] Bezeichnung (Metonym) für die Regierung des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 192, Anm. 667).

und übten die ärgste Bedrückung. Blutend unter der Geißel vierfacher Tyrannei, suchten, da in Constantinopel[764] keine Hülfe zu erlangen stand, die Servier insgeheim Oesterreichs Beistand nach; aber dieses verrieth das Geschehene an die Zwingherren. Arglistig luden die letztern die Notabeln des Volks nach Belgrad zur Berathung, ließen die Versammelten meuchlings überfallen und ihnen die Köpfe abschlagen. Darauf durchzogen sie mit ihren Söldnern das von Entsetzen ergriffene Land, raubten, brandschatzten und plünderten, brannten Dörfer und Flecken nieder und schleppten die begüterten Einwohner als Geißeln in die Festungen. Aber als das Unglück des Volks den Hochpunkt erreicht hatte, als das Gefühl der Unerträglichkeit alle Herzen beengte, bedurfte es nur einer geringen Veranlassung, damit es sich erhebe zur Rache, wie ein grimmiger Tiger. Diese Veranlassung gab ein einfacher Landmann, der in Rainamika, einem Dorfe 20 Stunden von Belgrad, wohnte. – Cara Yorghi saß mit einigen Freunden zur Tauffeier seines zweiten Sohnes bei einem frohen Mahle, der Weinkrug zirkulirte häufig und das Gespräch über den Jammer des Landes trieb das Blut heiß durch die Adern. Da kommt ein Weib wehklagend in die Stube und erzählt, 30 türkische Soldaten wären in ihr Haus gedrungen, hätten Betten und Vorräthe geraubt, die Möbeln zerschlagen und ihren Mann, der Vorstellungen dagegen gemacht, jämmerlich geprügelt. Cara Yorghi, ein kühner, entschlossener Mann, springt auf, ergreift seine Waffen, die Andern folgen. Mit der Beute der geplünderten Familie sieht er den Türkenhaufen lachend und schreiend dahergehen. Finstern Blicks tritt ihm Cara Yorghi in den Weg und fragt den Anführer nach der Ursache solchen Beginnens. Der würdigt ihn keiner Antwort; aber aus seinen Wink schlagen ein halbes Dutzend Türken auf den Servier an. Drei Kugeln durchfahren dessen Gewand; keine hatte ihn getroffen. Cara Yorghi springt in einen Hof, seine Begleiter ihm nach: glücklich erreichen alle das Haus des Yorghi. –

Seine erste Sorge gilt seinem Weibe und seinen Kindern. „Geht in den Wald," – ruft er ihnen zu – „und betet zu Gott um Stärke für mich und meine Freunde: und wenn wir fallen, um Barmherzigkeit für unsere Seelen." – Und nachdem er die Zaudernden zur Hinterthüre hinaus getrieben, verbarrikadirte er eilig die Zugänge des Hauses mit allerlei Holzwerk, Pflügen und Karren. Kaum ist's geschehen, so hört er das Brüllen der kommenden Türken. „Freunde! jetzt gilt's!" haranguirt[765] er die versammelten Männer; „tausendgliedrig ist Serviens Kette; aber ein Glied zerrissen und das Ganze ist zerbrochen. Kommt, wir versuchen's mit Gott!"[766] Ordnungslos stürmt der Türkenhaufe gegen das Haus. Da empfängt ihn eine Kugelsalve aus den Fenstern; jeder Schuß hat seinen Mann getroffen. Bestürzt weichen die übrigen zurück; die Servier stürmen mit dem Säbel in der Faust nach, und 25 von den 30 liegen erschlagen im Dorfe. Nur einer erreicht Belgrad und bringt dem Pascha[767] die Kunde.

Der Pascha entsendet auf der Stelle 100 Reiter mit dem Auftrage, das Dorf und seine Bewohner zu vernichten.

Cara Yorghi war mittlerweile nicht müßig. Bei der bekannten Grausamkeit des Pascha sah im Dorfe Jeder ein, daß keine Wahl blieb, als zu siegen, oder zu sterben. Alle Einwohner ergriffen die Waffen, und Yorghi, ihr erwählter Anführer, legte die Mannschaft an einer den Weg nach Belgrad bestreichenden Anhöhe, die mit Obstbäumen bepflanzt war, in den Hinterhalt. Die Türken ließen nicht lange auf sich warten. Den ersten Schuß that Yorghi; er warf den türkischen Befehlshaber vom Pferde. Im nächsten Augenblick wälzten sich 35 Reiter in ihrem Blute; die übrigen ergriffen die Flucht. –

In Yorghi's Dorfe war ein alter Mann, der früher Schreiber bei einem Kadi[768] gewesen. Er läßt ihn rufen. Schreibe, was ich Dir vorsage, ruft er ihm zu, und – er diktirte ihm eine Proklamation, die ganz Servien zur Nachfolge seines Beispiels auffordert. Noch an demselben Abend entsendet er sie durch Boten in vielen Abschriften an alle benachbarten Orte, und fordert jeden Empfänger zur weitern Verbreitung auf. Es cirkuliren 10,000 Abschriften in wenigen Tagen im ganzen Lande! Ueberall bilden sich im Nu Keime der Insurrektion, kleine Freikorps, und die Organisation eines allgemeinen

[764] Siehe hierzu S. 55, Anm. 173.

[765] Von frz. haranguer, „eine feierliche Ansprache bzw. eine Rede an die Menge halten".

[766] Die Zitate sind so nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[767] Hiermit dürfte der Janitscharen-Usurpator Küçük Ali (osman. كوچك على, „Kleiner Ali"; eigentl. Алија Ђеврлић/Alija Đevrlić; † 1804; hingerichtet) gemeint sein (siehe hierzu S. 203, Anm. 770) gemeint sein.

[768] Arab. القاضي, al-qāḍī, „der Entscheider, der Richter"; Richter in islam. Staaten (osman. قاضى, ḳāżī bzw. قاصى, ḳādī).

Aufstandes schreitet mit Blitzesschnelle vor sich. Cara Yorghi versammelt alle Führer und schlägt die Wahl eines Oberhauptes vor. Melingos[769], ein durch seinen Charakter, seinen Reichthum und seinen Muth gleich ausgezeichneter Servier, erhält 12 Stimmen mehr, als der unbemittelte Yorghi; aber jener lehnt die Wahl ab, umarmt Yorghi und nennt ihn den Würdigern. Einstimmig wird nun Yorghi als Insurrektionschef begrüßt! So ward der schlichte Bauer in wenig Tagen der Mann, in dessen Händen die Zukunft eines Volkes lag.

Yorghi begriff vollkommen alle Pflichten, die ihm seine Stellung auferlegte. Das Genie bedarf keinen andern Lehrmeister, als die Umstände. Yorghi dekretirte die Organisation des Heers, und setzte in einem Senate die oberste Verwaltungsbehörde ein. Sich selbst sprach er diktatorische Gewalt zu, zugleich gelobend, sie nur zur Befreiung des Vaterlandes zu gebrauchen und in den Stand des schlichten Bürgers zurück zu treten, sobald das Ziel errungen sey. Mit dem improvisieren Heere ging er dann gerade auf Belgrad los, wo sich die durch den allgemeinen Aufstand gefährdeten Truppen der 4 Pascha's[770] zu einer ansehnlichen Streitmacht zusammen gezogen hatten. Mit unbeschreiblicher Kühnheit wagt er sogleich nach seiner Ankunft den Sturm auf die starke Festung. Er wurde abgeschlagen. Aber jeder Tag fast sah ihn erneuern. Endlich siegte die Begeisterung über die tapferste Gegen wehr: Yorghi. der Diktator, zog ein in das eroberte Belgrad. Drei der tyrannischen Pascha's (der vierte war bei der Belagerung geblieben) gingen in Fesseln vor ihm her; er ließ sie zum Marktplatze führen und da enthaupten zur Sühne für so viel von ihnen grausam vergossenes Blut. Dann proklamirte er eine allgemeine Amnestie für ihre Verwandte, Freunde und Anhänger; die Köpfe der Enthaupteten aber schickte er nach Constantinopel zum Sultan[771], und bat um dessen Schutz und Garantie für das Land zu einer künftig bessern und glücklichern Verwaltung.

Sultan Selim sandte 12 Commissarien, um die Zügel der Regierung zu ergreifen und die Ordnung wieder herzustellen; gab aber auf das Begehren Yorghi's eine blos ausweichende Antwort. Das Benehmen und die Handelsweise der Commissarien, die ihre Arbeiten mit dem Erheben rückständiger Steuern begannen, fachte Mißtrauen und Unzufriedenheit von neuem an. Das Volk, noch die Waffen in der Hand, schrie über halbe Maßregeln und forderte laut die Unabhängigkeit von Constantinopel. Am Ende stieg die Erbitterung so hoch gegen die Commissarien, daß man ihre Gefangennehmung und Hinrichtung verlangte. Vergeblich suchte Czerny abzuwehren. Er mußte nachgeben. Die Köpfe der Commissarien wanderten nach Constantinopel, wie vor ihnen die der drei Pascha's.

Selim, entrüstet, bot die ganze Heeresmacht seines Reichs zum Zuge gegen Servien auf. 70,000 Türken überflutheten verwüstend das arme Land. Mit Erfolg versuchten sich die weit schwächeren Servier in mehren Treffen gegen die Ueberzahl. Doch wurden sie endlich genöthigt, sich in die Festungen zurückzuziehen und in den Gebirgen den kleinen Krieg zu treiben, der mit der größten Kühnheit Jahre lang fortgesetzt wurde. Yorghi, in Belgrad belagert, wehrte mit unerschütterlichem Muthe tägliche Angriffe ab, und bekannte öffentlich seinen Entschluß, sich unter die letzten Trümmer der Veste zu begraben. Da brach der Krieg der Pforte mit Rußland aus (1809) und verschaffte den Serviern Luft. Das türkische Heer zog großentheils ab, und Yorghi, der mit Rußland ein Bündniß schloß, blieb im festen Besitze der Gewalt, die er anwendete, um den Zustand des verwüsteten Landes zu verbessern und seine Wunden zu heilen. Der Friede sicherte endlich nach langem Kampfe Servien die Rechte, welche der Aufstand erstrebt hatte, und Georg Yorghi erkannte, daß nun seine Bestimmung erfüllt sey. Großherzig legte er hierauf die Gewalt von sich und zog sich in das Dunkel zurück. Wie ein Stern erster Größe hat er am Firmament der Zeitgeschichte geleuchtet, wie ein Meteor ist er verschwunden. Nicht ein Ereigniß hat sich wieder an den Namen des außerordentlichen Menschen geknüpft, dessen Arm der Macht eines

---

[769] Historisch nicht verbürgt.

[770] Die osman. Offiziere Küçük Ali (siehe hierzu S. 203, Anm. 767), Aganlija (serb.-kyrill. Аганлија; † 1804; gefallen o. hingerichtet), Mula Yusuf und Mehmed Aga (beide † 1804; gefallen o. hingerichtet) führten zwischen 1801 und 1804 die Terrorherrschaft der Janitscharen (siehe hierzu S. 173, Anm. 618), die sog. Dahije (osman. داهيه, dāhiye, „das Unglück"; serb.-kyrill. Дахије; siehe hierzu Redhouse, James W. [(1811–1892)], A Turkish and English Lexicon […], Constantinople: A. H. Boyajian 1890, S. 886; bei https://en.wikipedia.org/wiki/Dahije wird der Begriff von osman./türk. دايى, dāyı, „der Onkel, der Rabauke", einer Anrede für niedere Offiziersränge bei den Janitscharen abgeleitet), an.

[771] Selim III. (siehe hierzu S. 203, Anm. 762).

großen Reichs widerstanden, und den Servien als Begründer seiner Freiheit durch alle Zeiten ehrt. Unerkannt soll er in den Heeren der Verbündeten gegen Napoleon gekämpft haben und später auf Veranstaltung der Pforte ermordet worden seyn. Doch sind dieß Umstände, auf welchen noch ein geheimnißvoller Schleier ruht.[772]

Nach Yorghi's Verschwinden kam einer seiner Freunde, Milosch Obronowitsch[773], an die Spitze der Verwaltung. Fürst Milosch (der Sohn eines armen Hirten) hat nicht blos den Beruf, sondern auch die Fähigkeit, fortzusetzen das Werk, was der Held vor ihm angefangen hatte. Eben so entschlossen, tapfer und edelmüthig, als dieser, ist Milosch gebildeter, voll natürlichen Sinns für Kunst und Wissenschaft, und der Civilisation mit Enthusiasmus zugethan. Jeder Servier hängt an ihm mit Liebe und spricht von ihm mit Stolz und Verehrung. Seine Aufgabe ist die schwierigere; denn er wird die Befreiung Serviens vom türkischen Joche ohne Schwert behaupten und sein Volk civilisiren.

[772] Siehe hierzu S. 203, Anm. 757. Er hatte auch nicht während der Befreiungskriege in den Jahren 1813 bis 1815 gegen Napoléon gekämpft.

[773] Miloš Obrenović (serb.-kyrill. Милош Обреновић; eigentl. Милош Теодоровић/Miloš Teodorović; 1780–1860); er war 1815 Anführer im Zweiten serbischen Aufstand gegen das Osmanische Reich und erkämpfte ein selbständiges serbisches Fürstentum im heutigen zentralen Serbien. Er war auch Begründer der Dynastie des Hauses Obrenović.


CCXXXI
J. Poppel direx.
Aus d Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

BELGRAD



SEMLIN

Aus der Kunstanst: des Bibl. Inst. in Hildburghausen.

Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechster Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1839. 130 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 17f.

CCXXXX. Semlin[774].

Semlin, obschon uralt, hat das Ansehen einer Stadt von gestern. Die unaufhörlichen Kriege, welche während der letzten Jahrhunderte dieses Land durchwühlten, ließen auch nicht ein einziges Baudenkmal aus ältern Zeiten übrig. Symmetrisch reihen sich die neuen, gleichförmigen Häuser zu breiten Straßen, und selten unterbricht ein öffentliches oder Privatgebäude von größern und geschmackvollern Verhältnissen und solider Bauart die architektonische Monotonie. Doch das rege Leben und Treiben der bunten Bevölkerung entschädigt reichlich dafür. Betrachtet man die verschiedenen Physiognomien und Trachten, und hört man das Durcheinander der Sprachen und Dialekte, so kann der Gedanke entstehen, man sey an einem Ort, wo sich die Repräsentanten vieler Völker der Erde Rendezvous gegeben haben. Man erkennt, daß Semlin auf dem Punkte liegt, in welchem die Scheidungslinien mehrer Nationen des Abendlandes und des Orients zusammenlaufen. Alle Einwohner von Semlin sprechen einige Sprachen; die Nothwendigkeit, sich täglich in vielen verständlich zu machen, ist ihre Lehrerin. Handelsleute, Wirthe, Barbiere z. B., wissen sich oft in einem Dutzend auszudrücken; mindestens wird dieß jeder im Griechischen, Türkischen, Deutschen, Lateinischen nothdürftig können; slavonisch[775] und ungarisch reden ohnehin alle. In gebildetern Kreisen ist lateinisch das gewöhnliche Unterhaltungsmittel, sobald ein Fremder an der Conversation Theil nimmt; und man hört das Idiom des Cicero[776] mit Leichtigkeit und Zierlichkeit sprechen.

Semlin, nach Größe, Reichthum und Einwohnerzahl (10,000)) die wichtigste österreichische Stadt an der serbischen Gränze, hat vielen Handel mit den Ländern der europäischen Türkei, der sich mit jedem Jahre vergrößert. Er wird genährt durch die Donau und begünstigt durch die hier befindlichen Quarantaine- und Contumazanstalten[777], welche alle aus der Türkei kommenden Reisenden und Waaren zu einem längern oder kürzern Aufenthalt nöthigen. Selbst die Briefe werden hier geöffnet und gereinigt, ehe sie weiter befördert werden dürfen. Deshalb ist es auch besonders der Speditionshandel, der groß und einträglich ist, und kein aus, oder über Ungarn mit der Türkei verkehrendes Haus kann eines Correspondenten in Semlin gänzlich entbehren. Die hiesigen Spediteure genießen den Ruf der Redlichkeit, der Zuverläßigkeit und Pünktlichkeit auch bei Besorgung kleiner Aufträge.

Semlin hat Manches, was man schwerlich an einem Orte seiner Größe, zumal in einer slavonischen[778] Stadt und an den Marken der Türkei suchen wird: z. B. ein recht hübsches Theater, in welchem, abwechselnd, deutsche und ungarische Nationalstücke gespielt werden, Reunions, Bälle und Konzerte, stattliche, vortrefflich ausgerüstete Hotels und in seiner nächsten Umgebung öffentliche Gartenanlagen und Vergnügungsorte, die von den bessern Classen der Gesellschaft besucht sind, und wo man sich in einem leichten, freien, dem Fremden behaglichen Tone bewegt. Fast jeder öffentliche Garten schließt ein Belvedere[779] ein, von dem man die Aussicht auf den majestätischen Strom genießt, der sich in halbstündiger Entfernung mit der mächtigen Drau vermählt. Jenseits fällt der Blick auf Belgrad, dessen einst so gefürchtete Akropolis man mit dem Interesse betrachtet, das ein gezähmter Löwe einflößt.

---

[774] Siehe hierzu S. 203, Anm. 739.

[775] Kroatisch.

[776] Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.; ermordet).

[777] Österr. Bezeichnung für Quarantäne.

[778] Siehe hierzu S. 194, Anm. 682.

[779] Als Belvedere (ital. für „schöne Aussicht") bezeichnet man entweder ein Gebäude, das eigens angelegt wurde, um einen schönen und weiten Ausblick zu ermöglichen oder einfach einen reizvollen Aussichtspunkt.

Der täglich steigende Wohlstand Semlins ist nur eine von den sichtbaren Wirkungen, welche die Eröffnung der Donau durch die Dampfschifffahrt auf alle Uferländer äußert. Servien, Bulgarien, die Moldau und Wallachei waren vor jenem Ereigniß dem allgemeinen Verkehr verschlossen, und die natürlichen Reichthümer dieser Landstriche ihnen selbst fast werthlose Güter. Das Leben versumpfte bei ihren wunderbar gemischten Völkern; der Civilisation waren sie unzugänglich, auf der Kulturkarte der Menschheit ein leeres Fleck. Seit jenem großen Fortschritt in der Verbindung mit dem übrigen Europa keimen Veränderungen auf, deren Entwickelung außer menschlicher Berechnung liegt, und nur Eines läßt sich mit Sicherheit behaupten: auch hier wird niederstürzen der Thron der physischen Macht, und an seine Stelle wird treten jene friedliche, prunklose Herrschaft des Geistes, für welche jede Erfindung eine neue Waffe und eine neue Bürgschaft des gewissen Sieges ist.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 125-129.

CCXXXII. Burg Altenstein in Franken.

Wie manche Stunde, lieber und getreuer Leser, haben wir mit schöpfendem Auge und saugendem Herzen zusammen schon gewandelt auf unsrer schönen Erde, zwischen den Perlenschnüren bethaueter Auen, durch sumsende Thäler, über schimmernde Höhen, durch dunkle, dampfende Wälder, oder durch Wüsten, brennende in Afrika's heißem Gürtel, und erstarrende in Asien s und Europa's Alpen. Mausoleen haben wir geöffnet, die Katakomben erforscht, Pyramiden erklimmt; wir haben die Geheimnisse der Orakel erlauscht und der Verehrung Gottes in allen Formen, am Ganges, wie am Nil, auf der Akropolis, wie am Grabe des Erlösers, beigewohnt. Die Palläste der Gewaltigen entgingen uns nicht, nicht die Kerker ihrer Opfer. Viel, viel haben wir mit einander gesehen, und viel, noch viel mehr mit einander empfunden; in jenen Augenblicken zumal, wo die Natur alle Röhren ihres Lebensstromes uns öffnete, oder wenn wir großen Menschen, die wir auf unsern Wanderungen trafen, an's Herz fielen, oder wenn große Erinnerungen und Ereignisse an uns vorüber zogen, wie die leuchtende Hand der Allmacht in der dunkeln Nacht der Geschicke. Und wir werden noch manche Stunde wandern, noch manche Gefühle tauschen mit einander, wenn in deinem und meinem Herzen und auf dem Staubkörnchen, über und unter welchem die Milchstraßen ziehen, das Leben fortschlägt. Wer möchte auch freiwillig zurückbleiben? ist doch unsere Wanderung so leicht; ist sie doch begabt mit jedem Reize und allem Genüsse der Mannichfaltigkeit und Freiheit! Jeder Schritt führt uns zu einem interessanten Ziele, und an jedem Ziele strecken sich alle 64 Radien des Compasses als wegweisende Arme uns entgegen. Sehen wir einen Pallast: dreist gehen wir hinein; einen Tempel: wir treten zum Altare; ein blühendes Thal: wir steigen hinab; einen Wasserfall: wir schlendern ihm zu; einen Berg: wir klettern hinan; eine Burg: wir erklimmen sie; einen Strom, oder ein Meer: wir wiegen uns auf ihrem Busen. Jede schöne Blume darf uns fesseln, und jedem bunten Schmetterling, oder jeder ziehenden Wolke mögen wir Reisegefährten seyn, ohne unser Ziel zu verfehlen; denn wo wir weilen, ist es da, und jede Stunde, in der wir es erreichen, ist die rechte. Wer könnte bei einem solchen Weltreisen ermüden? –

Sieh da oben jene ergrauten Trümmer, Zeichen irdischer Hinfälligkeit, wie sie das Angesicht gegen das sinkende Tagesgestirn wenden und glühen, wie die Wangen eines betroffenen Schuldigen. Auf und hinan! Während wir dort die Sonne untertauchen sehen in dem goldenen Meer der reifenden Saat, oder hinter den duftenden, röthlich-blauen Gebirgen, sollen uns die Trümmer ihre Geschichte erzählen. Wie sie trotzig und ernst auf ihrem starken Felsenhaupt sich recken! Wie die Gewölbe kühn über einander gesprengt sind in fünffachen Reihen, wie die Kunst noch blüht in den schlanken, zierlichen Fenstersimsen, wie die Thürme emporstarren aus den mächtigen Quadern, und die hohen Wälle den Leib des Trümmerriesen noch fest umgürten! Der erste Blick sagt schon, das sey kein gemeines Burgbild.

Unweit Schweinfurt, im ehemaligen fränkischen Gaue Grabfeld, sieht man auf dreien, im Triangel liegenden Bergen die Ruinen dreier Schlösser, ein Schmuck der ganzen Gegend. Der höchste der Berge trägt die Ueberbleibsel der schon im 12. Jahrhundert, auf Friedrich des Rothbarts[780] Gebot, zerstörten Burg Bramberg; auf der andern Höhe ragen Raueneck's Trümmer; und die von Altenstein, mächtiger als jene beide, starren vom dritten Berge. Es ist dies das Stammhaus der noch in meh-

[780] Friedrich I., genannt Barbarossa (siehe hierzu S. 41, Anm. 127).

ren deutschen Ländern blühenden und begüterten Freiherren von Stein, – ein Name, welcher in der Geschichte des Vaterlandes häufig ehrenvoll, nicht immer fleckenlos[781], erwähnt wird.

Schon in den Kämpfen der Franken und Sachsen, zu Pipin's[782] und der Karolinger Zeit, kannte man das Geschlecht. Es hauste damals in einer noch ältern Burg, welche, nur an wenigen Substruktionen noch kenntlich und ¾ Stunden von der Altensteiner Ruine entfernt, die Heidenburg heißt. Die Zerstörung derselben fällt in die Zeit jener Kriege; und für Altenstein mag sie die seiner Erbauung gewesen seyn.

Die Steine von Altenstein waren ein rühriges, rüstiges, thatenfrohes, aber auch unruhiges und fehdesüchtiges Geschlecht. Schon in den ältesten Turnierbüchern, aus dem 10. und 11. Jahrhundert, werden sie erwähnt. Steine thaten sich in den Kreuzzügen hervor, kämpften als Johanniter- und Tempelritter, und ein Stein verpflanzte die westphälischen Vehmgerichte nach Franken. Noch zeigt man die unterirdischen Hallen, in welchen die furchtbaren Richter ihre Sitzungen hielten, heimlich Urtheil sprachen über ihre Geladenen, und Kerker sieht man, in deren Wänden die Vertiefungen, in welchen die Ketten befestigt waren, zu erkennen sind. Einen Steinblock, der in einem Gewölbe liegt, hält die Sage für die heimliche Richtstätte. Aber auch als Wegelagerer und Anführer war der Name Stein frühzeitig gefürchtet. Ein Heinrich von Stein[783] steht 992 an der Spitze der aufrührerischen Bauern, welche das Joch der Geistlichkeit, die damals allmächtig war und das Volk mit Erpressungen aller Art belastete, mit Gewalt abzuschütteln versuchten. Ein Stein figurirte in den bekannten Grumbachischen Händeln[784] als Hauptprädelsführer und Mitschuldiger beim Morde des Fürstbischofs von Würzburg, Melchior von Bibra[785], und endlich als Strafgenosse des Grumbach[786], mit dem er, nach Vollstreckung der Reichsacht, auf dem Marktplatze in Gotha enthauptet wurde. Als Brecher des Landfriedens waren Steine in des Faustrechts arger Zeit häufig berüchtigt und gefürchtet, und die Burg Altenstein Zeuge mancher Schauerthat, von Steinen begangen und durch ihre Helfer gethan. Schrecklicher jedoch als alles Verübte war die Vergeltung; eine That, die das Blut in den Adern gerinnen macht. Die Geschichte ist folgende.

In dem langen Kampfe der kirchlichen mit der Kaisermacht, war die Kraft der letztern gebrochen, die Achtung vor ihr untergegangen, und mit ihr die vor den Gesetzen des Reichs. Frech erhoben die Vasallen sich gegen die Lehnsherren, spotteten des Reichs und seines Haupts und machten ihr Schwert zum Gesetzbuch. Deutschlands Schreckenszeit war gekommen. Kein Recht galt mehr als das der Faust, und auf jeder Burg wehte das Panier der rohen Gewalt. Jeder dachte nur an Vergrößerung seiner Macht auf Kosten der Nachbarn. Ritter befehdeten sich, Städte kündigten ihren Lehnsherren den Gehorsam auf, Fürsten und Herzöge überzogen einander mit, Krieg. Deutschland war zur großen Räuberhöhle geworden.

Für das rührige, kraftvolle und thatendurstige Geschlecht der Steine war das eine goldene Zeit. Generationen hindurch trieb es kein anderes Gewerbe, als Befehdung der benachbarten Ritter und die Wegelagerei im Großen. Die Altensteiner Schnapphähne waren zwanzig Meilen[787] weit gefürchtet, und ihre Reisige wagten sich zuweilen bis an die Thore von Nürnberg und Erfurt, wenn es galt, reichen Kaufleuten aufzupassen und kostbare Gütertransporte zu plündern. Mit dem geraubten Gute erkauften

---

[781] Unter anderem entstammte der preuß. Kultusminister Karl Sigmund Franz Freiherr vom Stein zum Altenstein (1770–1840) diesem Geschlecht; allerdings auch Wilhelm von Stein zu Altenstein († 1567), der im Zuge der „Grumbachschen Händel“ (siehe hierzu S. 203, Anm. 784) der Reichsacht verfiel und schließlich in Gotha enthauptet wurde.

[782] Der karolingische Hausmeier Pippin d. J. (714–768), seit 751 König der Franken.

[783] Für die mittelalterl. Herren von Altenstein finden sich kaum historische Belege.

[784] Die Grumbachschen Händel zwischen 1552 und 1567 waren eine gewalttätige lehnsrechtliche Auseinandersetzung zwischen den Würzburger Fürstbischöfen und dem Rimparer Reichsritter Wilhelm von Grumbach (siehe hierzu S. 203, Anm. 786); wegen ihrer freundschaftl. Verbindungen zu Grumbach wurden auch die Herren Stein von Altenstein und die Herzöge von Sachsen darin verwickelt.

[785] Recte: Melchior Zobel von Giebelstadt (1505–1558).

[786] Der Rimparer Reichsritter Wilhelm von Grumbach (1503–1567; hingerichtet); siehe hierzu auch S. 203, Anm. 781.

[787] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

sie Schlösser im Auslande, befestigten und erweiterten sie ihre Stammburg; diese stand im Rufe der Unüberwindlichkeit.

Zwölf Ritter von Stein haußten im Jahre 1250 auf dem Altenstein, alle Söhne eines Vaters, alle von gleicher Raubsucht, Riesen von Körper, tapfer und ohne Erbarmen. Jeder dieser schrecklichen Zwölfe hatte seine Knechtschaar, und, wie Wölfe aus ihren Höhlen, so zogen täglich sechse auf Raub aus, während die übrigen die Burg hüteten. Klüglich vermieden sie es Anfangs, ihrem nächsten Lehnsherrn, dem mächtigen und kriegerischen Fürstbischof Eiring von Würzburg[788], Ursache zur Beschwerde zu geben; wie aber der Erfolg des Bösen immer zur Verwegenheit spornt, so geschah es auch hier. Zuletzt machten sie zwischen den Unterthanen und Vasallen ihres Lehnsherrn und den Fremden keinen Unterschied mehr, überfielen Würzburgische Dörfer und Flecken und erhoben Brandschatzung von den benachbarten Städten.

Lange dauerte die Klage und entsetzlich wurde die Noth, ehe der Bischof den gefährlichen Zug gegen die Schreckens-Brüder wagte. Endlich erscholl ein allgemeines Aufgebot im Lande, und die Rachelust schaarte bald ein mächtiges Heer. 1254 brach der Bischof von Würzburg auf, und nachdem er die Altensteiner Haufen aus dem Felde geschlagen, berannte er ihre Burg. Lange lag er davor; vielmal versuchte er, sie zu erstürmen. An der Wachsamkeit und eisernen Tapferkeit der Brüder scheiterte jeder Anschlag.

Der Bischof versuchte nun List. Er begann Unterhandlungen mit den Belagerten, versprach ihnen Verzeihung des Geschehenen, wenn sie die Würzburgischen Lehnsleute künftig in Ruhe lassen wollten, und brachte es endlich dahin, daß ihm die Altensteiner ihre Burg öffneten und, als Zeichen der Versöhnung, den Bischof mit einer Anzahl Ritter und Reisige gastlich aufnahmen. Der Tag verging in Festlichkeit; fröhlich liefen des Abends die Pokale im Ritterkreise umher und nicht der leiseste Argwohn keimte in den unbefangenen Herzen der Steine. Nach aufgehobener Tafel zog sich der Bischof in seine Gemächer zurück; und nachdem der grausame, arglistige Mann seine Helfershelfer und den verkleideten Scharfrichter von Würzburg in Bereitschaft gestellt hatte, lud er die zwölf Brüder, unter dem Vorwande, daß er jedem eine besondere Mittheilung zu machen habe, der Reihe nach zu sich. Mitternacht war's; noch saßen die Arglosen mit ihren Kumpanen beim Weine und zechten. Da erschien der Page des Bischofs und forderte einen nach dem andern. Eilfe[789] kommen, unbewaffnet, im Hauskleide. So wie sie eintreten, werden sie ergriffen, geknebelt, zum Richtblock geschleppt und enthauptet. Herdegen, der zwölfte der Brüder, zuletzt geladen, hat böse Ahnung, faßt unbemerkt ein Waidmesser und steckt es zu sich. Er tritt in das Mordgemach. Ein Blick auf die im Blute schwimmenden Leichen seiner Brüder sagt ihm, was ihn erwartet; da zieht er entschlossen das Messer, dolcht rechts und links die ihn Anfallenden nieder, und macht sich Bahn zum Bischofe, welcher, entsetzt, von einer dichten Schaar seiner Ritter geschützt, in das Seitenzimmer zu entfliehen trachtet. Schon blutet Herdegen aus vielen Wunden, er fühlt seine Kräfte schwinden und sieht die Unmöglichkeit, den Bischof zu erreichen. Da schleudert er, in einem Augenblicke, wo dieser den Kopf nach ihm wendet, ihm das Messer in's Gesicht, mit solcher Heftigkeit, daß es ihm die Nase aus dem Rumpfe trennt, und ruft ihm zu: „Meineidiger! nimm's hin als ein Angedenken!“ und nun läßt er sich ruhig binden, zum Richtblock schleppen, und endigt, wie die Brüder vor ihm. Die Raubgenossen wurden in Fesseln geschlagen und zum Strange verurtheilt; die Leichen der zwölf Ritter aber an das Kloster Langheim zur Beerdigung ausgeliefert. Burg und Güter bekam Siegfried von Stein[790] zu Lehen, ein Johanniter-Ritter und der nächste Erbe der Gemordeten.[791]

---

[788] Iring von Rheinstein-Homburg († 1265), seit 1254 Bischof von Würzburg.

[789] Veraltet für Elf(e).

[790] Lediglich legendär.

[791] So ähnlich auch in Ludwig Bechsteins (1801–1860) „Die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes […]“ (Würzburg: Voigt u. Mocker 1842), S. 193ff. Allerdings wurden hier, trotz der reinen Sagenhaftigkeit, die korrekten Namen wie Iring von Rheinstein-Homburg (siehe hierzu S. 203, Anm. 788), Bischof von Würzburg, und Seyfried verwendet.

Altenstein fiel im Jahre 1525 den aufrührerischen Bauern durch Ueberrumpelung in die Hände, welche es plünderten und zerstörten. Der Burgherr, Klaus Ludwig[792], commandirte damals als Feldhauptmann am Rheine. Als er von dem Unglück in der Heimath hörte, legte er sein Commando nieder, warb einige Fähnlein und zog schnell vor die Städte Ebern und Maroldsweisach, deren Bewohner bei der Zerstörung seiner Stammburg besonders thätig gewesen waren. Schrecklich war seine Rache: denn Viele der gefangenen Bürger ließ er geißeln und mehre vor ihren Wohnungen aufknüpfen. Darauf fing er an, sich, in Pfaffendorf, ein großes Schloß zu bauen und die ganze Bevölkerung der Gegend mußte Frondienste dabei leisten. Es war kaum halb vollendet – da revoltirten die Fröhner, überwältigten des Bauherrn Lanzenknechte und schlugen ihn selbst todt. – Nach der Zeit wurde ein Flügel des alten Schlosses wieder aufgebaut und es blieb derselbe die Wohnung der Familie bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wo sie in das neue Schloß zu Pfaffendorf zog. Also verlassen verfiel die Burg nun bald. Zwar versuchte man, die Kapelle mit den uralten Grabstätten einige Jahrzehnte langer in baulichem Stande zu erhalten; doch hat auch sie das Schicksal der übrigen Gebäude schon längst getheilt.

[792] Klaus Ludwig von Stein zu Altenstein (Lebensdaten nicht ermittelt).


CCXXXII
E.&A.Willmann scul.
BURG ALTENSTEIN
im Franken
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 129-133.

CCXXXIII. Grätz[793] in Steyermark.

Eine Reise von Wien nach der reizenden Hauptstadt Steyermarks ist eine wahre Wallfahrt im Heiligthume der Natur. Zuerst zeigt sie des gesegneten Oesterreichs üppigste Gegenden, dann thun die Alpenlandschaften Steyermarks sich auf. Schon von St. Pölten aus beginnt ein Wettlauf des Schönen. Mannichfaltig entwickeln sich die Formen der Berge, Hügel und Gehölze; es wechseln Felder und Auen, enge Gründe und breite Thäler. Bald führt die Straße in Krümmungen neben Waldströmen hin, an welchen Mühlen klappern, Hammerwerke pochen und Schmelzhütten leuchten; bald übersteigt sie vortretende Gebirgsjoche; bald schreitet sie auf Viadukten und Brücken über Abgründe und Schluchten, auf derem Boden ungestüme Bäche rauschen.

In dem Cyklus von Landschaftsgemälden, welche das Unterwegs von Wien nach Grätz schmükken, gebührt der Gegend von Maria Zell unbestritten der Preis. Zwischen lachenden Gebirgsthälern und fernen, beschneieten Alpen, steigen alle Straßen, welche nach jenem berühmtesten Wallfahrtsorte Oesterreichs führen, aufwärts, und indem sie die reinern Regionen des Aethers durchschneiden, stimmen sie die Seele empfänglicher für das Vergessen des Irdischen und für Andacht. Wenn der Mensch himmelwärts steigt, denkt er leichter an den Himmel. Das wußten schon die ältesten Menschen, und darum bauten sie ihre ersten Altäre und Tempel auf den Höhen.

Nach langem, langem Steigen schieben sich endlich die Massen aus einander. Sieben in weitem Halbkreise neben einander stehende Bergkegel mit glänzenden Firsten breiten, wie ein Candelabar, ihre Arme den Pilgerschaaren entgegen. Zell, das Haus der Gebenedeieten, liegt an ihrem Fuße.

Es ist eine große, prächtige Kirche[794], mit schimmerndem Kupferdache, von einem hübschen Dom und drei Thürmen überragt. Doch ist sie blos die äußere Hülle, das Gehäuse des eigentlichen Gnadenhauses[795]. Dieses, ein kleiner Tempel von schwarzem Marmor, steht in der Mitte der Kirche. Er ist mit Silber gedeckt und mit schweren Goldstoffen behangen. Massiv von Silber sind die Thüren; von demselben Metall das Gitterwerk, mit Silber belegt die Wände. Das wunderthätige Bild der heiligen Jungfrau steht auf hohem Postamente, angethan mit weißem Atlas, auf welchem tausende von Edelsteinen funkeln. Auf dem Haupte trägt sie eine Krone von Rubinen und Diamanten. Ueber ihr, unter einem Dome von Silber, hängen goldene Lampen. Das Ganze macht auf Denjenigen, der sich in der höchsten Stimmung zur Andacht naht, einen unauslöschlichen Eindruck.

Aber auch die Gegensätze des Würdigen fehlen an diesem geweihten Orte nicht. Tausende von Votivbildern liegen, mit Staub und Schmutz bedeckt, ohne Ordnung umher; die Wände des Tempels sind mit Flittertand, mit silbernen, hölzernen und wächsernen Beinen und Armen, mit Krücken und andern dergleichen Opfergaben, in widerlichem Durcheinander, behangen, und innerhalb der Kirche hat die Habsucht ihre Waaren ausgelegt: Kreuze, Rosenkränze, Heiligenbilder, Votivsächelchen, Wachsstöcke, Kerzen etc. etc., und sie bietet sie den sich andachtsvoll Nahenden frech und zudringlich zum Kauf an. Man denkt beim Anblicke dieses Trödelkrams unwillkührlich an die Worte Christi: „Mein Haus ist ein Bethaus; ihr über habt es zur Mördergrube gemacht!“[796]

---

[793] Veraltet für Graz.

[794] Die Basilika Mariä Geburt aus dem 14. Jhd., die in den Jahren 1644 bis 1683 von Domenico Sciassia (1599/1603–1679) erweitert und barockisiert wurde.

[795] Die 1690 unter Verwendung älterer Teile erbaute Gnadenkapelle mit dem spätromanischen Gnadenbild „Magna Mater Austriæ“.

[796] Lk 19,45-46 nach Jes 56,7.

Dem Reinen ist Alles rein und dem wahren Gläubigen irrt auch der Wucherer nicht, der mit dem Geweiheten in des Herrn Hause Schacher treibt. Unzugänglich einem andern Gefühl, als dem der Zerknirschung, oder der beseligenden Andacht, liegen die Schaaren der Wallfahrer vor dem vergitterten, schimmernden Gnadenbilde auf den Knieen, oder sie küssen der Kirche heiligen Boden. Einige singen Hymnen, Andere beten laut, wieder Andere schlagen sich, stumm, aber die Lippen bewegend, voller Demuth die Brust. Man sieht allerlei Trachten und hört beten in vielerlei Sprachen. Böhmische Lobgesänge, ungarische Lieder, slavische Litaneien, deutsche Paternoster schallen durcheinander. Allem Volke scheint die Zunge gelöst, wie beim Bau von Babel, aber keines läßt sich von dem andern stören; Alle sind eins durch ein Gefühl, das der Andacht. Zuweilen öffnet ein Priester die silberne Gitterthür, und ein Strahl von dem schimmernden Bilde fällt beseligend auf das betende Volk. „Hosianna!" hallt's dann im Tempel; „Hosianna!" antwortet die Menge draußen; „Hosianna!" schallt's von den Schaaren der Kommenden aus der Ferne wieder.

Man sagt, Niemand bewache den Schatz der Kirche. Wie dem auch seyn mag, gewiß ist, daß man niemals von einem Diebstahl gehört hat und der Glaube im Volke allgemein ist: jede frevelnde Hand würde gelähmt, welche sich in räuberischer Absicht dem Heiligthume nahe.

Die Zahl der Wallfahrer, welche, in großen Caravanen, aus allen Theilen des Kaiserstaats jährlich nach Maria-Zell pilgern, übersteigt 80,000.

Von Mariazell geht die Straße abwärts durch tiefe Thäler, wo Bergwerke, Eisengießereien, Hütten- und Hammerwerke ein regsames Leben zeigen, den hohen Seeberg hinan, und von da zwischen Gebirgswüsten hin, in denen der Schnee bald in breiten Feldern aufgeschichtet ist, bald sich in langen Streifen an den dunkeln Granitrücken niederschlängelt. Es ist hier schon vollkommene Hochalpenwirthschaft. Mehre Sennhütten liegen auf den grünen in geringer Entfernung vom Wege, und das Geläute der weidenden Heerden, das melodisch durch die Gebirge die Wolken, die unter dem Reisenden an den Bergen hinziehen und wie eine graue Scheidewand die niedrigere Erde von den reinen Regionen, in denen er wandelt, und dem lichtblauen Himmel trennen, wiegen ihn in süße Träume von Ruhe und Abgeschiedenheit. Doch bald geht's wieder bergunter, und die Hammerwerke des Seebacher Grundes wecken den Träumer ins thätige Leben zurück. Das tiefe Thal wird bei Terl[797], zwei Posten[798] von Grätz, zur Schlucht, die ihre Felswände so eng zusammenrückt, daß nur für den wilden Waldstrom und die Kunststraße Raum bleibt. Immer abwärts windet sie sich bis Bruck, der letzten Station, und von da bis Gratwein zeigt sie noch einmal alle Schönheit der Felsennatur. An zum Theil senkrechten Wänden, welche die Zeit mit Moos und Schlingpflanzen bekleidete, rieseln hier und da Quellen herab, und an mehren Stellen ist das Gestein tief ausgehöhlt und zu Grotten gebildet. An einer Stelle ist die Straße durch den Felsen gesprengt und macht einen Hohlweg. Dumpf rollt der Wagen auf glattem Felsengrunde hin, den alte Eichen von hoher Bergwand überschatten und plötzlich bricht, bei einer Wendung des Weges, der Blick in ein weites, fast rundes Thal, aus dessem Mitte sich der Grätzer Schloßberg erhebt, und an dessem Abhang siehst du die Stadt selbst, dein Ziel.

Der Bergkessel, von welchem Grätz umschlossen wird, ist ein wahrer Zauberkreis, in welchem die freigebige Natur Schönheiten der mannichfaltigsten Art versammelte. Schlängelnd durchzieht ihn die Mur, wie ein vielgewundenes Silberband, an welches sich Mühlen und Fabriken, Gärten und Landhäuser, Kornfelder, Triften mit Baumgruppen, bunte Wiesen und Rebenhügel reihen. Außerhalb des Kreises machen ein paar einzelne Berge gleichsam die Wacht und auf mehren stehen alte Burgen, oder blinken Kapellchen. Aber tiefer im Hintergrunde steigen die Bergterrassen empor, wie die Wellen eines sturmgepeitschten Meeres, bis sich der Blick in die Gletscherwelt der Hochalpen verliert. So blickt der innere Mensch über das bunte Erdenleben hinaus in die Ewigkeit. –

---

[797] Die Marktgemeinde Thal, der Geburtsort von Arnold Schwarzenegger (* 1947).

[798] Siehe hierzu S. 104, Anm. 405.

Grätz ist römischer Gründung. Es theilte das Schicksal der meisten Römercolonien dieser Gegenden, wurde in der Völkerwanderung zerstört und erscheint erst im 9. Jahrhunderte wieder als Stadt. Ihre vortheilhafte Lage im Mittelpunkte des Steyerischen Landes erhob sie, als dieses seine eigenen Fürsten bekam, im 11. Jahrhundert, zur Residenz und Hauptstadt. Nach dem Aussterben des Herzogsgeschlechts mit Ottokar dem Sechsten[799], kam das Land an Oesterreich. – Gegenwärtig ist die Stadt eine der schönsten und freundlichsten in Deutschland, und sie zählt in 2700 meistens wohl gebauten Häusern über 40,000 Bewohner. Die eigentliche, die alte Stadt, ist theils durch den Strom, theils durch das Glacis[800] der ehemaligen, jetzt in Promenaden verwandelten Festungswerke, von ihren Vorstädten geschieden.

Ein hoher Grad von Bildung ist unter den mittlern und höhern Ständen allgemein verbreitet. Wenige Orte gleicher Größe werden aber auch eine so große Anzahl von Anstalten aufzählen können, die der Bildung und Erziehung recht eigentlich gewidmet sind. Die 1827 neuerrichtete Universität[801] hat einige berühmte Lehrer, erfreut sich einer zunehmenden Frequenz, besitzt eine Sternwarte, ein vortreffliches physikalisches Cabinet und eine reichhaltige Bibliothek. Das Johanneum[802], eine ständische Stiftung, gibt Jedem, der sich unterrichten will, die reichsten Hülfsmittel an die Hand: man hat eine Auswahl der besten wissenschaftlichen Journale in mehren Sprachen, eine geordnete Geschäftsbibliothek von 15,000 Bänden, einen botanischen Garten, technische, naturhistorische und antiquarische Sammlungen. Hier werden von allen Ständen häufig besuchte Vorlesungen über Mineralogie, Zoologie, Botanik, Landwirthschaft und gewerbliche Chemie gehalten; auch besteht eine eigene Stiftung für öffentliche Vorträge über Vaterlandskunde und Geschichte, und eine musterhaft eingerichtete Leseanstalt setzt die neuesten und wichtigsten wissenschaftlichen Werke, sowohl deutsche, als ausländische, in Cirkulation.

Ferner befindet sich hier ein geistliches Seminar, ein Gymnasium, eine polytechnische Schule und eine Kunstakademie, mit welcher schöne Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Handzeichnungen und Gypsabdrücken vereinigt sind; auch eine gut eingerichtete Cadettenschule und ein Militärknaben-Erziehungsinstitut. Die Menge mildthätiger Anstalten gibt ebenso schöne Zeugnisse von dem Wohlthätigkeitssinn der Einwohner, als von dem humanen Geist der Regierung, welche diese Institute pflegt und reichlich unterstützt. Ich nenne unter vielen: das allgemeine Krankenhaus; die Gebär-, Findel-, Waisen- und Irrenhäuser; das Institut für die Versorgung verarmter, oder arbeitsunfähiger und altersschwacher Kaufleute und Handlungsdiener; eine Pensionsanstalt für Privatbeamte; ein Hospital für arme Dienstboten und Handwerksgesellen, und ein Mädchen-Krankenhaus, letzteres unter der Leitung der Elisabethiner-Nonnen. Handel und Industrie, getragen von der Bildung seiner Bewohner, blühen in Grätz ausnehmend, und an 11,000 Menschen finden in den hiesigen Fabriken etc. etc. ihren direkten Unterhalt. Mehre sind Anlagen in sehr großem Maßstabe, welche die Arbeiter zu Hunderten beschäftigen: z. B. die Kattun-, Tuch- und Wagenmanufakturen und die Zuckerraffinerien. Fünf Buch-, zwei Kunst- und Musikalienhandlungen und drei Buchdruckereien befördern den geistigen Verkehr.

Wie überall, so gibt es auch in Grätz einige Dinge, die Niemand ungesehen läßt, und die man in einer auch noch so kurzen Beschreibung ungern vermissen würde. Der erste Besuch des Fremden gilt gemeinlich der Domkirche[803], die einige gute Bilder und hübsche Skulpturen bewahrt. Dann dem

---

[799] Ottokar IV. (1163–1192), ab 1164 Markgraf und ab 1180 Herzog der Steiermark.

[800] Das Glacis (frz. ursprüngl. Abhang) war im neuzeitlichen Festungsbau eine von der Feldseite her leicht ansteigende Erdanschüttung vor dem Graben. Es diente den Verteidigern auf den Wällen als Schußfeld, da es durch die Vermeidung toter Winkel Angreifern nur geringe Deckung bot. Das Glacis war aus diesem Grund im Idealfall unbebaut und nicht mit Bäumen bewachsen. Zudem wurden auf einem Glacis oftmals tiefwurzelnde Gewächse angepflanzt, um das Ausheben von Annäherungsgräben zu erschweren. Ab dem ausgehenden 18. Jhd. dienten die Flächen des Glacis oftmals als städt. ‚Kleingartenanlage' bzw. als Promenade.

[801] Die Universität war bereits am 1. Januar 1585 gegründet worden und stand bis zur Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 unter dessen Leitung; 1827 wurde sie wiedererrichtet.

[802] Das Johanneum war 1811 von Erzherzog Johann (1782–1859) gegründet worden.

[803] Die Kathedrale St. Ägydius aus dem 15. Jhd.

Mausoleum[804], der Grabstätte Königs Ferdinand des Zweiten[805], ein merkwürdiges Werk der Baukunst in korinthischem Styl, mit seinen 2 schönen, von vergoldetem Kupfer überdeckten Kuppeln. Ein angebauter hoher Thurm verunstaltet mehr, als er ziert. Die Königsgruft ist prachtvoll geschmückt; man steigt, bei Fackelschein, auf Marmortreppen hinab. Ferdinand mit seiner Gemahlin[806] und seinem Sohne[807] ruhen in Sarkophagen von röthlichem Jaspis[808]. Ueber dem Ferdinand's lies't man die prophetischen Worte: SEMEN EIUS HAEREDITABIT TERRAM![809] – Die Burg, die alte Residenz der Herzöge, ist ein unermeßliches Gebäude mit 4 Höfen; nahe dabei sieht man den Tummelplatz[810], jetzt ein Markt, wo die steyerischen Ritter einst ihre Turniere hielten. Im Landhaus[811] (für die steyerischen Stände), befinden sich die uralten Insignien, der Herzogshut, Mantel, Sporen und der goldene Pokal aufbewahrt. – Das Rathhaus[812], der gräflich Attem'sche Pallast[813], das sogenannte Conviktgebäude[814], das größte in der ganzen Stadt, sind sehenswerth. Außerhalb Grätz ist der Schloßberg mit seinen Visten, herrlichen Anlagen und den malerischen Ruinen der Citadelle, aus welcher blos noch ein hoher Thurm[815], wohlerhalten, hervorragt, derjenige Punkt, welcher zunächst anzieht; etwas entferntere sind Schloß Gösting[816], auf hohem Kalkfelsen mit herrlicher Aussicht; Schloß Eggenberg[817]; die Kapellen und Klöster Reine[818], Straßengel, St. Martin, Klause Maria Grün, Maria Straßgang[819] und Maria Trost; letzteres, nach Maria Zell, der besuchteste Wallfahrtsort des Landes.

[804] 1614 nach Plänen von Giovanni Pietro de Pomis (1569–1633) begonnen und 1714 fertiggestellt.

[805] Siehe hierzu S. 182, Anm. 627.

[806] Erzherzogin Maria Anna geb. von Bayern (1574–1616), am 23. April 1600 Ferdinand II. (s. o.) angetraut.

[807] Johann Karl (1605–1619).

[808] Der Doppelsarkophag aus rotem Marmor war von Sebastian Carlone († nach 1612) für Erzherzog Karl II. (1540–1590) und dessen Gattin Maria von Bayern (1551–1608) geschaffen worden; Ferdinand II. (siehe hierzu S. 203, Anm. 805) war hingegen in einer Sargwandnische bestattet worden, die u. a. auch die obengenannte Inschrift trägt.

[809] Lat. Ps 25,13 wörtl. übersetzt: „Sein Samen wird das Land erben"; heutige Einheitsübersetzung: „seine Nachkommen werden das Land besitzen".

[810] „ein feld auf dem die soldaten eingeübt werden" (DWG, Bd. 2, Sp. 1518).

[811] In den Jahren 1527 bis 1531 als erster Renaissancebau der Stadt Graz nach Plänen von Domenico dell'Allio (ca. 1515–1563) erbaut.

[812] Aus dem Jahre 1807, das um 1889 abgerissen wurde und 1895 durch einen neoklassizistischen Neubau nach Plänen von Alexander Wielemans von Monteforte (1843–1911) ersetzt wurde.

[813] Das in den Jahren 1702 bis 1716 nach Plänen von Johann Joachim Carlone (ca. 1650–1714) erbaute Palais Attem.

[814] Das ab 1572 nach Plänen von Vinzenz de Verda (Lebensdaten nicht bekannt) erbaute Jesuitenkolleg; der Gebäudekomplex wird heute als Veranstaltungszentrum genutzt.

[815] Der 1588 erbaute achteckige Glockenturm.

[816] Das in den Jahren 1724 bis 1728 nach Plänen von Johann Georg Stengg (1689–1753) erbaut worden war.

[817] Der Bau des Barockschlosses war 1625 nach Plänen von Giovanni Pietro de Pomis (ca. 1565–1633) begonnen und 1666 fertiggestellt worden.

[818] Das Zisterzienserstift Rein.

[819] Die Wallfahrtskirche Kirche Maria im Elend zu Straßgang.


Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

GRÄTZ

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 133-136.

CCXXXIV. Der Juggernath-Tempel[820] in Pooree in Orissa[821].

Wunderbar sind die Vorstellungen von Gott bei den Völkern des Orients. Der Chinese verehrt ihn im Fo[822]; der Japanese im Budso; der Einwohner von Zeylon[823] im Buddha; im Chetiah der von Laos; der Peguaner[824] im Ptah; der von Thibet im Budd und im La. Alle diese Nationen stimmen zwar in einigen Punkten ihrer Vorstellungen überein, verehren ihren Gott durch Fleischeskreuzigung und Fasten, beten zu ihm als Mittler und Versöhner, theilen seinen Haß gegen den Gegengott (Teufel) und feiern seine Kämpfe über denselben und seinen Sieg. Aber in ihrer Gotteslehre sind sie sonst gänzlich verschieden. Hier predigt der Japanesische Bonze im gelben Kleide die Ewigkeit der Seele, als Wanderung durch verschiedene Körper, und nahe dabei leugnet der Sinkrist[825] ihr von den Sinnen gesondertes Daseyn, nennt sie eine bloße Wirkung der Organe, und schwört, sie vergehe mit ihnen, wie der Ton mit dem Instrumente. Dort empfiehlt der Priester von Siam[826] mit geschornen Augenbraunen [sic!] Allmosen, Buße und Opfer, während er an ein blindes Geschick, an ein unbewegliches Verhängniß glaubt. Der Ho-Chang-Chinese[827] opfert den Seelen seiner Aeltern, und der Anhänger des Confuzius[828] knüpft an die Bewegung der Himmelskörper des Menschen Geschick. Jenes Kind, umgeben von einem Schwarm von Priestern mit gelben Hüten, ist der große Lama – der eingefleischte Gott des Thibetaners. Auch der Calmücke glaubt mit ihm, Gott könne nur in einem Menschenkörper wohnen, und Beide lachen über die Dummheit des Bengalesen, der den Mist der Kuh verehrt, während ihnen doch selbst die Exkremente ihres Oberpriesters heilig sind. – Wem gehören jene ungestalten Abbildungen, doppelter, dreifacher, vierfacher menschlicher Figuren, mit Löwen, Schweins- und Elephantenköpfen, mit Fisch- und Schildkrötenschwänzen u. s. w.? Das sind die Vorstellungen der indischen Völker, die Gott in den Thieren und die Seelen ihrer Aeltern im Ungeziefer suchen; jener Völker, die Freistätten stiften für Vögel, Schlangen und Ratten und den Pariah[829] verhungern lassen; die sich von der Berührung ihres Nebenmenschen befleckt wähnen, während sie ihre Seele zu reinigen glauben, wenn sie sich im Kothe wälzen.

---

[820] Der Jagannath-Tempel (Sanskr./Hindi श्री जगन्नाथ मंदिर, Śrī jagannāth mandir; Oriya ଶ୍ରୀ ଜଗନ୍ନାଥ ମନ୍ଦିର, Śrī jagannātha mandira). Jagannatha (Sanskrit जगन्नाथ, Jagannātha; von Sanskr. जगत्, jagat, „das Universum“ und नाथ, nātha, „der Schutzherr, Beschützer“) repräsentiert den Hindugott Vishnu (siehe hierzu S. 203, Anm. 832). Diese Abbildung findet sich 1840 wieder in „Fisher’s Drawing Room Scrap-Book“ (London: Fisher, Son and Co. 1840).

[821] Puri (Oriya ପୁରୀ, Purī) in der Region Orissa (Oriya ଓଡ଼ିଶା, Oṛiśā).

[822] Die chin. Bezeichnung für Buddha. Da Joseph Meyers Vorstellungen von fremden Religionen eher spekulativ, und die Namen der genannten „Gottheiten“ mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit verballhornt wurden, würde ein näheres Eingehen auf dieses Passagen unweigerlich in einem wenig seriösen Rätselraten enden, weshalb von einem solchen Ansinnen abgesehen wird.

[823] Siehe hierzu S. 25, Anm. 54.

[824] Veraltet für Birmese.

[825] Nicht ermittelt; vielleicht ist hiermit eine der zahlreichen japan. synkretistischen Buddha-Schulen gemeint.

[826] Das heutige Thailand (thail. ประเทศไทย, bprà-tāyt tai).

[827] Hiermit dürften die Han (chin. 漢族, Hànzú), die chin. Mehrheitsethnie, gemeint sein.

[828] Konfuzius (chin. 孔夫子, Kǒng Fūzǐ; vermutl. 551–479 v. Chr.), chin. Philosoph zur Zeit der Östlichen Zhou-Dynastie.

[829] Paria, ein der niedersten oder gar keiner Kaste angehörender Inder; der Begriff leitet sich vom tamil. Paraiyar (Tamil பறையர், paṟaiyar, „Paria“), einer Bezeichnung für eine untere Kastengruppe in den südindischen Bundesstaaten Tamil Nadu und Kerala ab.

Auch sie, die Indier, haben eine Dreieinigkeit Gottes[830]. Sie haben einen Gott-Vater im Bramah[831]; aber der hat keine Tempel mehr, obschon er Schöpfer des Weltalls ist. Wischnuh[832] ist die zweite Person ihres dreieinigen Gottes – der Gott-Erhalter. Erhalter soll er seyn, und doch verehrt man ihn unter der Gestalt eines Ungeheuers, halb Eber und halb Löwe, wie er menschliche Eingeweide zerreißt, oder als Pferd, mit einem Schwerte gerüstet, auszutilgen die Gegenwart und die Erde zu zerstören; zum Sekundanten geben sie ihm einen Drachen, berufen, mit gespieenen Flammen die Himmelskörper zu verzehren. – Die dritte Person ist der Gott der Verwüstung – Schiwa[833]! und mit der nämlichen Consequenz des Widerspruchs gibt ihm die Priesterweisheit das Zeichen der Erzeugung zum Sinnbilde. Schiwa und seine Sippschaft, männlichen, und weiblichen, und Zwittergeschlechts, finden noch allein Anbeter in Menge, und die Bacchanalien, ihre Feste, die Theilnahme der grob-sinnlichen Massen. Alle diese Götter, – so versichern die schlauen Priester! – bedürfen nichts; und doch fordern sie ihre Verehrer unaufhörlich zu Gaben auf; sie sind allmächtig, sagen sie, und erfüllen die Welt; und doch bannt ein bettelnder Brahmine[834] sie mit einigen Worten in einen Götzen, oder in ein Gefäß, um nach Willkühr ihre Gunst zu verkaufen; sie sind, sagen sie, ein Muster der Keuschheit und Schamhaftigkeit; und doch machen sie die Wollust zu ihrem Ritus, und lassen das unzüchtige Bild des Lingam[835] öffentlich mit Blumen krönen und mit Milch und Honig besprengen. –

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern war der Geist des Priesterthums gar selten ein guter Geist, und in seiner Ausartung war er stets für die Menschen ein Herd der sittlichen Fäulniß und der Verdummung. Indessen hat nie eine Priesterkaste in dem Betrüge leichtgläubiger Nationen es so weit gebracht, als die Brahminen. Ihre Geheimlehre enthüllt den Geweiheten das raffinirteste System zur völligen Unterjochung des menschlichen Geistes, und reduzirt ihr Können und ihr Wissen auf die Kunst des Betrugs und der Arglist. In der Religion erkennen sie blos das bequemste Werkzeug zur Verhüllung ihres Geizes, ihrer Habsucht und ihrer Faulheit; in dem Vorgeben, mit Geistern in Gemeinschaft zu stehen, den leichtesten Weg, den eigenen Willen als Orakel zu verkündigen. Sie behaupten, in den Sternen lesen zu können, als Mittel, das Schicksal der Menschen nach ihren Absichten zu lenken; sie geben den Göttern alle Attribute der Macht, damit es ihren Leidenschaften an keinem Werkzeuge gebreche; sie erfinden tausenderlei Opfer, um die Milch der Heerden, das Fett und Fleisch der Opferthiere, die ersten und ausgesuchtesten Früchte des Ackerbaus, das mühsam erworbene Geld des Fleißes und der Geschicklichkeit an sich zu bringen: und unter der Maske der Frömmigkeit verschlingen sie die Opfer der Götter, die nicht essen, und rauben bei ewigem Nichtsthun den Unterhalt der arbeitenden Völker.

Dank der Vorsehung, das Erbe dieser Betrüger wird mit jedem Tage kleiner, und ihr Gestirn, das schon lange kein aufsteigendes mehr gewesen ist, geht schnell unter. Den höhern Kreisen der indischen Bevölkerung ist die Lehre der Brahminen meistens entfremdet, und nur bei den rohen Massen hat sie noch Glauben. Von diesem leben die Brahminen, und ihn sich zu erhalten, bieten sie alle Taschenspielerkünste auf, rufen sie alle Hülfsmittel unaufhörlich in's Feld.

Als eins der mächtigsten hat die Priesterkaste die Kunst gefunden, unter dem Titel der Gottesverehrung den Sinnen die gröbsten Feste zu bereiten. Zu diesem Behufe unterhält sie in allen Theilen Indiens eigene Tempel und bietet die Theilnahme an den zu bestimmten Zeiten in denselben stattfindenden Orgien, als der Gottheit wohlgefällige, sündenreinigende Werke, dem Volke zum Kaufe an. Jeder solcher Tempel wird dadurch zum Wallfahrtsort für Hunderttausende, und zur reichsten Fundgrube des Lasters, des Elends und – worauf es eigentlich allein abgesehen ist, – zu jener der priesterlichen Habsucht.

---

[830] Trimurti (Sanskrit त्रिमूर्ति, Trimūrti; „drei Formen“).

[831] Die hind. Gottheit Brahma (Sanskr. ब्रह्मा, Brahmā); er gilt als Schöpfer.

[832] Die hind. Gottheit Vishnu (Sanskr. विष्णु, Viṣṇu), der Bewahrer.

[833] Die hind. Gottheit Shiva (Sanskr. शिव, Śiva); er verkörpert in der hinduist. „Trinität“ das Prinzip der Zerstörung.

[834] Siehe hierzu S. 203, Anm. 719.

[835] Das Linga bzw. Lingam (Sanskrit लिङ्ग. liṅga, wörtl. „das Zeichen, Symbol“) gilt als Symbol der Hindu-Gottheit Shiva (siehe hierzu S. 203, Anm. 833); es wird in der Wissenschaft allg. als Phallussymbol gedeutet.

Unser Bild führt uns auf die Schwelle des berühmtesten und ältesten Schauplatzes jener scheußlichen Mysterien: zum Tempel des Juggernath in Orissa. Seine Erbauung geht in's 12. Jahrhundert zurück; und von der Größe des Gebäudes kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß in seinem Raum, den eine Mauer einschließt, 3000 Priester wohnen, die 400 Köchinnen und 1200 Mädchen und Tänzerinnen zum Dienste der Gläubigen und Wallfahrer unterhalten. Alle Tempeltheile und Wohnungen sind von Marmor, und von innen und außen mit Skulpturen der ekelhaftesten Vorstellungen bedeckt, welche des Orts Bestimmung verrathen.

Die Feste[836] beginnen in der Mitte des Juni[837]. Schon mehre Tage vorher fängt das Kommen der Pilgerschaaren an, die am Tage der Festeröffnung zu Hunderttausenden sich versammeln. Die unförmliche Bildsäule des Götzen wird auf ein 60 Fuß hohes, vergoldetes Gerüst mit Rädern[838] gesetzt, 20 weiße Elephanten, eigends für den Dienst des Gottes unterhalten, davor gespannt, und unter dem Schall der fürchterlichsten Musik und dem Freudengeschrei des Volks, von den Brahminen auf eine Anhöhe geführt[839]. Hierauf wird Jeder, der den gesetzten Preis entrichtet, Mädchen, Männer, Bursche und Weiber, in den Tempel gelassen. Acht Tage dauern die Feste, deren Beschreibung die Feder verweigert; den Beschluß macht das feierliche Wiederheimholen des Götzen.

Man rechnet, daß an diesem einzigen Orte jährlich mehr als 200,000 Wallfahrer den Priestern Tribut zahlen, von denen die meisten der ärmern Klasse zugehören, welche die Himmelstage, wie sie dieselben nennen, oft mit ihrem ganzen Hab und Gut erkaufen, und eben so oft mit ihrem Leben bezahlen: – denn da fast alle nicht eher den Tempel verlassen, bis sie im Wahnsinn des Genusses den letzten Heller und die letzte Körperkraft verzehrt haben, so gehen durch Hunger, Verzweiflung, Krankheit und Elend aller Art auf dem langen Rückwege, in der Regenzeit, viele Tausende zu Grunde. Gemeinlich bricht unter den in großen Zügen auf freiem Felde lagernden Pilgern die Cholera aus, und dann gleicht jedes Nachtlager dem Pferche einer von der Pest ergriffenen Heerde: – Hunderte bleiben todt, oder krank, zurück und werden den Raubvögeln und wilden Thieren zum Fraß.

[836] Das berühmte Ratha Yatra (Hindi रथ यात्रा; von Sanskr. रथ, ratha, „Kutsche, Wagen, Rad“ und यत्र, yātrā, „Pilgerreise“).

[837] Ende Juni, Anfang Juli.

[838] Der tonnenschwere Prozessionswagen „Ratha“ (siehe hierzu S. 203, Anm. 836); jedes Jahr werden davon drei gefertigt.

[839] Zum Gundicha-Tempel (Hindi गुंडिचा मंदिर, Guṇḍicā mandir; Oriya ଗୁଣ୍ଡିଚା ମନ୍ଦିର, Guṇḍicā mandira).



ORISSA

Haupttempel des Juggernath zu Pooree

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 136.

CCXXXV. Neuburg in Bayern.

Auf den Raum von wenigen Zeilen beschränkt, eilen wir dieser reizenden Parthie der oberen Donau mit flüchtigem Blick vorüber. Neuburg ist ein freundliches Städtchen von etwas 6000 Einwohnern; sein Schmuck ist das prächtige Schloß[840], das den Rücken eines Felsens einnimmt, welcher sich malerisch über dem Donauspiegel erhebt. Früher war es eine fürstliche Residenz, und es enthält, neben einer Gallerie historisch merkwürdiger Portraits, eine berühmte Sammlung alter Waffen und Rüstungen, welche im großen Saale, nach der Zeitfolge geordnet, zweckmäßig aufgestellt ist.

[840] Ottheinrich (1502–1559), seit 1522 Pfalzgraf von Pfalz-Neuburg, hatte ab 1527 die dortige Burg zu einem Renaissance-Schloß umgestalten und erweitern lassen, das nach künstlerischer Qualität und Erhaltungszustand in Deutschland zu den bedeutendsten Schloßbauten der ersten Hälfte des 16. Jhd.s gehört.


CCXXXV
NEUBURG
in Bayern
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger